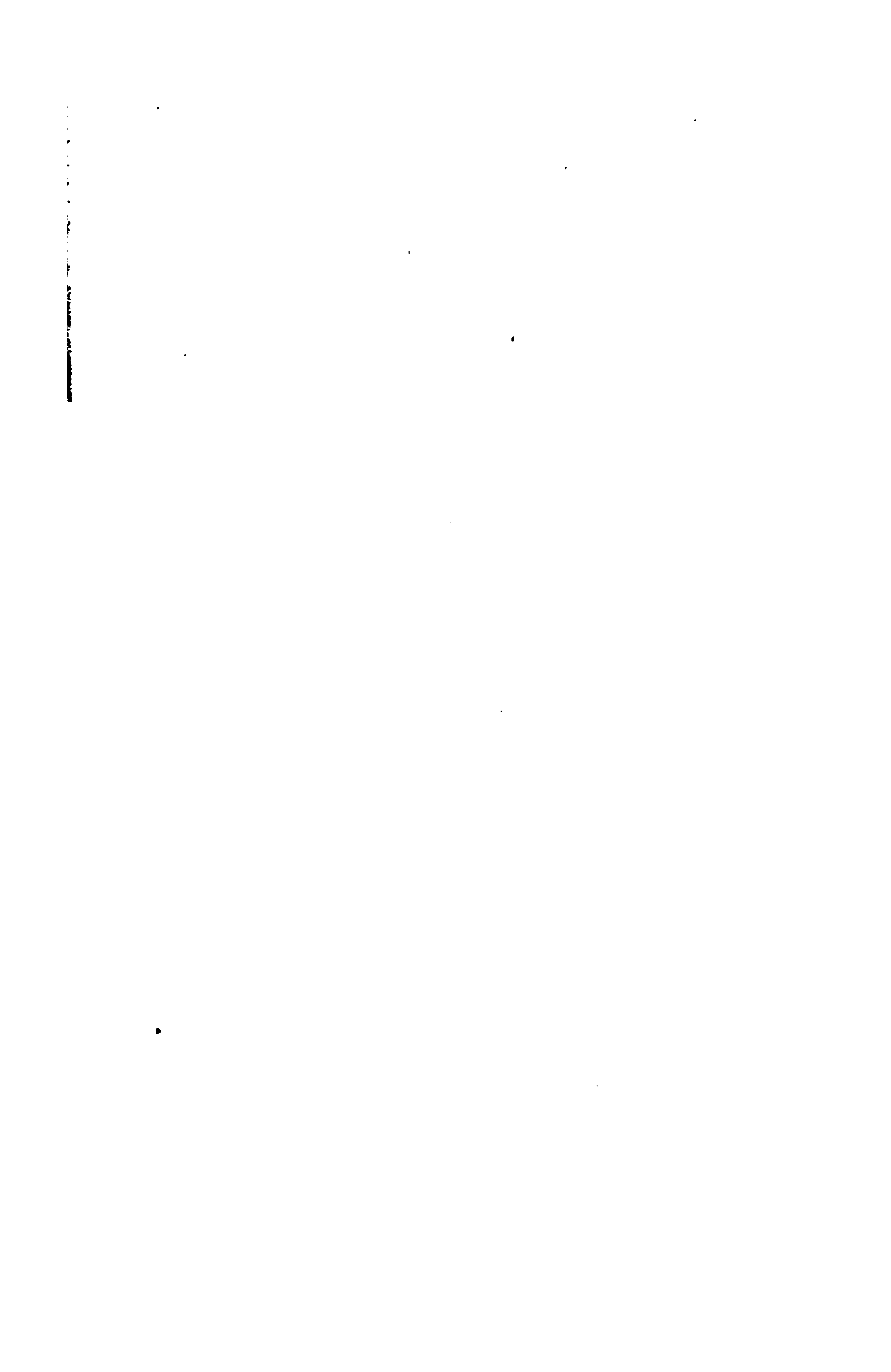




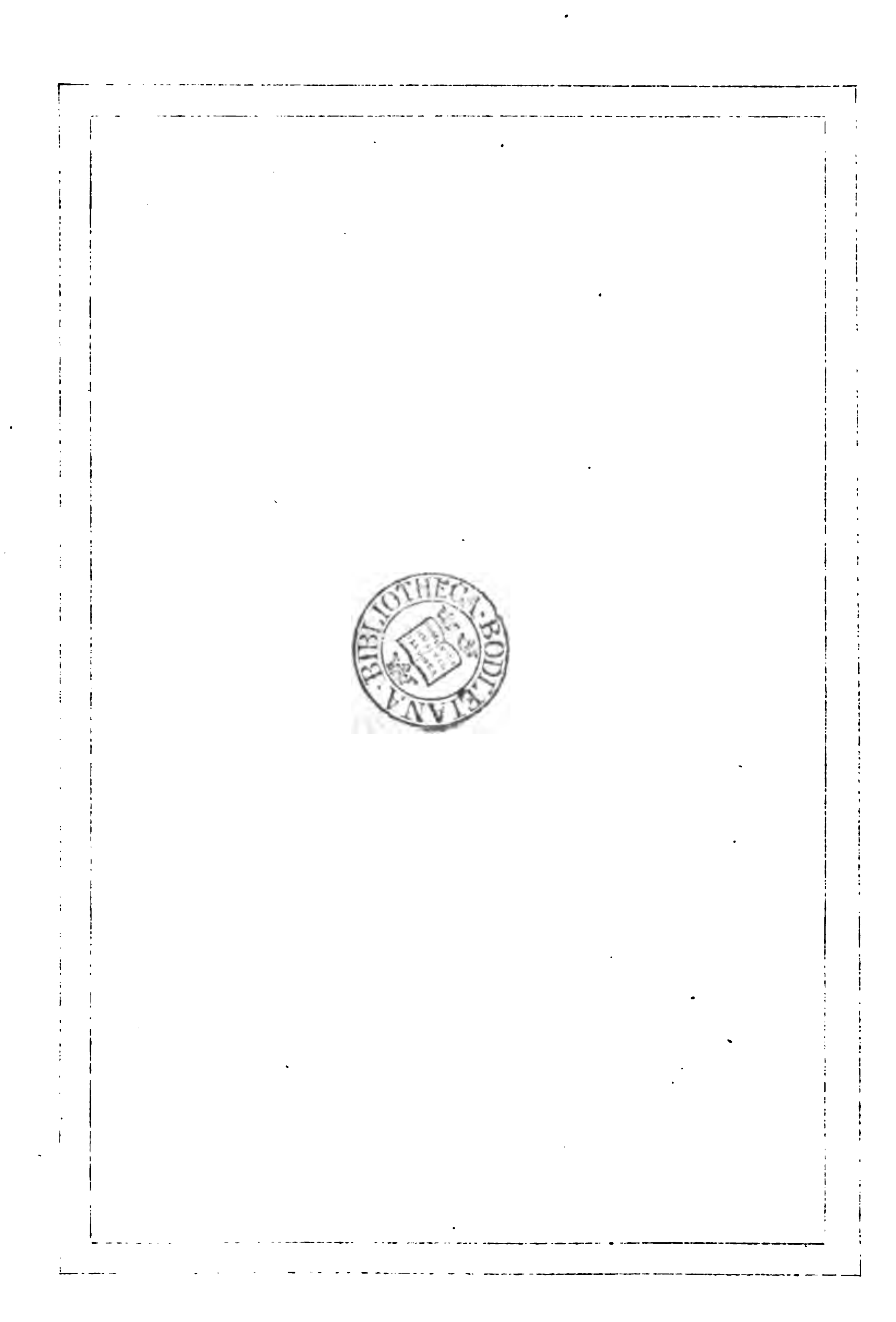


Neuer
PLUTARCH,
oder:
Bildnisse und Biographien
der
berühmtesten Männer und Frauen
aller
Nationen und Stände;
von
den ältern bis auf unsere Zeiten.

Nach den zuverlässigsten Quellen
bearbeitet
von einem Vereine Gelehrter.

IV. Band.
Mit 120 Bildnissen in Stahlstichen.

Pesth, 1853.
Verlag von Conrad Adolf Hartleben.



LXI



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth. Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg



Johann Baptist,

Erzherzog von Oesterreich ꝛc.

Geboren 1782.

Johann Baptist Joseph Fabian Sebastian, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen ꝛc., der achte Sohn des Kaisers Leopold II., kam den 20. Januar 1782 in Florenz zur Welt. Schon in früher Jugend zeigte er eine große Vorliebe für die Wissenschaften, widmete sich mit besonderer Neigung dem Studium der Theorie der Kriegskunst und der Geschichte, und erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse. So war er denn auch frühzeitig geeignet, dasjenige, was er mit Fleiß und Eifer erforscht, zur That zu machen. Als daher im Jahre 1800 der erkrankte Erzherzog Karl das Kommando abgegeben hatte, und den Feldzeugmeister von Kray das Waffenglück nicht begünstigte, übernahm der neunzehnjährige Erzherzog Johann den Oberbefehl des Heeres, drang mit demselben wieder in Baiern vor, vermochte aber, ungeachtet er durch ausnehmende persönliche Tapferkeit allen seinen Kriegern voranleuchtete und den Muth der Truppen dadurch entflammte, bei Hohenlinden und Salzburg dem kampfgeübten Moreau nicht zu widerstehen. Nach dem Luneviller Frieden wurde dem Erzherzoge die Stelle eines Generaldirektors des Genie- und Fortifikationswesens und das Direktorium der beiden Akademien zu Wien und Wiener-Neustadt übertragen, um welche er durch seine umsichtige und zweckmäßige Leitung unvergeßliche Verdienste sich erwarb und sie auf ihre gegenwärtige Stufe der Vollkommenheit erhob. 1805 übernahm er den Oberbefehl über die Armee in Tirol, nachdem er auf früheren Reisen die Eigenthümlichkeiten dieses Landes emsig erforscht und dabei Plane für die dortige Volksbewaffnung, Vertheidigung der festen Plätze u. s. w. entworfen hatte. Er ging nach Innsbruck, um die Anordnungen zur Vertheidigung des Landes vorzubereiten. Die Franzosen suchten der aus Ober-Italien sich

Theilnahme. Als begeisterter Kunst- und Naturfreund stiftete er 1811 zu Graz das, nach seinem erlauchten Gründer „Joannäum” genannte, steyermärkische National-Museum, indem er den Ständen Steyermarks, welche sich zur schnellen Förderung dieser gemeinnützigen Anstalt bereit erklärten, mittels Schenkungsurkunde eine, auf seinen mehrjährigen Reisen mit Mühe und Kosten erworbene Sammlung von Kunst- und Naturprodukten, Apparaten, Instrumenten, historischen Seltenheiten und literarischen Werken zur Gründung dieses Museums nach von ihm entworfenen Statuten überließ. Nach erfolgter kaiserlicher Genehmigung wurde zur Aufstellung dieser Kunstschätze ein angemessenes Gebäude gekauft, unter unmittelbarer Aufsicht des Erzherzogs eingerichtet, und die Sammlung, welcher auch einige Lehrkanzeln zugesellt wurden, erhielt durch reichhaltige Beiträge bald bedeutenden Zuwachs, dergestalt, daß sie 1840 ihre Industrialsammlungen an den Verein zur Beförderung der Industrie und der Gewerbe Inneröſterreichs abtreten konnte. In den Jahren 1813—1814 blieb der Erzherzog ohne Anstellung; 1815 befehligte er die Belagerung von Hüningen, und ordnete, nach der Einnahme dieser gefährlichen Festung, deren Zerstörung an. Nach dem zweiten Pariser Frieden besuchte er Paris, ging dann in Gesellschaft des Erzherzogs Ludwig nach England, wo die hohen Reisenden alle Merkwürdigkeiten des Landes, wie der Stadt London, musterten, in der Taucherglocke sich selbst auf den Meeresgrund hinabließen, und 1816 durch die Niederlande nach Wien zurückkehrten. Seit dieser Zeit beschäftigt sich der Erzherzog Johann, welcher 1836 zum Feldmarschall ernannt wurde, unabläſſig mit der Erfüllung seiner hohen Berufsgeschäfte, so wie mit wissenschaftlichen Forschungen und Bestrebungen. Sein Lieblingsaufenthalt ist die Steyermark; hier hat er seinen Brandhof, den er seit 1818 besitzt, und dessen ganze Einrichtung den edlen philosophischen und humanen Sinn des erhabenen Inhabers deutlich charakterisirt, zu einem wahren Kunsttempel und Pantheon des guten Geschmacks geschaffen. Auch als Protektor der Landwirthschaftsgesellschaft in Wien hat er unermüdlich Nutzen gestiftet und segensreich gewirkt. Steyermark, das ihm so viel des Nützlichen und Schönen verdankt, das ihn, nach mehr als dreißig Jahren unermüdlichen, beglückenden Wirkens, mit aller Inbrunst eines kindlichen Herzens sein nennt, genoß hauptsächlich auf seinen Betrieb auch die Auszeichnung, daß die ein und zwanzigste Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte im September 1843 in Graz Statt fand. Die schönen, erhebenden, wahrhaft deutschen Worte,

welche der hochverehrte Erzherzog in dieser Versammlung sprach, fanden in ganz Europa einen begeisterten Wiederhall und werden unvergessen bleiben.

Karl Ludwig,

Erzherzog von Oesterreich &c.

Geboren 1771.

Deutschlands Retter — so wurde selbst in den Tagen der Erniedrigung und Knechtschaft, wo engherziger Partikularismus die deutsche Sache zersplitterte, jener erlauchte Vorkämpfer genannt, welcher zuerst des Feindes vermeinte Unbesiegbarkeit blutig Lügen zu strafen wagte. Karl Ludwig Johann Joseph Laurenz, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen &c., ist der dritte Sohn weiland Kaiser Leopold's II. und den 5. September 1771 zu Florenz geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von dem nachmaligen Erzbischofe von Wien, dem ehrwürdigen Grafen Hohenwart; seine Lehrer in den Militärwissenschaften waren Maillard und d'Arnal, sein Erzieher der nachmalige General Spanocchi. Nach der Thronbesteigung seines Vaters, 1790, folgte der neunzehnjährige Erzherzog demselben nach Wien, wo er bereits den Sitzungen der Hofstellen beiwohnte, und wo zur Erweiterung seiner Kenntnisse Alles beigetragen wurde. Damals empfing er auch den Orden des goldenen Vließes. Im folgenden Jahre ging er nach Brüssel zu dem damaligen Generalgouverneur der österreichischen Niederlande, dem Herzoge Albrecht von Sachsen-Teschen, welcher der Gemal seiner Tante, der Erzherzogin Maria Christina war, und fand hier ein zweites Vaterhaus. Indem er daselbst den Ministerial-Konferenzen beiwohnte und zugleich die Kriegswissenschaften eifrigst studirte, bildete er sich gleichzeitig für den Frieden wie für den Krieg, dessen Vorzeichen drohend, wie Wetterwolken, von Frankreich her aufstiegen. Gegen die Niederlande erfolgte der erste Stoß, und auf dortigem Boden kämpfte die heranbringende Revolution ihre ersten Schlachten. Bei Jemappes (6. November 1792) verrichtete der ein und zwanzigjährige Erzherzog als Generalmajor seine erste

Waffenthat. Reichere Lorbeeren brachte ihm der Feldzug des folgenden Jahres. Er stand mit seiner Brigade an der Spitze der Avantgarde, welche unter seiner Führung in der ruhmvollen Schlacht von Aldenhoven (1. März 1793) so glänzende Thaten vollführte, daß der Feldmarschall Prinz Koburg in seinem Berichte gestand: »nächst Gott, habe man den Sieg vorzugsweise dem Erzherzoge Karl zu danken.« Der junge Held rückte in Siegeseile bis Tongern und St. Tron vor, und zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, focht er schon am 15. März wieder siegreich bei Tirlemont. Den wesentlichsten Antheil hatte er an dem glorreichen Siege von Neerwinden (18. März), indem er mit seiner zum äußersten rechten Flügel verlängerten Avantgarde den linken Flügel des Feindes warf, ihm sein Geschütz nahm und die Flüchtigen bis Tirlemont verfolgte. Kaiser Franz belohnte ihn dafür (1. April) mit dem Großkreuze des Maria Theresien-Ordens, als dem höchsten kriegerischen Ehrenzeichen. Noch in den letzten Tagen des Kampfes zeichnete sich der Erzherzog in den Angriffen auf Diest und bei Löwen aus, und wurde hierauf zum General-Gouverneur der wiedereroberten Niederlande ernannt. In dem Feldzuge 1794 befehligte der Erzherzog in der Schlacht bei Landrecy eine Division, bei Tournay und Courtray gegen Pichegru den ganzen linken Flügel, bei Fleurus das Zentrum. Auf dem Schlachtfelde beförderte ihn der Kaiser Franz zum Feldzeugmeister, in welcher Eigenschaft er dann zur Armee des Oberrheins ging, die der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen befehligte. Nachdem die Armee in die Winterquartiere gerückt war, ging der Erzherzog, dessen Gesundheit bei den frühzeitigen Anstrengungen gelitten hatte, nach Wien, wo er, ohne an den Kriegsereignissen Antheil zu nehmen, während des Jahres 1795 verweilte. Er hatte seine Kraft bisher nur in beschränktem Verhältnisse zeigen können, nun aber sollte ihm Gelegenheit werden, unmittelbar an die Spitze der Schlachten zu treten; denn als Clerfait das Kommando niederlegte, erhielt der Erzherzog Karl für den Feldzug von 1796 den Oberbefehl über die Armee des Niederrheins, und als Wurmser, der bisherige Oberbefehlshaber am Oberrhein, mit vierzigtausend Mann nach Italien abberufen wurde, vereinigte sich das Kommando der gesammten Rheinarmeen in der Hand des Erzherzogs. Als Jourdan mit der Maas- und Sambre-Armee über Düsseldorf und Neuwied vorrückte, den Prinzen Ferdinand von Würtemberg an der Sieg schlug und bis zur Lahn zurückdrängte, eilte der Erzherzog im rechten Augenblicke herbei, und warf den Feind durch die Gefechte bei Wezlar (15. Juni) und bei Uckerodt

(19. Juni) über den Rhein zurück. Er vermochte die errungenen Vortheile nicht zu verfolgen, da er in Ungewißheit über das Schicksal der Armee des Oberrheins war, wohin er jetzt mit einem Theile des Heeres marschirte, nachdem er die Mainzer Garnison verstärkt und sechs und dreißigtausend Mann an der Lahn und Sieg zurückgelassen hatte. Seine Besorgniß zeigte sich nur zu begründet, denn die von Basel bis Mannheim gegliederte Armee des Generals Latour war durch die Rhein- und Mosel-Armee, welche unter Moreau's Oberbefehle am 24. Juni bei Kehl den Rhein überschritten hatte, in zwei Theile getrennt und der größere davon bis an die Murg zurückgedrängt worden; die schwäbischen Truppen hatten den Kniebis und Freudenstadt ohne Vertheidigung verlassen, Würtemberg und Baden Friedensunterhandlungen begonnen und ihre Truppen zurückgezogen. Schnell vereinigte sich der Erzherzog mit Latour und lieferte am 9. Juli die Schlacht bei Malsch und Rosenthal, welche, taktisch gewonnen, strategisch verloren, den Feind im Besitze der Gebirgspässe ließ. Mit eigener Lebensgefahr hatte, bei den Angriffen der französischen Kolonnen auf das Dorf Malsch, der Erzherzog den Muth der Seinigen belebt; unangefochten zog er nach Pforzheim. Jourdan, rastlos der Vereinigung mit Moreau nachstrebend, war indessen wieder vorgedrungen und hatte bei Friedberg über Wartensleben gesiegt. Unter diesen Umständen beschloß der Erzherzog den ferneren Rückzug hinter den Neckar, um beide Heere sich näher zu bringen und sich entweder auf Jourdan oder auf Moreau werfen zu können; am 21. Juli bestand er die Arrièregarden-Gefechte bei Kanstadt und Eßlingen. Während Frankfurt am 24. Juli von den Franzosen besetzt wurde, Wartensleben sich über Würzburg und Zeul zurückzog und die zu seiner Verstärkung am 22. Juli abgesendeten Sachsen die Armee verließen und in ihr Vaterland zurückkehrten, näherte sich der Erzherzog der Donau und lieferte dem General Moreau am 11. August die Schlacht von Neresheim, in welcher von dessen linkem Flügel die Division Duhesme gesprengt, bis Weissenstein zurückgeworfen, die Parks und Bagagen der französischen Armee aus Heidesheim verjagt wurden. Die Hauptstärke beider Armeen behauptete das Schlachtfeld; der Erzherzog zog sich nach der Donau, und überschritt am 13. bei Donauwörth den Strom. Sein ganzes Streben ging nun dahin, Jourdan aus dem Felde zu schlagen, und jene drohende Vereinigung, das großartige Projekt Carnot's, dadurch zu vereiteln. Unter Zurücklassung des Generals Latour mit dreißigtausend Mann gegen den heranziehenden Moreau, eilte

der jugendliche Feldherr, im Vorgefühle naher Siege, zu Wartensleben's Beistande, und wußte seinen Abzug so meisterhaft einzuleiten, daß derselbe dem feindlichen Heerführer lange völlig verborgen blieb. Am 17. August wurde bei Ingolstadt und Neuburg die Donau wieder überschritten, die Division Bernadotte den 22. August bei Teiningen, und den 23. bei Neumarkt geworfen, am folgenden Tage aber die Armee Jourdan's selbst bei Amberg geschlagen; während dieses siegreichen Treffens vereinigte sich der in der rechten Flanke angreifende Erzherzog mit dem in der Front vorrückenden Wartensleben. Die auf Schweinfurt zurückweichende französische Armee ließ der Erzherzog von leichten Truppen durch tägliche Angriffe beunruhigen und lebhaft verfolgen; von Bamberg aus sendete er ihr nur eine schwache Abtheilung über den Main nach, während er selbst mit dem Hauptheere den geraden Weg über Kitzingen und Schwarzach nach Würzburg nahm. Hier wurde Jourdan am 3. September noch entscheidender, als bei Amberg, geschlagen; ein vom Erzherzoge zur rechten Zeit angeordneter, kühn ausgeführter großer Reiterangriff trug vorzüglich zur glänzenden Entscheidung dieses Tages bei. Jourdan zog sich, hart gedrängt, in Eile gegen die Lahn zurück, und verlor hierbei eine große Menge von Geschütz, Gefangenen und Materiale aller Art; der Erzherzog traf den 8. in dem von den Franzosen geräumten Frankfurt ein; die Rheinfestungen waren entsetzt. Es folgten nun hitzige Gefechte an der Lahn; während Jourdan sich durch Kray bei Wetzlar festhalten ließ, wendete sich der Erzherzog gegen Limburg, schlug am 16. September den General Marceau und erzwang den Uebergang über die Lahn. Das französische Heer wurde unter stäten Gefechten über die Sieg, und selbst über den Rhein zurückgedrängt. So über Jourdan unbedingter Sieger, und von dieser Seite nicht mehr bedroht, eilte der Erzherzog, um sich mit Moreau zu messen, dem Oberrheine zu. Jourdan's Unfälle nöthigten Moreau, ungeachtet einiger errungenen Erfolge, ebenfalls zu retrograder Bewegung. Durch den in seiner linken Flanke voreilenden General Naundorf von Tübingen abgeschnitten, und von Latour gedrängt, wendete Moreau sich schnell, brachte Letzterem am 2. Oktober bei Biberach eine Schlappe bei, und erzwang sich so, um dem vom Niederrhein ihm entgegenziehenden Erzherzoge zuvorzukommen, einen ungestörten Rückzug durch das Höllenthal bis Freiburg. Inzwischen war der Erzherzog an der Elz eingetroffen, vereinigte sich mit Latour, schlug Moreau, der sich mit Gewalt den Weg nach Kehl bahnen wollte, am 19. Oktober bei Emmendingen, Tags dar-

auf an der Treisam, so wie am 24. in der Schlacht von Schlingen, wo der Erzherzog mitten im Kugelregen persönlich seine Tapfern anfeuerte und zwei Grenadiere an seiner Seite getödtet wurden, und nöthigte seinen Gegner, am 26. bei Hüningen über den Rhein zurückzugehen. Der Erzherzog schritt nunmehr zur Belagerung von Kehl. Vergebens suchte Moreau die in der Nacht zum 22. November erfolgte Eröffnung der Laufgräben durch einen starken Ausfall zu hindern; er wurde vom Erzherzoge, der seine Truppen persönlich in das stärkste Feuer führte, zurückgeschlagen. Nach hartnäckiger Vertheidigung ging das in einen Schutthaufen verwandelte Kehl am 9. Januar 1797 durch Kapitulation über. Unterdessen war, auf des Erzherzogs Befehl, durch den Feldmarschall-Lieutenant Fürsten von Fürstenberg auch die Belagerung des Brückenkopfes von Hüningen unternommen, die geforderte Uebergabe am 27. November abgeschlagen worden. Als aber der Erzherzog selbst im Hauptquartiere erschien, wurde am 5. Februar der Brückenkopf ebenfalls durch Kapitulation genommen. Dies waren die glorreichen Ergebnisse des Feldzugs von 1796; Deutschland war gerettet, und die österreichische Monarchie auf einer Seite gegen weitere Gefahr gedeckt. Aber um so trüber hatten sich die Aussichten in Italien gestaltet; eine Reihe von Unfällen hatte dort Oesterreichs Schaaren gelichtet und entmuthigt. Ein Führer war vonnöthen, der, mit dem Lorbeer des Sieges geschmückt, auch den Glauben an Siege wieder mitbrächte, und so wurde der Erzherzog Karl vom Rheine abgerufen, um das Kommando in Italien zu übernehmen. Bei seinem Eintreffen in Conegliano fand er die Armee, die der Schlag von Rivoli betäubt, der Auflösung nahe, reis'te nach den dringendsten Anordnungen nach Wien, um persönlich die Absendung von Verstärkungen zu betreiben, und traf schon am 4. März, kurz nach dem erneuerten Vorrücken des republikanischen Generals Bonaparte, wieder im Hauptquartiere zu Udine ein. Kaum 18—20,000 Mann betrug das Heer, welches er am Tagliamento zu sammeln vermochte; doch weckte, in den vorgefundenen Trümmern einer großen und schönen Armee, des Erzherzogs Ruf, sein Eifer und seine Feldherrnkunst das Vertrauen wieder, und belebte auf's Neue den gesunkenen Geist, wenn auch mit diesen geringen Streitkräften dem überlegenen und siegestrunkenen republikanischen Heere kein nachhaltiger Widerstand zu leisten war. Mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigte der Erzherzog jede Stellung, mußte aber der Uebermacht weichen, und sich vom Tagliamento bis zum Isonzo, und dann bis Leoben zurückziehen. Durch das

Aufgeben' fester Stellungen von Seite einiger Untergenerale wurde die Verbindung häufig unterbrochen und der Rückzug noch schwieriger, und nur des Erzherzogs und des Oberstlieutenants Fedak Muthe war die Rettung der bereits umzingelten Artilleriereserve zu verdanken; Ersterer selbst kam in Gefahr, gefangen zu werden. Nach dem Frieden von Campo formio (17. Oktober 1797) wurde der Erzherzog zum Generalkapitän und Gouverneur von Böhmen ernannt, und ging über Wien, wo er mit großem Jubel empfangen wurde, nach Prag. Ganz Oesterreich, Volk und Heer, verehrte begeistert in dem erlauchten Feldherrn den Retter Deutschlands. Leider hatte unter den Mühsalen des Krieges, denen er sich nirgend entzog, seine Gesundheit gelitten; doch fand er Linderung in den Bädern von Teplitz. Er benützte die Zeit der Ruhe, die Armee in einen achtunggebietenden Zustand zu setzen; denn nur zu richtig sah er den nahen Wiederausbruch der Feindseligkeiten voraus. Wirklich wurde schon zu Anfang des Jahres 1799 der politische Horizont trüber, und man stellte gegenseitig Armeen auf. Der Erzherzog erhielt den Oberbefehl über das zwischen dem Lech und der Isar versammelte Heer und nahm sein Hauptquartier zu Friedberg, nachdem er am 15. Februar in München die Stellung von fünfzehn tausend Mann baierischer Hilfstruppen erwirkt hatte. Am 1. März passirte Jourdan mit der Donauarmee den Rhein. Auf diese Nachricht ließ der Erzherzog, ungeduldig, sich abermals mit dem Gegner zu messen, der die Macht seines Armes schon so schwer empfunden, sein Heer den Lech überschreiten und gegen Memmingen und Biberach, wo er den 18. eintraf, vorrücken. Jourdan, der an diesem Tage in Pfullendorf stand, war durch Massena's Vortheile in der Schweiz dergestalt übermüthig geworden, daß er den Erzherzog schriftlich zum Rückzuge aufforderte. Der Erzherzog ließ ihm melden: er werde mit Kanonen antworten, und er hielt Wort; denn am 21. März erfocht er bei Ostrach über Jourdan einen glänzenden Sieg, trennte ihn von seinem rechten Flügel, und jagte ihn über Pfullendorf, wo die geschlagenen Franzosen sich noch einmal setzen wollten, bis nach Stockach. Hier holte er, rastlos verfolgend, den fliehenden Gegner ein, den eben erkämpften Sieg durch einen zweiten zu vervollständigen. Wiederholt und gegen die dringenden Bitten seiner Soldaten, setzte der Erzherzog sich der äußersten Gefahr aus, stellte im entscheidenden Augenblicke, mitten im wüthendsten Feuer, sich selbst an die Spitze der Oesterreicher und befeuerte sie durch den Zuruf: »Jetzt gilt es Ehre und Vaterland! Denkt daran, daß Ihr österreichische Grena-

biere seid! Wir müssen siegen oder sterben!" Wie furchtbar auch das französische Geschütz in den Reihen der Tapferen mähete, sie standen, treu dem Zurufe ihres Heldenführers, unerschütterlich, warfen an dem blutigen Tage von Stockach und Liptingen (25. März) den angreifenden Feind mit dem Bajonnete zurück und durchbrachen seine Reihen. Jourdan's Heer floh zurück über den Rhein, den es einen Monat früher mit prahlerischer Zuversicht überschritten hatte; zum zweiten Male begrüßte Deutschland in dem Erzherzoge seinen Befreier.—In Italien, wo unter Suwarow die Oesterreicher und Russen von Sieg zu Sieg eilten, war die französische Macht im Verenden. Aber die Schweiz hielt Massena mit eiserner Gewalt fest, und ihn von dort zu vertreiben war nun des Erzherzogs nächstes Augenmerk. Nachdem die Franzosen aus Graubündten durch Bellegarde und Hotze verjagt worden waren, erhielt Letzterer vom Erzherzoge den Befehl, alles Mögliche zu thun, um sich baldigst mit dem Hauptheere in der Richtung von Zürich zu vereinigen. Die Avantgarde des Erzherzogs ging den 21. Mai bei Stein, er selbst aber mit der Armee am 23. zwischen Büsingen und Kloster Paradies über den Rhein. Durch die, Massena's linke Flanke bedrohenden Manoeuvres des Erzherzogs sah sich Ersterer zum Rückzuge genöthigt, und bezog eine verschanzte Stellung vor Zürich. Am 4. Juni unternahm der Erzherzog einen in fünf Kolonnen vereinzelten Angriff; überall wurden die Vortruppen der Franzosen geworfen; doch hielt sich Massena in der Hauptstellung. Der Erzherzog wollte in der Nacht auf den 6. Juni den Angriff erneuern; die Franzosen hatten sich aber bereits, mit Zurücklassung von acht und zwanzig Geschützen, über die Limmat zurückgezogen, und räumten Zürich, wo der siegreiche Erzherzog seinen Einzug hielt. Man fand 149 Geschütze in dem Platze. Der Erzherzog war nun gesonnen, die Ankunft der Russen unter Korsakow abzuwarten, um dann zu weiteren Angriffen auf Massena's Stellung zu schreiten. Aber dieser Hauptwunsch blieb unerfüllt; denn in Folge der im August zwischen den Kabineten von Wien, St. Petersburg und St. James getroffenen Uebereinkunft erhielt der Erzherzog den Befehl, mit seinem Heere an den Rhein zu ziehen, und er trat demgemäß am 31. August seinen Marsch dorthin an. Das Gerücht seiner Ankunft war hinreichend, um den französischen General Müller von der Belagerung Philippsburgs abzubringen. Der am 17. September bei Schwetzingen eingetroffene Erzherzog beschloß die sofortige Erstürmung Mannheims, die er auch am 18. mit siegreicher Hand ausführte. In dem eroberten Platze fielen 2 Fahnen,

23 Geschütze, 2 Generale und 1800 Gefangene in die Gewalt des Siegers; die Besatzung des Neckarbrückenkopfes mußte das Gewehr strecken. Die Franzosen waren nun ganz über den Rhein getrieben. Auf die Nachricht von der Vertreibung Korsakow's aus der Schweiz, setzte der Erzherzog sogleich seine Armee wieder gegen die Donau in Marsch. Wegen bedenklicher Zunahme seines Unwohlseyns hatte er wiederholt um Enthebung vom Kommando gebeten; endlich wurde ihm dies bewilligt und er durch den Feldzeugmeister Kray ersetzt. Am 18. März 1800 reisete der Erzherzog von Donaueschingen über Wien nach Prag, wo er, zurückgezogen von den Geschäften, der Herstellung seiner gestörten Gesundheit lebte. Doch bald forderte ihn sein kaiserlicher Bruder zu neuer Thätigkeit auf, und mit edler Selbstverläugnung unterließ er eine, von den Aerzten ihm dringend angerathene Reise nach Pyrmont, um die Leitung der Vertheidigungsanstalten Böhmens zu übernehmen. Hier war es, wo sich, einzig auf seinen Aufruf, binnen drei Monaten eine Legion von 25,000 Freiwilligen aus Böhmen und Mähren bildete. Noch war seine Gesundheit zu schwach, um, dem am 7. Oktober ausgesprochenen Wunsche gemäß, den Heerbefehl zu übernehmen; aber nach der Schlacht von Hohenlinden fügte sich der Erzherzog dem Wunsche des Kaisers und reisete zur Armee, um neuerdings den Feldherrnstab zu ergreifen. Er traf am 17. Dezember in Schwanstadt ein, und fand die Armee, wie vor drei Jahren jene von Italien, im Zustande der Auflösung begriffen. Unter solchen Umständen konnte er zwar Oesterreichs Banner nicht gewohntermaßen mit neuen Siegeslorbeern schmücken; aber er reichte dafür dem Vaterlande die schönere Palme des Friedens. Am 25. Dezember wurde Waffenstillstand, am 9. Februar 1801 der Friede von Luneville geschlossen. Schon am 9. Januar 1801 war der Erzherzog vom Kaiser zum Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsidenten ernannt und beauftragt worden, einen Plan zur Regulirung des Militärsystems der ganzen Monarchie baldigst vorzulegen. Mit rastlosem Eifer und größter Einsicht gab er sich diesem neuen Wirkungskreise hin; der Geschäftsgang wurde vereinfacht und beschleunigt, die Fähigkeit hervorgezogen, für die Organisirung und Ausbildung der Armee und für Herstellung des Materials unendlich viel gethan. Nach dem Tode des Hoch- und Deutschmeisters, Erzherzogs Maximilian, 1801, trat dessen bisheriger Coadjutor, der Erzherzog Karl, in diese Würde ein, welche er nach drei Jahren an seinen Bruder, den Erzherzog Anton Viktor, abtrat. Im März 1802 wurde ihm, seiner fortdauernden, zeitweise zuneh-

menden Kränklichkeit und seiner überhäuften Geschäfte wegen, sein würdiger Bruder, der Erzherzog Johann, für die Militärangelegenheiten an die Seite gegeben. In demselben Jahre verbat er mit hochsinniger Bescheidenheit sich das Monument, welches, auf Vorschlag des Königs von Schweden bei dem Regensburger Reichstage, ihm, als Erretter Deutschlands, gesetzt werden sollte; 1805 wurde er vom Kaiser zum Kriegsminister ernannt, während Graf Baillet-Latour als Hofkriegsrathspräsident eintrat. Bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Frankreich, 1805, trat der Erzherzog an die Spitze des 80,000 Mann starken italienischen Heeres, welchem, von dem Jubel der Krieger begrüßt, ein kräftiger Aufruf die Ankunft des geliebten Feldherrn zu Padua verkündigte. Durch die anbefohlene Absendung von zwanzig tausend Mann nach Deutschland entging dem Erzherzoge sein bisheriges numerisches Uebergewicht über den Feind; er gab daher nothgedrungen den früheren Plan einer raschen Offensive auf, um sich auf die Defensive zu beschränken, ließ die Truppen bis gegen die Etsch vorrücken und die Stellung bei Caldiero verschanzen. Die dunklen Nachrichten über die ungünstigen Erfolge des Feldzugs in Deutschland zeichneten zwar dem Erzherzoge die Nothwendigkeit vor, Italien zu verlassen; aber sein ritterlicher Geist erlaubte ihm den Rückzug nicht anders, als nach einer gewonnenen Schlacht, anzutreten. So lieferte er am 30. Oktober die berühmte Schlacht von Caldiero, schlug alle wüthenden Angriffe Massena's mit unerschütterlicher Festigkeit ab, und trieb den besiegten Gegner mit einem Verluste von acht tausend Mann zurück. Schon wollte er den Sieg auch nach Deutschland hinübertragen und hier den Angelegenheiten einen unerwarteten Umschwung geben, als ihm, nach einem meisterhaft ausgeführten Rückzuge, an den Gränzen Oesterreichs die Nachricht der Schlacht von Austerlitz und des ihr gefolgten Waffenstillstandes entgegenkam und seinen heldenmüthigen Entwürfen ein Ziel setzte. Unter'm 10. Februar 1806 wurde er zum Generalissimus der Armee und zum Kriegsminister mit der ausgedehntesten Vollmacht ernannt. Von da an schreiben sich seine herrlichen und kraftvollen Institutionen für die Regimenter der Armee, für ihre intellektuelle Bildung, für die Vervollkommnung der großen Elemente des Krieges. Er verbesserte den Unterricht der Armee durch vortreffliche Unterrichts- und Lesebücher, durch ganz neue, mit dem Zeitgeiste fortgeschrittene Instruktionen und Reglements, durch die Gründung eines eigenen Kriegsarchives, einer eigenen militärischen Zeitschrift, durch systematischen Unterricht in den Regimentern

und Korps, durch Beförderung ausgezeichneter Offiziere, ohne Rücksicht auf bloße Anciennetät. Wunderthätig wirkte der so allgemein verehrte und geliebte Feldherr auf den Geist der Armee. Die großartigen Ergebnisse davon zeigten sich in dem Heldenkampfe des Jahres 1809, welcher Oesterreichs Heer und seinen Führer in die Annalen der Unsterblichkeit einzeichnete. Die Worte, welche der Erzherzog der Wiener Landwehr bei ihrer Fahnenweihe zurief: »wo uns die Ehre und das Vaterland hinrufen, da finde ich Euch wieder; da findet jeder von Euch auch mich!« wurden zur Wahrheit, welche Tausende von muthigen Herzen mit ihrem Blute besiegelten. Der Erzherzog Generalissimus übernahm das Kommando der Armee in Deutschland. Sein glühender Aufruf an die deutsche Nation, die wohl Ursache gehabt hätte, den Worten ihres mehrmaligen Retters ein williges Ohr zu leihen, brach sich an der stumpfen Unentschlossenheit, welche schwer und lähmend auf Deutschland lag, das damals seine Befreier gleichgiltig in den eigenen Fall verstrickte. Der Erfolg dieses Kampfes ist bekannt, bekannt die blutigen Maientage von Aspern und Eßlingen, wo der Erzherzog wiederholt in Person seine Braven zum Sturme führte, und, die Fahne des wankenden Regiments Zach hoch aufschwingend, die Weichenden zum Stehen brachte und wieder gegen den Feind führte; bis Napoleon's Adler gedemüthigt vom Schlachtfelde flohen, und der Imperator selbst murrend den Ruhm seines Ueberwinders eingestand. Am 31. Juli legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder. Napoleon bewies ihm fortwährend die größte Hochachtung; von demselben ausdrücklich erwählt, vertrat er ihn bei dessen Vermählung durch Prokuration mit der Erzherzogin Marie Louise, und erhielt bei dieser Gelegenheit den Adler der Ehrenlegion mit einem schmeichelhaften Handschreiben des Kaisers der Franzosen. Der Erzherzog lebte nun bis zum Jahre 1815 in Wien im Umgange mit den Wissenschaften. Schon früher war er als militärischer Schriftsteller thätig gewesen; nun bereicherte er die Kriegsliteratur mit den beiden, durchaus klassischen Werken: »Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland« (1813), und »Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz« (1819). Nach Napoleon's Rückkehr von Elba erhielt der Erzherzog den Oberbefehl über das in Mainz gebildete österreichische und Bundesheer; doch der Sieg von Belle-Alliance machte weitere Unternehmungen unnöthig. Die Brandung der französischen Kriege war verrauscht, und der kaiserliche Held kehrte in den Schoos des Friedens und eines beglückten

Familienlebens zurück. Nach dem Hintritte des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen (1822) sukzedirte der Erzherzog Karl in dessen ausgebreiteten Besitzungen; 1830 beging er seine fünfzigjährige Jubelfeier als Inhaber des k. k. 8ten Linien-Infanterie-Regiments in dessen Mitte zu Krems; 1840 ward seinem Vaterherzen die hohe Freude, daß das Abend- und Morgenland von dem frühzeitigen Heldenruhme seines Sohnes, des Erzherzogs Friedrich, wiederhallte, der seine ersten Lorbeern auf Akre gepflückt, ebendort, wo einst der babenbergische Leopold Oesterreichs Banner über Leichenhügeln der Ungläubigen aufgepflanzt hatte. Im April 1843 endlich, fünfzig Jahre nach dem Siege von Aldenhoven, welchem seitdem über zwanzig andere Siege gefolgt waren, wurde des Erzherzogs Karl fünfzigjährige Jubelfeier der Verleihung des Großkreuzes des militärischen Maria Theresien-Ordens mit großen Feierlichkeiten begangen. — So streut das Schicksal noch jetzt freundliche Blüten auf den Pfad des greisen Helden, bei dessen Namen sich die Brust jedes österreichischen Kriegers höher hebt, und dem auch das Ausland nie die gebührende Verehrung versagt hat; so daß die Worte, welche 1830 sein Regiment bei der gedachten Jubelfeier ihm zurief: „Vom Vaterlande geehrt, vom Heere geliebt, vom Feinde geachtet," stets ihre schönste Erfüllung fanden.

Leonhard Torstenson.

Geboren 1603. Gestorben 1651.

Dieser große Feldherr aus Gustav Adolf's Schule, einer der ersten und glücklichsten Repräsentanten des neuen Kriegssystems, kam den 17. August 1603 zu Torstena bei Wennersborg in Schweden zur Welt, und war der einzige Sohn des Reichsrathes Torsten Lennartson, der wegen Anhänglichkeit an König Sigismund nach Polen flüchten mußte. Der junge Leonhard (Lennart) war damals erst drei Monate alt, blieb in Schweden zurück und wurde im Hause seiner Tante sorgfältig erzogen. Seine guten Sitten und vielfachen Kenntnisse verschafften ihm die Ehre, schon in seinem fünfzehnten Jahre bei dem Könige Gustav Adolf als Page

oder Kammerknappe angestellt zu werden, in welcher Eigenschaft er den Monarchen auf allen Feldzügen begleitete und von Diesem 1624 wehrhaft gemacht wurde. Bei jeder Gelegenheit zeichnete er sich dergestalt aus, daß er schon 1628 zum Obersten des noorländischen Infanterie-Regiments ernannt wurde. Nach dem im folgenden Jahre mit Polen geschlossenen Waffenstillstande übertrug ihm der König die Organisation der Feld-Artillerie, welche dem Heere nach Deutschland folgen sollte. Torstenson benutzte mit Umsicht die Erfahrungen der vielen, im schwedischen Dienste stehenden fremden Artillerie-Offiziere, stellte viele Mißbräuche ab, und arbeitete vorzüglich dahin, den Geschützen eine größere Beweglichkeit zu geben, ohne — wie dies bei den sogenannten Lederkanonen der Fall war — ihre Wirksamkeit zu beeinträchtigen. Es wurden daher eiserne Vierpfünder gegossen, deren Vorzüge überall Anerkennung fanden, die man aber wegen Mangels an gutem Eisen nicht überall nachahmen konnte, weshalb die schwedische Feld-Artillerie nicht nur die zahlreichste, sondern auch die beste blieb. Zur Belohnung seiner Bemühungen wurde Torstenson von seinem Könige zum Oberbefehlshaber der Feld-Artillerie ernannt, folgte dem Heere 1630 nach Pommern, und hatte großen Antheil an der Eroberung vieler festen Plätze. Um seinen Artillerie-General der Truppenführung nicht ganz zu entfremden, übertrug ihm der König sehr oft den Befehl über größere Heerabtheilungen, die er mit gewohnter Geschicklichkeit verwendete und an Tapferkeit keinem anderen General nachstand. Bei der Erstürmung von Kreuznach (1632) war Torstenson einer der Vordersten auf der Sturmleiter, wurde hierbei durch einen Steinwurf am Kopfe beschädigt, und fiel besinnungslos in den Graben. Einige Monate später bahnte er durch die geschickte Aufstellung der Geschütze am Lech dem Könige den Weg nach Baiern. Nach dem Angriffe auf Waldstein's verschanzte Stellung vor Nürnberg stellte sich Torstenson, zur Deckung des Rückzuges seiner Artillerie, an die Spitze einer Infanterie-Brigade, schlug den Angriff eines baierischen Reiterkorps unter General Fugger glücklich ab, gerieth aber bei diesem Gefechte in Gefangenschaft, und schmachtete sechs Monate lang zu Ingolstadt in einem dunklen und feuchten Kerker, was die Ursache seiner späteren Gichtleiben und seiner zerrütteten Gesundheit wurde. Erst als Waldstein's Schwager, der General Harrach, 1633 in schwedische Gefangenschaft fiel, wurde er gegen Diesen ausgewechselt. Nach dem Tode des Königs war die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie überflüssig geworden, desto mehr aber Mangel an guten schwedischen

Heerführern eingetreten. Oxenstierna wußte Torstenson's Talente zu schätzen; er übertrug ihm den Befehl über ein besonderes Korps und die Einnahme von Landsberg am Lech, welches nach dreitägiger Beschießung den 13. April erstürmt wurde. Kränklichkeit nöthigte Torstenson zur Rückkehr nach Schweden, wo er sich unausgesetzt mit Verbesserung des Artilleriewesens beschäftigte und deshalb zum Reichs-Feldzeugmeister ernannt wurde. Im Jahre 1634 befand er sich bei dem an Polens Gränzen aufgestellten Heere, vollführte durch geschickte Manoeuvres seine Vereinigung mit Baner, verhinderte dagegen die Vereinigung der Kaiserlichen und der Sachsen, und drängte die Gegner hinter die Havel zurück. Als Baner, die Schwierigkeit der örtlichen Vertheidigung von Mecklenburg und Pommern einsehend, im Januar 1636 plötzlich nach Sachsen aufbrach, und den Kurfürsten Johann Georg dadurch glücklich von Mecklenburg abzog, folgte ihm Torstenson ebenfalls und blieb bis zum Herbste 1640 sein treuer Waffengefährte und kluger Rathgeber. Baner's oft überschäumende Wildheit und Kühnheit wurde durch Torstenson's Sanftmuth und Vorsicht auf eine Weise ausgeglichen, die zum allgemeinen Besten diente; an Muth, Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit stand Einer dem Anderen gleich. Das schwedische Hauptheer erhielt durch die Thätigkeit, Tüchtigkeit und durch das Einverständniß dieser beiden Generale eine so große moralische Ueberlegenheit, daß in jenen fünf Jahren die großartigsten Operationen ausgeführt werden konnten. Im Herbste 1640 mußte Torstenson, wegen zunehmender Kränklichkeit, das Heer abermals verlassen, blieb den Winter über in Stralsund und wurde bei seiner Ankunft in Schweden zum Reichsrathe ernannt. Bald aber riß ihn Baner's Tod wieder aus seinem neuen Wirkungskreise; er ging im Oktober 1641 wieder zu dem Heere nach Deutschland ab, nachdem er zuvor zum Feldmarschall ernannt worden war. Er fand hier die schwedischen Angelegenheiten in einer höchst ungünstigen Verfassung, da fast alle Verbündeten vom Kriegsschauplatze abgetreten waren, und in dem Heere selbst zeigte sich ein Geist der Unzufriedenheit. Torstenson's Klugheit gelang es, diese Stimmung zu verbessern, und in Kurzem vermochte er wieder angriffsweise zu verfahren. So schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte tragen lassen mußte, war er doch der schnellste und gewandteste Held dieses Krieges; denn in der morschen Hülle wohnte ein gewaltiger Geist. Er brach in Schlesien ein, schlug den Herzog von Sachsen-Lauenburg, eroberte am 31. Mai 1642 Schweidnitz und hierauf in großer Eile das ganze, am

linken Ufer der Oder gelegene Schlesien, drang unaufhaltsam in das Innere von Mähren vor, bemeisterte sich der Stadt Olmütz und setzte das Land in Kontribution. Dann durch, im Heere ausgebrochene Krankheiten und durch die kaiserlichen Truppen nach Sachsen zurückgedrängt, rückte er, durch Wrangel's Heerabtheilung verstärkt, dem Feinde von Neuem entgegen, überschwemmte die Lausitz, nahm Zittau, ging bei Torgau über die Elbe und bedrohte Leipzig, welches er, nach seinem am 2. November 1642 bei Breitenfeld erfochtenen Siege über Piccolomini, am 8. Dezember eroberte. Um sein geschwächtes Heer durch die Besatzungen Schlesiens und Pommerns zu verstärken, ging er bis Frankfurt an der Oder zurück, brach aber schon im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, bedrohte Prag, entsetzte Olmütz und knüpfte mit dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen Unterhandlungen wegen eines Einfalls in Oesterreich an. Als man ihn noch in Mähren beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, ungeachtet der rauhen Jahreszeit, hundert Meilen weit von dort, an den Küsten der Ostsee, in Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange vom Kriege unberührt geblieben und boten daher den Schweden reiche Winterquartiere dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, womit dasselbe die Siege der Schweden immer betrachtet hatte. Nachdem Torstenson, bis auf Rendsburg und Glückstadt, sich aller festen Plätze bemächtigt hatte, hinderte ihn nur die ungünstige stürmische Jahreszeit, seine Waffen auch nach Fünen und Seeland zu tragen. Den kaiserlichen General Gallas, welcher, um die Schweden in Jütland einzuschließen, mit einem ansehnlichen Heere nach Holstein vorgerückt war, verfolgte Torstenson bis an die Elbe und schnitt ihn von Sachsen und Böhmen ab, so daß Gallas nur auf großen Umwegen die furchtbar zusammengeschmolzenen Reste seines Heeres nach Böhmen zu retten vermochte. Nun drang Torstenson auf's Neue in Böhmen ein, von dem stolzen Plane beseelt, in Oesterreichs Hauptstadt den Frieden zu diktiren, rückte, nach dem entscheidenden Siege über den kaiserlichen Feldmarschall Hatzfeld bei Jankau (6. März 1645), in Mähren und Oesterreich ein, stürmte Stein, nahm Krems, sprengte Dürrenstein, besetzte Kreuzenstein, eroberte Korneuburg und drang nun drohend gegen Wien vor, indem er die Wolfsbrückenschanze an der Donau belagerte und nahm, worauf er sein Hauptquartier nach Mistelbach verlegte. Der Rücktritt Rakoczy's von dem schwedischen Bündnisse änderte das Machtverhältniß. Torstenson, welcher durch die fruchtlose Belagerung von Brünn viele Menschen und

Pferde verloren hatte und sich selbst ernsthaft krank fühlte, führte im Oktober sein Heer durch Böhmen nach Sachsen zurück, zwang den dortigen Kurfürsten zur Neutralität, legte hierauf den Oberbefehl in General Wrangel's Hände und begab sich nach Schweden, wo die Königin Christine ihn zum Grafen von Ortala erhob, 1648 zum Generalgouverneur mehrer Provinzen ernannte und zu vielen wichtigen Staatsgeschäften zog. Er starb den 7. April 1651, im acht und vierzigsten Lebensjahre, zu Stockholm. — Torstenson überstrahlt an verdientem Feldherrnruhm die meisten seiner Zeitgenossen; aber er besaß auch einen hochgebildeten Geist, der ihn zu einem Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste machte, und ein vortreffliches Herz, daher er seine Krieger menschlicher zu ziehen, und den bis in's Unglaubliche gehenden Grausamkeiten mächtig zu steuern suchte.

Karl Gustav Graf von Wrangel.

Geboren 1612. Gestorben 1676.

Unter den großen Feldherrntalenten des siebzehnten Jahrhunderts, welche in der Schule Gustav Adolf's ihre Weihe erhalten, glänzt Wrangel's Name in den Vorderreihen. Er war der Sprößling einer alten und berühmten schwedischen Familie und der Sohn des Reichsrathes und Feldmarschalls Hermann v. Wrangel, welcher 1644 als Generalgouverneur von Liefland starb. Er machte sich zuerst in den Feldzügen Gustav Adolf's in Deutschland bekannt, und kommandirte nach Baner's Tode (1643) als Generalmajor eine Abtheilung bis zur Ankunft des Oberfeldherrn Torstenson, unter welchem er nun 1643 nach Holstein zog, um den Krieg in den dänischen Staaten zu führen. Im folgenden Jahre wurde Wrangel an die Spitze der schwedischen Seemacht gestellt und schlug die Dänen zur See bei der Insel Femern dergestalt, daß sie unfähig wurden, den Kampf fortzusetzen. Nach diesem Siege eilte er mit einer kleinen Heerabtheilung nach Holstein und Schleswig, wo er sich gegen die Dänen mit Glück behauptete, bis der Friede von Brensebrö (23. August 1645) diesen Krieg

beendete. Von seiner Monarchin in den Grafenstand erhoben, erhielt er, nach dem Abgange Torstenson's von der Armee in Deutschland, das Oberkommando über dieselbe. Da er sich aber dem Erzherzoge Leopold gegenüber nicht mächtig genug fühlte, so wendete er sich mit seinem Heere von Obersachsen nach Hessen, zog bei Wetzlar das fliegende Korps des Grafen von Königsmark an sich und traf bei Gießen mit dem französischen Heere unter Turenne zusammen. Beide fühlten sich nun stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten; Wrangel rückte in Eilmärschen bis Donauwörth vor, schlug hier ein baierisches Korps und passirte ohne Hinderniß die Donau und den Lech, in der Absicht, den Kriegsschauplatz wieder in die österreichischen Staaten zu versetzen. Die Belagerung von Augsburg war aber ohne Erfolg, und durch das Vordringen der Oesterreicher wurde Wrangel gezwungen, sich bis Lauingen zurückzuziehen. Nachdem aber die Oesterreicher sich auf's Neue nach Schwaben gewendet hatten, um dadurch den Kriegsschauplatz von Baierns Marken zu entfernen, ersah Wrangel die Gelegenheit, den unbesetzt gebliebenen Lech wieder zu überschreiten. Jetzt lag Baiern offen und unvertheidigt da; Franzosen und Schweden überschwemmten dasselbe und nöthigten den Kurfürsten von Baiern, am 14. März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand abzuschließen. Nach einiger Zeit marschirte Wrangel nach Franken und von da nach Böhmen, wo er Eger eroberte. Obgleich die feindlichen Heere oft nahe an einander standen, so vermieden beide doch die Schlacht, weil von dem Ausgange derselben während der Friedensverhandlungen zu Münster und Osnabrück zu viel abhing. Nachdem die schwedische Armee sich von der französischen getrennt hatte, trat der Kurfürst von Baiern von dem geschlossenen Waffenstillstande zurück und ließ seine Truppen wieder zu dem österreichischen Heere stoßen. Indeß, auch die Wiedervereinigung der Franzosen und Schweden war schnell bewirkt, und diese siegten nun am 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen unweit Augsburg über das vereinte österreichisch-baierische Heer. Wrangel besetzte hierauf Baiern und ließ das Land durch äußerst harte Maßregeln den Rücktritt von dem geschlossenen Waffenstillstande büßen, bis endlich das Friedenswort aus Westphalen erscholl und dadurch allen Kriegsunternehmungen der Schweden in Deutschland ein Ziel gesetzt wurde. Nach Schweden zurückgekehrt, begleitete Wrangel, nach der Thronbesteigung Karl Gustav's, diesen 1655 auf seinem Zuge nach Polen und wohnte dort der berühmten dreitägigen Schlacht bei Warschau (18.—20. Juli 1656) bei. Als noch im Laufe dieses Krieges (1657)

Schweden auch von Dänemark mit Krieg überzogen wurde, da eilte Karl Gustav diesem neuen Feinde zu begegnen und eroberte sehr bald Holstein, Schleswig und Jütland. Wrangel nahm nach einer dreiwöchentlichen Belagerung (6. September 1658) die Festung Kronenburg ein und erhielt nun das Kommando über die schwedische Flotte, welche bestimmt war, Kopenhagen anzugreifen. Aber die Dänen hatten ihre Hauptstadt in so guten Vertheidigungsstand gesetzt, daß sie sich hielt, bis eine holländische Flotte zum Entsatze ankam und Wrangel den Angriff aufgeben mußte, ungeachtet des Vortheils, den er am 29. Oktober 1658 über diese Flotte erlangte. Dagegen landete er im folgenden Jahre auf Fünen und wies alle Angriffe der Dänen kräftig ab. Der Friede zu Kopenhagen (1660) machte diesem Kriege ein Ende. Noch befehligte Wrangel im Jahre 1674 die in Brandenburg eingefallenen Schweden, welche aber, nachdem er das Kommando an seinen Bruder, Waldemar Wrangel, abgegeben, bei Fehrbellin (im Juni 1675) von dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm geschlagen wurden. Kränklichkeit nöthigte den schwedischen Feldherrn zur Rückkehr in sein Vaterland, wo er 1676 starb.



J. G. Herder.

Geboren 1744. Gestorben 1803.

Wenn Deutschland irgend einen Schriftsteller besitzt, der es anderen Nationen gegenüber vollständig repräsentirt, der durch sein Beispiel zeigt, was der Deutsche wolle und vermöge, und welcher Standpunkt ihm vor allen angemessen sei, — so war es Herder; und jener Standpunkt ist die, alle Nationalitäten mit Liebe umfassende und ergründende, Humanität, — ein Begriff, der, wie ihn Herder zur Aufgabe seines ganzen Lebens machte und bestimmt aussprach, gewissermaßen als sein Eigenthum betrachtet werden kann.

In einer kleinen preußischen Stadt, Morungen, geboren, von seinem Vater, dem Kantor des Ortes, bei Bibel und Gesangbuch auferzogen, von einem unabweislichen, frühen Wissensdurst getrieben, nährte der junge Herder seinen Geist durch verstohlene Lektüre, vorzüglich der Alten. So

entwickelte sich an ihm zuerst das Fromme und das Schöne, und hierin liegt die Gestalt seines ganzen Lebens vorgebildet. Denn wenn die Zartheit dem irdischen Dasein Idealität verleiht, so ist sie nicht geeignet, eine reale Grundlage zu gewähren, und lockt gern in's Unbestimmte. Ein Versuch des Jünglings, die Chirurgie zu studiren, mißlang, da er bei der ersten Sektion ohnmächtig ward. Mit der Theologie ging es besser. Er faßte dieses Studium mit tieferem Sinne auf, erging sich in dessen Hilfsregionen, den alten Sprachen, der alten Dichtkunst, Mythe, Urgeschichte, Philosophie, und riß in Riga, als Kanzelredner angestellt, durch Fülle der Empfindung und Größe des religiösen Gedankens seine Hörer hin. Aber dem allanstrebenden, noch jugendlichen Geiste genügte der stillere Kreis des Wirkens nicht; es trieb ihn, die Welt und ihre Wirren durchzuschauen, den großen Sinn am großen Stoff zu prüfen und zu laben, — und wir finden ihn in Begleitung eines jungen Fürsten in Frankreich wieder. Im Begriffe nach Italien zu reisen, hält ihn ein Augenübel in Straßburg zurück. Er unterzieht sich einer schmerzhaften Operation, und zeigt dabei bewundernswerthe Geduld und Standhaftigkeit. In diesen Augenblicken lernte ihn der junge Goethe kennen, auf den er eine große und bleibende Wirkung ausübte; denn Herder's Wesen war imponirend und influenzirte leicht auf Andere, — nicht immer zu ihrem Vortheile, wenn es schwächere, unentschiedene Naturen waren. Große Einsicht verband sich in ihm seltsam mit Unbestimmtheit, Weichheit und Wohlwollen mit Spott und Ironie, Liebe zur Wahrheit mit Liebe zum Widerspruch, Beweglichkeit des Geistes mit manchem pedantischen Eigensinne. Er theilte leicht der Jugend, die sich ohnehin so gern in's Schrankenlose verflüchtigt, einen unbestimmten Enthusiasmus mit, und die ihm nachstrebten, ohne seine Kraft und Tiefe zu besitzen, versplitterten sich in ein unfruchtbares Allerlei. Nicht so war es mit Goethe. Die Bekanntschaft mit Herder war für Beide von den wichtigsten Folgen. Goethe, damals noch mit jugendlichem Feuer auf einen eng begränzten Kreis beschränkt, ward von dem mächtigen Geiste in eine neue, große Welt unendlicher Bildung hingerissen, — und Herder, eben in einer sehr kritischen Lage, da er sich vor Kurzem mit einer Gattin, die sein völlig werth war, verbunden, und einen Ruf nach Göttingen angenommen, dem aber nun verdrießliche Bedingungen angehängt wurden, — erhielt durch Goethe's Vermittlung, eben zur rechten Stunde, im Augenblicke, wo seine Entscheidung gefordert ward, einen unbedingten Ruf nach Weimar als Hofprediger, General-Superintendent

und Ober-Konsistorialrath. Hiermit war Herder's äußeres Leben abgeschlossen; er hatte eine ihm völlig angemessene Stellung gefunden, und sein inneres Leben konnte sich allseitig entfalten. Groß und herrlich breitete es sich über alle Regionen des menschlichen Daseins aus, durchdrang in tiefen und lebendigen Wirkungen alle Adern der allgemeinen Bildung, und förderte die schönsten Früchte an den Tag. Sein Hauptwerk bleiben die „Ideen zur Philosophie der Geschichte.“ Die Grundgedanken dieses Buches sind in das Blut und Leben der deutschen Nation übergegangen, und wir wissen kaum, was wir Herder'n Alles zu verdanken haben. In diesem, man kann sagen prophetischen, Buche liegen tausend Keime zerstreut, von denen manche gereift, manche erst der späten Zukunft zur Reife aufbehalten sind. Lavater's Physiognomik, Gall's Schädellehre, Goethe's Morphologie, die späteren Studien über Kunst und Leben des deutschen Mittelalters, die Verpflanzung südlicher, zumal spanischer, Dichtungsformen auf deutschen Boden, die Aufmerksamkeit auf die Poesie des Orients, — alle diese Richtungen lassen sich bis zu ihren Anfängen in Herder verfolgen; sie gehören, dem Geiste nach, zu seinen Werken. Die Stimmen aller Völker sprachen, seinem Ohre vernehmlich, ihm das Wort allgemeiner Bildung, allgemeiner Liebe — Humanität — zu; und die »Weltliteratur,“ von welcher Goethe prophezeite, daß sie unsere Epoche abschließen werde, ist eigentlich Herder's Verdienst. An all' diesen Entwickelungen hatte auch seine eigenthümliche Art zu schreiben, ihren Antheil. Indem er mehr andeutet, als ausspricht, mehr errathen läßt, als feststellt, in noch unbeschiffte Fernen hinweist, ohne sich dort einzubürgern, mehr auf mögliche Verbindungen, als auf wirkliche Verschiedenheiten losgeht, in Bildern und Räthseln spricht, regt er zu immer neuem Forschen an. Man glaubt, wenn man ihn liest, auf Wasser zu treten, — aber unter'm Wasser schimmern Schätze hervor. Diese Eigenheit begründet sein Verhältniß zu zwei großen Männern, die seine Zeitgenossen waren: zu Hamann und zu Kant. Jenen, der nur in Orakeln und sibyllinischen Blättern sprach, verehrte Herder; dieser, der die Bestimmtheit und Deutlichkeit selbst war, stieß ihn ab. Herder wollte dem menschlichen Streben keine Gränze gesetzt wissen, und Kant sah diese Gränze nur zu unübersteiglich gezogen. Man bezeichnet Herder'n vielleicht am besten, wenn man ihn, im höchsten Sinne des Wortes, eine schöne Seele nennt. Als solche wirkte er durch Ahnung, Beispiel, Lehre, Wink, Dichtung und Begeisterung, bis, im Winter 1803, sein irdisches Wirken vollendet ward. »Ich weiß nicht,“ — sagte er kurz vor

seinem Ende zu seinem Arzte, — „aber ich wünschte nur noch zwei Jahre zu leben; denn ich sehe jetzt die Dinge von einer ganz anderen Seite.“ Sein Tod war ein eigentliches Entschlafen. Jean Paul schrieb ihm die schönste Gedächtnißrede. Der Großherzog von Weimar ließ eine eiserne Tafel auf sein Grab legen mit den Worten: »Licht, Liebe, Leben.“ Sein Aeußeres entsprach dem Inneren. Er hatte etwas Weiches und Gefälliges in seinem Betragen, das mit Würde verbunden war. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirne, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst angenehmen Mund. Unter schwarzen Augenbrauen ein Paar kohlschwarze Augen, die eine lebhafte Wirkung ausübten. So schildert ihn Goethe, und uns bleibt die Aufgabe, das Bild seines Lebens und Wirkens dankbar und nachstrebend vor den Augen des Geistes zu bewahren.

Georg Christoph Lichtenberg.

Geboren 1742. Gestorben 1799.

Man thut Unrecht, Lichtenberg's Namen vorzugsweise nur unter den ersten deutschen Humoristen zu nennen und zu rühmen. Der Humor ist die geringste von den Eigenschaften, welche Lichtenberg unter die ersten deutschen Schriftsteller überhaupt reihen; der Wahrheitssinn ist sein eigenster und höchster Vorzug. In dieser Beziehung ist er am nächsten neben Lessing zu stellen, dem er auch in so manchem Anderen verwandt ist. Die heiligsten Interessen der Menschheit, wie Dieser, im warmen Herzen tragend, tief und scharf denkend wie Er, manchmal auch eben so kaustisch in der Polemik, gleicht er ihm an Vielseitigkeit und Umfang gründlicher Kenntnisse, und man kann von Beiden mit gleichem Rechte sagen: was immer ihre Hand berührt, wird unter der Berührung zu Gold; und man fühlt sich eben so gründlich belehrt, wo sie blos zu scherzen scheinen, als angenehm unterhalten, wo sie die trockensten Gegenstände lehrend behandeln. So erscheint Lichtenberg gleich groß als Philosoph, Physiker, Mathematiker, Psycholog, Linguist, Darsteller, Satyriker und Humorist.


LXII.
1414 ALBRECHT III ACHILLES 1486
FRIEDRICH II 1786
FRIEDRICH DER GEBISSENE
1699 ZIETHEN 1786
PYRKER
1772
1806 MÜNCH BELLINGHAUSEN
(F. HALM.)
Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Das achtzehnte Kind aus Einer Ehe, hatte er das Unglück, durch die Unvorsichtigkeit einer Wärterinn eine Verkrümmung des Rückgrathes zu erleiden; ein Unfall, der auch bei ihm, wie bei so Vielen, dazu beitrug, theils seine Geisteskräfte nur mehr zu konzentriren und zu entwickeln, theils ihnen eine gewisse, der Satyre geneigte Richtung zu geben. Man erinnere sich nur an Pope und Scarron. Nach dem frühen Verluste seines Vaters bezog er das Gymnasium zu Darmstadt, unweit des Dörfchens (Ober-Amstätt), wo er geboren war. Die Astrologie war sein Kindertraum, und leitete ihn auf Mathematik, in der er schon als Knabe einen anderen Knaben unterrichtete. Landgraf Ludwig VIII., auf ein so hervorragendes Talent aufmerksam, schickte ihn im neunzehnten Lebensjahre nach Göttingen, um ihn hier zum Lehrer auszubilden. Mit einem maßlosen, der Gesundheit nachtheiligen Eifer ergriff der Jüngling diese Gelegenheit, und studirte alle Wissenschaften zu gleicher Zeit, was er später selbst mit Betrübniß einen Bau nach zu groß angelegtem Plane nannte. Aber die mathematischen behielten den Vorzug. Er beobachtete das Erdbeben von 1767 auf Sekunden, den Durchgang der Venus durch die Sonne 1769, die Kometen von 1770, 1771 und 1773, und verfertigte Mondkarten. In seinem siebenundzwanzigsten Jahre nahm er eine außerordentliche Professur an, und machte in demselben Jahre mit zwei jungen Engländern vom Stande jene Reise nach England, der wir so viele seiner trefflichsten Schriften, die Briefe über Garrick, die berühmte Erklärung Hogarth's, die Nachrichten über Cook u. A. verdanken. Die Achtung, die ihm nicht nur Englands vorzüglichste Männer, sondern selbst der König erwiesen, befestigte seine individuelle Sympathie für dieses Land, das er zweimal besuchte. Im Jahre 1775 nach Göttingen heimgekehrt, schlug er einen Ruf nach Leyden aus, und lebte seinem Lehramte mit einem Eifer, der ihm den Titel eines königl. großbritannischen Hofrathes und, was mehr war, die Anerkennung des Vaterlandes verschaffte. Eine Fehde über Physiognomik, als er gegen Lavater scharfsinnige und wohlwollend geäußerte Bedenklichkeiten mit Ernst und Witz aussprach, verwickelte ihn in bittere Feindseligkeiten mit dem verständigen, aber höchst cholerischen Leibarzte Zimmermann, der sich mit Parteiwuth der bestrittenen Sache annahm. Lichtenberg war tief verletzt, erwiederte heftig und beißend, — zeigte aber völlig, welch ein Mann er war, als im Jahre 1768 Lavater seinen Sohn auf die hohe Schule nach Göttingen brachte, wo er Vater und Sohn mit dem Herzen eines alten Freundes, voll von Achtung und Liebe, empfing und behandelte. Aber jene

verletzenden Kämpfe hatten eine bleibende Wirkung auf Lichtenberg's so höchst empfindlichen Organismus zurückgelassen. Seine Heiterkeit kehrte niemals wieder. Immer tiefer versenkte er sich brütend in sich selbst; menschenscheu zog er sich aus den geselligen Kreisen zurück; Jahre lang verließ er sein Zimmer nicht mehr, und sah auch, einige vertrauteste Freunde ausgenommen, Niemanden mehr bei sich. Eine Brustentzündung, die ihn im Jahre 1799 befiel, konnte von einer so tief herabgestimmten Lebenskraft nicht überwunden werden; ihre Folgen rafften ihn am 24. Februar seines 57sten Lebensjahres hinweg.

So lebte und starb Lichtenberg. Ernst und Tiefe war das Gepräge seines Charakters, Humor und Scherz war nur dessen flüchtiger Anhauch, hinter welchem der Kenner leicht das eigentliche, dunkle Metall entdeckt. Er hat an vielfachem Werthe Wenige seines Gleichen; aber an Einer Eigenschaft, und wahrlich nicht der letzten, — gleicht ihm vielleicht Keiner. Sie heißt: strenge, innige, unerbittliche Wahrheit; Wahrheit, die das innerste Fältchen des eigenen Herzens aufschlägt, — Wahrheit gegen sich selbst und die Menschen. Darin möge Lichtenberg Nachahmer finden!

Albrecht III. Achilles,

Markgraf von Brandenburg.

Geboren 1414. Gestorben 1486.

Albrecht, wegen seines ritterlichen Muthes Achilles, wegen seiner Klugheit auch Deutschlands Fuchs genannt, war der dritte Sohn Friedrichs I., des ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern, und kam in Tangermünde den 24. November 1414 zur Welt. Von Jugend auf in den Waffen erzogen, durch Körperkraft und Heldengestalt begünstigt, verbrachte er seine frühesten Jahre großentheils in Baiern, ging dann zu weiterer Ausbildung an Kaiser Sigismund's Hof und trat nach dessen Tode in die Kriegsdienste des Königs Albrecht II., dessen Völker er in Böhmen und Polen befehligte und von welchem er zum Statthalter in Schlesien ernannt wurde. Vermöge eines Hausgesetzes, welches Friedrich I. in seinen Ländern gegeben hatte, erhielt Albrecht nach des Vaters Tode das Fürsten-

thum Ansbach. Weil aber die damals mächtige Stadt Nürnberg seine burggräflichen Rechte nicht anerkennen wollte, sagte Albrecht, mit vielen Fürsten, Bischöfen und Grafen verbündet, der Stadt ab, die sich ihrerseits mit Ulm, Augsburg und anderen Städten, ingleichen mit den Eidgenossen verbunden hatte. Acht Treffen, in welchen Albrecht siegte, lieferten Zeugnisse seines Heldenmuthes. Mitten in einen feindlichen Reiterhaufen sich hineinmähend, entriß er dem Bannerträger die Fahne und leistete so lange Widerstand, bis seine Leute ihm zu Hilfe eilen konnten. Bei dem Sturme auf die Stadt Gräfenberg war er der Zweite auf der Mauer, und der Erste, welcher in die Stadt hinabsprang, wo er, an einen Baum gelehnt, ganz allein löwenkühn fortkämpfte, bis die Seinigen der Stadt Meister wurden und ihn befreiten. Zwar siegten im neunten Treffen die Reichsstädte; dennoch wünschten die Nürnberger sehnlichst den Frieden, der auch 1450 durch des Kaisers Vermittlung zu Stande kam. Außerdem hatte Albrecht noch eine Menge Fehden zu bestehen, die er alle ruhmvoll endigte. Durch den Tod seines ältesten Bruders Johann fiel ihm 1464 auch das Fürstenthum Baireuth, und 1470 durch die Abtretung Friedrich's II. das Kurfürstenthum Brandenburg zu, so daß nun dieses und die fränkischen Besitzungen des Hauses Hohenzollern durch ihn wieder unter Einem Herrscher vereinigt waren. Den schon unter Friedrich II. begonnenen Kampf in Pommern wegen des Landes der Herzoge von Stettin beendigte Albrecht 1472 durch einen Vergleich zu Prenzlau, nachdem das streitige Land durch den Krieg verheert worden war. Er stand von dem Besitze ab und erhielt nur das von seinem Bruder bereits eroberte Gebiet mit der Anerkennung seiner Landeshoheit und Anwartschaft auf Pommern. Die Größe des Brandenburger Hauses beförderte er im folgenden Jahre dadurch, daß er eine bestimmte Erbordnung in der Familie festsetzte. Nach dieser sollten die gesammten Marken dem jedesmaligen Kurfürsten ungetheilt gehören, in den fränkischen Ländern aber nur Fürsten für Baireuth und Ansbach regieren. Dieses Hausgesetz erhielt die kaiserliche Bestätigung und blieb bis auf die neuere Zeit giltig. Bald darauf verließ Albrecht seine Staaten, um an den Reichsangelegenheiten Antheil zu nehmen, die Statthalterschaft der Mark unterdessen seinem ältesten Sohne Johann übertragend. Ein neuer Krieg mit Pommern, wo der Herzog Bogislav X. den Lehenseid nicht ablegen wollte, nöthigte ihn indessen zur Rückkehr. Erst 1476, nach einer abermaligen Abwesenheit Albrecht's, wurde dieser Streit verglichen. Bald darauf (1478) brach der sogenannte Krossen'sche Erbfolge-

krieg aus, eine vierjährige blutige Fehde mit Herzog Johann II. von Sagan, erst 1482 durch den Vergleich zu Kamenz beendigt, in welchem der Herzog Johann das Herzogthum Glogau erhielt, unter der Bedingung, daß dasselbe nach seinem Tode an Johann Corvin, den Sohn des Königs Mathias, fallen sollte. Albrecht bekam das Fürstenthum Krossen mit Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg. Wie den Kampf mit der weltlichen, so fürchtete er auch jenen mit der geistlichen Macht nicht, und wußte mit Festigkeit sowohl gegen den Bischof von Bamberg, mit welchem er wegen der Zehnten und anderer Abgaben 1481 in Streit gerathen, trotz des päpstlichen Bannspruches, wie auch gegen das Domkapitel in Brandenburg, seinen Regentenrechten Geltung zu verschaffen. Im Jahre 1486 folgte Albrecht dem Kaiser Friedrich III. auf den Reichstag zu Frankfurt am Main, und half hier Maximilian zum römischen Könige wählen; hier ereilte ihn am 11. März der Tod. — Albrecht war einer der schönsten Männer seiner Zeit, in allen ritterlichen Uebungen Meister und von einer solchen Stärke und Gewandtheit, daß er in siebzehn Turnieren den Preis davongetragen. Mit eiserner Strenge unterdrückte er die Räubereien des Adels, und durch Begründung der lange und schwer vermißten öffentlichen Sicherheit ward er der Wohlthäter der Mark Brandenburg. Dem Kaiser starb in ihm ein tapferer Feldherr und kluger Rathgeber.

Friedrich II. der Große,

König von Preußen.

Geboren 1712. Gestorben 1786.

Der Herrscher, der Staatsmann, der Krieger, der Gelehrte — sie Alle blicken, als nach ihrem gemeinsamen Musterbilde, zu jenem Manne hinauf, der, mit seinem Szepter beinahe über das ganze weite Feld menschlicher Thätigkeit hinreichend, Probleme der verschiedensten Art mit einer fast ironischen Leichtigkeit lösete, der im Umfassen und Sichaneignen aller Praktiken »der Einzige,« in ihrer Anwendung »der Große« heißen mag. Eine harte, freudenleere Jugend, von Vaterzorn und Mutterthränen bewegt, war die Wiege seiner künftigen Größe. Sein Vater, König

Friedrich Wilhelm I., ein Mann von eben so vielen Eigenheiten als guten Eigenschaften, dessen ganzes Wesen, militärisch, selbst seinen Tugenden eine rauhe, soldatische Kruste aufdrang, ließ den Kronprinzen Friedrich (geboren 24. Januar 1712 zu Berlin) einfach und übermäßig streng erziehen, und wurde nicht müde, ihn durch Fechten und den Anblick militärischer Paraden zum Soldaten, durch den Umgang mit Ziffern und Tabellen zum Finanzmanne erziehen zu lassen. Im Uebrigen erhielt der Prinz seine erste Erziehung unter den Augen seiner Mutter von der Witwe des Obersten du Val de Rocoules, und von ihr schreibt sich wahrscheinlich auch seine Vorliebe zu der französischen Sprache und Literatur her, die ihn seine Muttersprache gänzlich verabsäumen und deutsche Literatur — damals freilich in einer formlosen Krisis begriffen — geringschätzen ließ. Obschon er durch seinen Vater schon mit sechzehn Jahren zum Oberstlieutenant befördert wurde, so machte ihm dieser doch oft die bittersten Vorwürfe, „daß er nicht nach seinem Willen lebe." Selbst Friedrich's Liebe zu den Wissenschaften und zur Musik war dem strengen Könige ein Gräuel; „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet" — pflegte derselbe im bittersten Unmuthe zu sagen, — „er macht sich Nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben." Der König drang in seiner, allmälig beinahe zum Hasse gesteigerten Unzufriedenheit, sogar in den Kronprinzen, zu Gunsten seines jüngeren Bruders, August Wilhelm, der Thronfolge zu entsagen, wozu Friedrich, des Vaters strenge Begriffe von ehelicher Treue kennend, nur in dem Falle bereit zu seyn erklärte, wenn erwiesen würde, daß er unehelich geboren sey. Durch Zwischenträger wurde endlich das Mißverhältniß zwischen Vater und Sohn so peinlich, daß Friedrich heimlich nach England zu entfliehen beschloß. Aber der Plan wurde dem Könige verrathen; dieser selbst nahm auf dem nach Wesel bestimmten Schiffe den Prinzen fest, und beinahe hätte er in seinem Jähzorn den Sohn durchbohrt, wäre nicht ein treuer Edelmann mit eigener Lebensgefahr dazwischen gesprungen. Die Rache ging nun vorerst an Friedrich's Genossen aus; sein Liebling, der junge Lieutenant von Katt, welcher zur Flucht Anlaß gegeben und ihn begleitet hatte, wurde in Küstrin, nahe bei des Kronprinzen Gefängniß, enthauptet; ein anderer Mitschuldiger, von Keith, entging gleichem Schicksale durch die Flucht und wurde im Bilde gehängt. Den Kronprinzen selbst, der vor ein Kriegsgericht gestellt und gegen nur zwei Stimmen zum Tode verurtheilt wurde, rettete einzig die Fürsprache der Höfe von Oesterreich, Sachsen, Schweden und Holland, und einiger einflußreichen Per-

durch die offene Erklärung bemäntelnd: „daß er, weit entfernt, eigene Ansprüche für sich zu erheben, nur die Waffen ergreife, um Deutschland seine Freiheit, dem Kaiser seine Würde und sein Land, und Europa die verlorene Ruhe wiederzugeben.“ Mit achtzig tausend Preußen und den kaiserlichen Hilfsvölkern in Böhmen einfallend, eroberte er am 16. September Prag, mußte aber, als Oesterreich mit neuer Kraft sich gegen ihn erhob, sich aus Böhmen wieder zurückziehen, und um wenigstens Schlesien zu retten, blieb ihm nur das Wagniß einer Hauptschlacht übrig, die er am 4. Juni bei Hohenfriedberg oder Strigau gewann, dann (30. September) bei Trautenau oder Sorr, am 27. November bei Hennersdorf, und am 15. Dezember bei Kesselsdorf siegte. Die Folge davon war der Friede zu Dresden (25. Dezember), wonach der Breslauer Friede erneuert wurde. Die nun eintretende, fast eilfjährige Waffenruhe füllte der König durch das segensreichste Wirken für seine Lande aus. Den durch den Krieg Verarmten wurde Geld und Getreide geliefert, den Gerichtshöfen und den Finanzen eine treffliche Ordnung gegeben, der Armee eine Vollkommenheit, wie sie damals schwerlich ihres Gleichen hatte. Aber nicht bis an sein Ende sollte Friedrich seine Talente der friedlichen Regierung seiner Staaten weihen. Durch die Verrätherei des kursächsischen geheimen Kabinets-Kanzellisten Menzel erhielt der König wichtige, auf das wider ihn gerichtete geheime Bündniß der Höfe von Wien, St. Petersburg und Dresden bezügliche Schriften in die Hände gespielt, und während er daher durch seinen Gesandten in Wien eine peremtorische Anfrage über die Gesinnungen der Kaiserin Königin stellen ließ, rückte gleichzeitig (29. August 1756) ein preußisches Heer in Sachsen, und von da gegen die böhmische Gränze vor, und so begann der verhängnißvolle „siebenjährige Krieg,“ in welchem Friedrich sechzehn Hauptschlachten lieferte, unter denen er, obgleich an Mannschaft gewöhnlich der Schwächere, durch sein Feldherrngenie, die Energie seines an keine anderen Rücksichten gebundenen höchsten und alleingiltigen Willens und durch den Geist, den er seiner Armee eingehaucht, die Mehrzahl gewann und durch den Frieden von Hubertsburg (15. Februar 1763) aus diesem heißen Kampfe ohne Länderverlust, ja mit einem Ruhme heraustrat, der ihm für die Zukunft einen entscheidenden Einfluß auf die deutschen und europäischen Angelegenheiten sicherte. So viel es des Königs Kräfte erlaubten, unterstützte er nun die durch den Krieg verheerten und erschöpften Gegenden seiner Staaten mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, und Manchen erließ er auf gewisse Zeit alle

Abgaben. Was er für die Aufklärung in Religionssachen, für die Gesetzgebung und Rechtspflege, für die Kriegswissenschaft und Politik, für Handel und Gewerbe, ja für die gesammte Civilisation während jener nun folgenden Friedensjahre gewirkt hat, ist noch im frischen Andenken und bedarf keiner Anführung im Einzelnen, welche der Raum hier nicht gestatten würde. Daneben schweifte sein scharfer Blick über alle Angelegenheiten der Nähe und Ferne hin, keine Gelegenheit versehend, welche Anlaß zu Vortheil und Vergrößerung bot. Schon seit 1770 unterhielt er mit Katharina II. tiefgeheime Unterhandlungen wegen einer Theilung des gänzlich zerrütteten Polenreiches, und am 17. Februar 1772 wurde im Stillen der erste Vertrag über Polens Theilung geschlossen. Preußen verband sich mit Rußland für den Fall, wenn Oesterreich mit gewaffneter Hand diesen Schritt verhindern wollte. Beide Mächte suchten daher eifrig Oesterreichs Einwilligung und Theilnahme, und Friedrich erklärte auf das Bestimmteste gegen den österreichischen Gesandten: wie in den Händen der Kaiserin Königin jetzt Europa's Schicksal liege und ihr Entschluß über Krieg und Frieden den Stab brechen müsse. Friedrich vermehrte durch jene Theilung seine Staaten mit ganz Polnisch-Preußen, nebst dem Theile von Großpolen bis an den Netzfluß, doch mit Ausnahme von Danzig und Thorn. Der baierische Erbfolgekrieg rief den alternden König noch einmal auf den Kampfplatz; er fiel mit zwei Armeen in Böhmen ein, ohne daß es jedoch zu mehr, als Postengefechten kam. Der Friede von Teschen (13. Mai 1779) endigte auch diesen Streit. Durch Stiftung des Fürstenbundes (23. Juli 1785), welcher den kühnen Entwürfen Joseph's II. entgegentreten sollte, versuchte Friedrich II. noch einmal thatkräftig in Deutschlands Geschicke einzugreifen; doch seine Zeit war abgelaufen, und jener Bund, die krampfige Bewegung eines Sterbenden, trug kein Leben, keine Dauer in sich. Eine unheilbare Wassersucht beschleunigte den Hintritt des großen Königs, und er schied im fünfundsiebzigsten Lebens- und siebenundvierzigsten Regierungsjahre am 17. August 1786 aus einer Welt, die der Nachglanz seiner Thaten noch lange bestrahlte, beweint von einem Lande, das er durch Krieg und Frieden auf eine neue Stufe der Kraft, der Größe und des Einflusses erhoben hatte.

Friedrich's geistvolle und eigenthümlichen Züge sind uns durch viele gleichzeitigen Porträts aufbewahrt worden; der Glanz seines großen, weitaufgerissenen Auges war so durchdringend, daß er durch den bloßen Blick einen Diener, der ihm Gift in das Frühstück mischen wollte, zum Geständniß

brachte. Ohne eigentlich gemüthlich zu seyn, flößte seine Nähe doch ein trauliches Gefühl ein; namentlich zu dem Soldaten stellte er sich in ein ganz kameradliches Verhältniß, und verstand so den unbedingten Gehorsam, den er forderte, in den Schein freiwilligen Entgegenkommens zu verwandeln. Er hatte einen gewissen trockenen, aber doch sehr beweglichen und schlagfertigen Humor, und beschönigte seinen autokratischen Sinn geschickt durch die Freiheit, die er fremder Satyre selbst in Bezug auf seine eigene Person gestattete. Auch liebte er Geistesgegenwart an Anderen, und durch einen zeitgemäßen Einfall oder Scherz war von ihm oft mehr zu erlangen, als im Wege der Förmlichkeit, die sein ungeduldiger Sinn verschmähte. Wirklichen Einfluß aber vermochte Nichts auf ihn zu gewinnen, und wenn er in Nebendingen der Stimmung und vorübergehenden Laune ihr Recht einzuräumen schien, so blieb doch in der Hauptsache sein Wille unerschütterlich und nahm selbst die Gestalt einer starren Rauheit an, deren Stachel er durch äußerliche Leutseligkeit und seinen beißenden, aber anmuthigen Witz mehr vergoldete, als abstumpfte. Es lag eine Art heroisch-großartiger Menschenverachtung in ihm, welche die sanften und gutmüthigen Seiten nicht ausschloß, aber in der Benützung aller, selbst naher und geliebter Gegenstände für unverrückbare Zwecke, sich stolz und unbedingt treu blieb.

Das Physische dieses Königs war eben so außerordentlich, als sein Geistiges. So lange seine Krankheiten — auf Gicht und Hämorrhoiden gegründet — zunahmen, war er geduldig, zufrieden und sanftmüthig; begann er hingegen ungeduldig, unzufrieden und hart zu werden, so konnte man auf seine baldige Genesung schließen. Im Essen war er nicht Herr und Meister seiner selbst, sondern folgte seinem Appetite, der oft so heftig war, daß, wenn der Küchenzettel, der ihm am Abende für den folgenden Mittag gebracht wurde, seine Lieblingsspeisen enthielt, er ihn nicht nur am andern Morgen und Vormittag mehrmals und mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Spanischen Schnupftabak, den er bei'm Schnupfen in ungeheuren Massen verstreute, hatte er immer ein paar tausend Pfund vorräthig. Seine Selbstregierung, welche alle Fäden des Staatskörpers unmittelbar an seinen Geist band und von hier aus lenkte, ward bei seinen Lebzeiten Preußens Größe; aber weil sie sich dergestalt in den ausschließenden Besitz des ganzen Staatsorganismus gesetzt hatte, daß sie selbst lange nach seinem Tode noch ihre Herrschaft fortübte, ohne den Forderungen der Zeit weichen zu wollen, wäre sie später

beinahe Preußens Untergang geworden, und nicht mit Unrecht hat daher ein geistreicher Schriftsteller geäußert: Friedrich der Große habe die Schlacht von Jena verloren.

Friedrich I. der Gebissene,

Landgraf von Thüringen, Markgraf zu Meissen.

Geboren 1257. Gestorben 1324.

Das Wettinische Brüderpaar, Friedrich und Diezmann, gehört unter die schönsten Rittergestalten des deutschen Mittelalters. Heinrich's des Erlauchten (siehe Band II. Seite 9) Sohn, Landgraf Albrecht der Entartete, in unwürdiger Liebe zu dem Fräulein Kunigunde von Eisenberg entbrannt, sann verruchten Mord gegen die Mutter seiner Kinder, Margarethe, des großen Hohenstaufen Kaiser Friedrich's II. erlauchte Tochter. Ein Eseltreiber, welcher Brot und Fleisch auf die Wartburg brachte, ward gedungen, die hohe Frau zu ermorden. Aber im Begriffe, die Unthat zu vollbringen, lähmte das erwachende Gewissen den Arm des gedungenen Mörders; er bekannte der Landgräfin sein Vorhaben, und warnte sie vor den blutigen Anschlägen ihres Gemals und seiner Buhlerin. Von ihren Freunden bestürmt, und beschützt von dem treuen Schenken von Vargula, entfloh die unglückliche Gattin in der Nacht des 24. Juni 1270 aus der Wartburg nach Frankfurt am Main. Ein Vorgefühl des Nimmerwiedersehens bemächtigte sich der fliehenden Kaisertochter, als sie von ihren Kindern Abschied nahm, und im heißen Mutterschmerze biß sie ihren zweiten Sohn Friedrich (der älteste, Heinrich, verschwindet schon bei dem Jahre 1282 aus der Geschichte) bei'm Trennungskusse krampfhaft in die Wange, so daß er eine Narbe und den Namen des »Gebissenen« (Admorsus) davontrug, obschon er wegen seines kriegsfreudigen Muthes häufig auch der »Freudige,« der »Kecke,« wie von seiner ritterlichen Gestalt der »Hübsche« heißt. Margarethe, fortgerissen von ihren Kindern, starb noch im nämlichen Jahre am gebrochenen Herzen; ihre Flucht hatte ihrem Gatten ein schreckliches Verbrechen erspart, ohne daß die Märtyrin dadurch ihr Leben

rettete. Nach ihrem Tode trat der entartete Albrecht mit Kunigunden an den Traualtar, den mit ihr erzeugten Bastard Apitz zum Mantelkinde erhebend. Sein Bruder, Dietrich von Landsberg, nahm Albrecht's jüngere Söhne, Friedrich und Diezmann, zu sich. In blinder Zärtlichkeit für Apitz, und von Kunigunden angeregt, trachtete Albrecht, seinen rechtmäßigen Söhnen ihr Erbe zu entziehen und es Jenem zuzuwenden. Heftige Zerwürfnisse brachen darüber aus; zuletzt kam es zwischen dem Vater und den verstoßenen Söhnen zum offenen Kriege. Bei einem Treffen fiel (1281) Friedrich in die Gefangenschaft seines unnatürlichen Vaters, welcher ihn in harter Haft hielt und selbst dann nicht freigeben wollte, als die Städte Mailand und Florenz, Friedrich's jungem Heldengestirne huldigend, diesem die Verwaltung ihres neu sich gestaltenden Staates antrugen. Endlich entfloh Friedrich aus seiner Haft, und der Krieg nahm seinen Fortgang, bis, vielleicht durch Kunigundens Tod (1286) billiger gestimmt, Albrecht sich mit seinen Söhnen verglich, dem älteren, Friedrich, die Pfalzgrafschaft Sachsen, dem jüngeren, Diezmann, das Pleißnerland einräumend. Doch nicht lange währte der Friede; denn abermals strebte Albrecht, seine Söhne zu Gunsten des Bastard Apitz zu kürzen. In dem neu ausgebrochenen Kriege ward Albrecht (1288) der Gefangene seines Sohnes Friedrich, der ihn in Landsberg und Rochlitz verwahrte, bis die thüringischen Stände seine Freilassung vermittelten, wogegen er jedoch seinem Sohne Friedrich die Städte Hain, Freiberg und Torgau zu überlassen sich verpflichtete. In einem anderweiten Vergleiche mußte Albrecht — der fortwährend Lust bezeigte, zum Nachtheile seiner Erben Länderbesitzungen zu verkaufen — das Versprechen geben, Nichts von seinen Ländern zu veräußern oder seinem Mantelsohne Apitz zuzuwenden. Als dem (1283) verstorbenen Dietrich von Landsberg (1291) dessen einziger Sohn, Friedrich der Stammler, unbeerbt im Tode folgte, theilten sich Friedrich und Diezmann, wahrscheinlich nach letztwilliger Verfügung, in seine Länder; Friedrich nahm davon den größten Theil des Meißnerlandes, Diezmann aber das Osterland in Besitz. Albrecht sah dies, wohl nicht ohne Grund, als eine Verletzung der gesetzlichen Erbordnung an; er warb Verbündete, verkaufte ihnen einen großen Theil seiner Länder und begann neue Feindseligkeiten gegen seine Söhne. Von ihnen überwunden, verkaufte er, um sie dafür an ihrem Erbe zu strafen, 1293 die Landgrafschaft Thüringen nebst dem Osterlande, desgleichen seine Ansprüche auf die Mark Meissen,

für den Fall seines Todes, an den deutschen König Adolph von Nassau um die geringe Summe von 12,000 Mark Silbers. Dieser ließ Albrecht's Söhne sofort auffordern, ihm die erkauften Länder zu übergeben, und als sie dies weigerten, fiel er 1294 und im folgenden Jahre in Meissen ein, nahm viele Plätze weg, verübte durch seine Rotten Mord und Brand, und zwang Friedrichen die Mark Meissen ab. Aber bald griff dieser, nachdem er heimatlos, in Dürftigkeit und Noth Deutschland, vielleicht selbst die Lombardie durchirrt hatte, wieder zum Schwerte, schlug bei Döbeln die königlichen Truppen in einer entscheidenden Schlacht, und gewann mehre Städte zurück. Adolph's blutiger Untergang bei Gelheim (1298) brachte die markgräflichen Brüder bald wieder in den vollen Besitz ihres Eigenthums. Auch diese Ruhe war eine täuschende. Denn als 1306 Friedrich und Diezmann Eisenach und einige andere thüringische Städte in Besitz nehmen wollten, erklärten sich diese als Eigenthum des Reiches, und warfen sich dem Könige Albrecht I. in die Arme, der alsogleich zwei Heere absendete, um diese Städte den Brüdern zu entreißen. Aber der Anführer des einen Heeres wurde bei der Wartburg von den Thüringern abgefangen, und am 31. Mai 1307 zerstäubten die Brüder bei Lucka unweit Altenburg das schwäbische Heer des Königs in einer verheerenden Niederlage, so daß sich lange das Sprichwort erhielt: »es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken.« König Albrecht's blutiger Ausgang (1. Mai 1308) befreite das Haus Wettin auch von dieser Gefahr; aber schon vier Monate früher, am Christtage 1307, riß in der Thomaskirche zu Leipzig der Dolch eines Meuchelmörders den ritterlichen Diezmann in die Gruft, und von dem wettin'schen Dioskurenpaare blieb nur Friedrich zurück. Dieser übernahm, da der altersschwache Vater keine Ansprüche mehr erheben mochte, des Bruders Länder, und wurde nun in beinahe sämmtlichen meißnisch-thüringischen Besitzungen als rechtmäßiger Gebieter anerkannt. Doch mangelte es nebenbei nicht an Gegnern und Fehden; gefahrvollen Kampf hatte er, wahrscheinlich um die Lausitz, mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg zu bestehen, in dessen Gefangenschaft er 1312 gerieth und sich nur durch den ungünstigen Vertrag von Tangermünde lösete, in welchem er dem Markgrafen die Niederlausitz nebst mehren meißnischen Städten und 32,000 Mark Silbers zugestehen mußte. Seine Sorge war nun, den durch langwierige Kämpfe erschöpften Ländern wieder aufzuhelfen. Er zerstörte viele Raubburgen, erleichterte die Lasten der

Unterthanen, und verzieh großmüthig den Vasallen, die vorher Partei wider ihn ergriffen. Als nach Ostern 1322 auf dem Rollplatze bei Eisenach die Dominikaner-Mönche eine geistliche Komödie von den fünf weisen und den fünf thörichten Jungfrauen im Beiseyn des Landgrafen aufführten, ergriff diesen das grelle Spiel so heftig, daß er in Tiefsinn verfiel. Später gesellte sich ein Schlagfluß hinzu, welcher völlige Lähmung der Glieder, ja selbst der Zunge, mit sich brachte. In diesem qualvollen Zustande blieb der einst so freudige Kriegsheld noch dritthalb Jahre an das schmerzenvolle Einerlei eines siechen Lebens gefesselt, bis am 16. November 1324 der Tod den lebensmüden Greis in seine Arme schloß. — Gewiß war Friedrich einer der ritterlichsten Fürsten des deutschen Mittelalters, ein würdiger Enkel Friedrich's II., des gewaltigsten der hohenstaufen'schen Kaiser, ein Held im Kampfe, wie im Leben. Frühzeitig in der Schule des Unglücks erzogen, hinweggerissen von dem treuen Mutterherzen, verstoßen und verfolgt von einem unnatürlichen Vater, hat er sein rechtmäßiges Erbe kühn und unerschütterlich gegen den Haß des Vaters, gegen die Habgier mächtiger Feinde, gegen den Trotz empörerischer Städte und Vasallen, ja gegen die Uebermacht zweier deutschen Könige behauptet, und obschon oft hart bedrängt, dem Untergange nahe, aller Hilfe baar, selbst das Nothdürftigste entbehrend, blieb er doch unüberwunden und wich nicht von seinem guten Rechte. Hochromantische Züge leuchten aus seinem rastlos bewegten Leben hervor. Als 1306 die Eisenacher, Mühlhauser, Erfurter und Nordhauser ihn in der Wartburg heftig belagerten, gebar ihm seine Gemalin ein Töchterlein. In der eingeschlossenen Burg befand sich kein Geistlicher, das Kind zu taufen. Da ritt Friedrich zur Nachtzeit mit zehn seiner Getreuen, sammt der Amme und dem Kinde heraus in den Wald gegen das Kloster Reinhardsbrunn hin. Die Feinde setzten in überlegener Zahl dem Häuflein nach. Mitten auf der Flucht schreit das Kind und will gestillt seyn. Da machen, trotz der Feindesgefahr, der Landgraf und seine Mannen Halt; denn »das Kind soll's nicht entbehren, ob wir auch gejaget werden, und sollt's auch das Thüringer Land kosten,« und so schließen sie muthig einen Kreis um die Amme, bis das Kind seinen Durst gelöscht hat. Es gelang den Kühnen; die Feinde verloren im Dunkel die Spur, und der Zug kam glücklich auf dem Tenneberge an, wo der Abt Hermann von Reinhardsbrunn die kleine Elsbeth taufte. In Reinhardsbrunn ist noch Friedrich's Grabstein vorhanden, vom Meister Berthold von Eisenach gefertigt, mit dem Bildnisse des Landgrafen, welchem

wohl auch das, in dem schon öfter erwähnten Prachtwerke der Dresdener Bibliothek enthaltene und von uns hier wiedergegebene Porträt nachgebildet wurde.

H. J. von Ziethen.

Geboren 1699. Gestorben 1786.

Hans Joachim von Ziethen, einer der Hauptpalatine der Potsdamer Tafelrunde, erblickte das Licht der Welt den 18. Mai 1699 auf dem väterlichen Gute Wustrau in der Grafschaft Ruppin. Fünfzehn Jahre alt, trat er, von jeher auf ein militärisches Ziel hinstrebend, als Freikorporal in das Infanterieregiment von Schwendy, nahm aber als erster Fähnrich bald wieder seinen Abschied, nachdem er zu wiederholten Malen im Avancement zum Lieutenant übergangen worden war. Nun hielt er sich wieder einige Jahre im elterlichen Hause auf, bis er 1726 im Dragonerregimente von Wuthenow als Premierlieutenant angestellt wurde. Hier wurde er in Streitigkeiten mit einem Offiziere verwickelt und erhielt dieserhalb einjährigen Festungsarrest, welchem später sogar Kassation folgte. Doch gelang es der Verwendung mehrer Generale, daß er 1730 in das zu Berlin neu errichtete Husarenregiment wieder eingereiht wurde. Im folgenden Jahre stieg er zum Rittmeister und machte unter dem Befehle des, damals berühmten, Parteigängers, Generals Barouay, den ersten Feldzug gegen Frankreich mit. Auf dieses Generals besondere Empfehlung wurde er 1736 zum Major ernannt. Im Laufe des ersten schlesischen Krieges erhob ihn Friedrich II. zum Oberstlieutenant, und als er wenige Tage darauf in der Affaire bei Rothschloß sich besonders auszeichnete und seinen früheren Lehrer Barouay beinahe gefangen genommen hätte, so erhob ihn der König zum Obersten und Chef des nunmehr formirten Husarenregiments und zierte ihn mit dem Orden pour le mérite. Erwähnt muß werden, daß während des Feldzugs 1742 Ziethen mit der Avantgarde eines von Olmütz ausgehenden Korps von fünfzehn tausend Mann bis Stockerau vorgedrungen war, bis wohin nie wieder ein preußischer Feldherr als Feind gekommen ist. Im zweiten schlesischen Kriege war Ziethen ebenfalls des Königs treuer

Gefährte, wurde zum Generalmajor befördert und führte den berühmten Meisterstreich bei Jägerndorf aus. In der Schlacht bei Hohenfriedberg war er besonders bei'm Verfolgen des fliehenden Feindes thätig, und zeichnete sich vorzüglich in der Schlacht bei katholisch Hennersdorf durch seinen Muth aus. Er wurde hier verwundet und mußte den Kriegsschauplatz verlassen, den er in diesem Feldzuge, da bald der Friede abgeschlossen wurde, nicht wieder betrat. Die Zeit der Ruhe, welche bis zum Ausbruche des siebenjährigen Krieges eintrat, brachte unserm Helden nicht die Annehmlichkeiten, welche er so sehr verdiente. Er verlor seine Gattin und seinen einzigen Sohn durch den Tod, und außerdem war es seinen Feinden und Neidern gelungen, ihm die Ungnade Friedrich's II. zuzuziehen, die erst 1755 bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige beseitigt wurde. Den Hauptschauplatz seiner kriegerischen Thaten eröffnete ihm der siebenjährige Krieg, in welchem er die Stelle eines Generals der Reiterei und den schwarzen Adlerorden erlangte. Im Gefechte bei Reichenberg (April 1757) und in der Schlacht bei Prag, zu deren Gewinne er nicht wenig beitrug, erntete er das wärmste Lob seines großen Königs. In der Schlacht bei Leuthen (5. Dezember 1757) kommandirte er die ganze Kavallerie des rechten Flügels und hatte wesentlichen Antheil am Siege. Seine glänzendste Waffenthat während dieses ganzen Krieges bestand in dem glücklichen Angriffe, den er in der Schlacht von Torgau (3. November 1760) auf die Höhen von Süplitz unternahm und dadurch das Glück des Tages seinem Könige, welcher schon auf dem Rückzuge war, zuwendete. Mit Ruhm gekrönt, kam der Held, nach sieben blutigen Feldzügen, nach Berlin zurück und ruhte im Schatten der von ihm errungenen Lorbeern. Von nun an war es, neben seinem Dienste, seine angelegentlichste Sorge, die Bewohner seiner Güter zu beglücken, und er genoß auch wirklich die Freude, sie im blühendsten Wohlstande zurückzulassen. Unermüdlich wie er war, suchte der achtzigjährige Greis noch um die Vergünstigung nach, den baierischen Erbfolgekrieg mitmachen zu dürfen; allein der König, der ihm bei jeder Gelegenheit Beweise seiner herzlichsten Achtung gab, lehnte seine wiederholten Anträge in Rücksicht auf seine schwache Gesundheit gnädig ab. So durchlebte Ziethen ein heiteres Greisenalter, bis am 26. Januar 1786 ein sanfter, schneller Tod in Berlin sein ruhmvolles Leben ohne Krankheit endigte. Der Prinz Heinrich ließ ihm 1790 zu Rheinsberg ein Denkmal setzen; bekannter noch ist die von Schadow gearbeitete Bildsäule, welche 1794 Friedrich Wilhelm II. auf dem Wilhelmsplatze in Berlin aufstellen

ließ. — Ziethen's auf Ueberzeugung gegründete Religiosität hatte die liebenswürdigsten Tugenden und Eigenschaften im Gefolge, die sein Andenken verewigen und ihn selbst heiter und froh bis an den Abend seiner Tage erhielten. Er war Menschenfreund mitten im Kriege, und auf feindlichem Boden Vater und Beschützer seiner Untergebenen, Wohlthäter seiner Diener und Unterthanen. Der Pracht abhold, lebte er stets sehr einfach, und selbst den Ruhm fand er nur auf dem Wege der Pflichterfüllung, ohne ihn um seiner selbst willen zu suchen.

Johann Lad. Pyrker v. Felső-Eör,

Patriarch-Erzbischof von Erlau ꝛc.

Geboren 1772.

Schwer vermag in dieser Zeit buntgemischter Gesänge, in welchen die kleinen Freuden und Schmerzen ihrer Urheber mit anmaßender Geschwätzigkeit wiederhallen, ein ernstes Lied durchzudringen; denn, umgeben von einer Poesie des Kleinlichen und Zertheilenden, pflegt das Große übertäubt zu werden oder freiwillig zu verstummen. Doch die Lieder des hohen Sängers Pyrker sind über die zahllosen Mißtöne der Zeit siegreich emporgestiegen, und haben die Gemüther, die mit den Zerwürfnissen des Tages, mit den Plackereien des Parteigeistes sich unfruchtbar abgemüht, wieder mit dem Ruhme der Vergangenheit erfüllt, oder sie hinaufgehoben zu dem Sternenhimmel des Glaubens, welchen Indifferenz und Frivolität so gern verdunkeln möchten.

Johann Ladislav Pyrker von Felső-Eör kam am 2. November 1772 zu Längh im Stuhlweissenburger Komitate Ungarns, wo sein Vater, der in den Kriegen Maria Theresiens rühmlich mitgekämpft, als Gutsverwalter lebte, zur Welt. Es wurde Nichts versäumt, um das frühzeitig bemerkbare Talent des Knaben zu pflegen. Kaum acht Jahre alt, wurde der junge Johann Baptist nach Stuhlweissenburg gesendet, um auf dem dortigen Gymnasium die Humaniora zu studiren, von wo er auf die berühmte Akademie zu Fünfkirchen ging und hier seine philosophischen Studien machte. Ungeachtet seiner glänzenden Fortschritte in den Wissenschaften hätte er

doch am liebsten dem Kriegerstande sich gewidmet; aber des Vaters Wünsche lenkten ihn von dieser Bahn ab. Nach Beendigung seiner philosophischen Studien ging er nach Ofen, wo er eine Anstellung bei den dortigen königlichen Behörden suchte. Da er diese nicht fand, wohl aber Aussicht auf eine Sekretärsstelle bei einem italienischen Kavalier in Palermo erhielt, so reisete er im Mai 1792 nach Neapel, wo jedoch Land, Volk und Lebensweise ihm so wenig zusagten, daß er, ohne nach Sicilien überzuschiffen, die Rückkehr antrat. Während der Seereise nach Genua wäre sein Schiff beinahe in die Hände eines Korsaren gefallen, wodurch die grundlose Sage entstand, er sei damals in algierische Sklaverei gerathen. Hatte die Reise auch keinen unmittelbaren Erfolg gehabt, so waren doch die wechselnden Naturszenen, durch welche sie ihn führte, von tiefem und nachhaltigem Einflusse auf das erregbare Gemüth des Jünglings. Um so leichter gab er daher in Wien den Rathschlägen eines älteren Freundes Gehör, der ihm den geistlichen Stand, und namentlich den Eintritt in den Cistercienserorden empfahl. Er wählte dazu das Stift Lilienfeld, dessen herrliche Umgebungen sein empfängliches Herz mit gesteigerter Andacht erfüllten, und wurde hier am 18. Oktober 1792 eingekleidet. Nachdem er in dem bischöflichen Seminarium in St. Pölten die Theologie gehört, empfing er am Schlusse des Jahres 1796 die Priesterweihe. Vom damaligen Abte wegen seiner hervorleuchtenden Fähigkeiten und seiner besonderen Verwendbarkeit ausgezeichnet, erhielt Pyrker 1798 die Leitung der Stiftsökonomie, war leider aber auch Zeuge der Drangsale und mannigfachen Unfälle, welche während der Kriegsjahre über Lilienfeld hereinbrachen, wobei er zur Zeit der ersten französischen Invasion, als Stiftskämmerer, durch seine Kenntniß der französischen Sprache, seine Geistesgegenwart, Gewandtheit und seinen Muth dem Stifte die wesentlichsten Dienste leistete, aber auch mehr als Einmal sein Leben wagte. 1807 erhielt er die Pfarre von Dürrnitz, unweit Lilienfeld gegen Steiermark hin gelegen, und fesselte alsbald die Herzen seiner Gemeinde durch das Band der innigsten Liebe, Verehrung und Dankbarkeit an sich. Aber auch hier suchte ihn die Kriegsfurie auf und umstellte sein frommes, segensreiches Wirken mit neuen Gefahren, mit Prüfungen, in denen er sich herrlich bewähren sollte. Bei der Invasion 1809 wurde im Pfarrhofe der französische General La Bruyere einquartirt, den die Ermordung einiger, vom Zuge abgekommener Franzosen in Wuth gesetzt hatte, und der, in den Gebirgen eine Wiederholung der Szenen von Tirol befürchtend, durch ein militärisches Schreckenssystem einer solchen

Gefahr vorzubeugen entschlossen war. Dürrnitz sollte in Brand gesteckt und geplündert werden. Schon waren alle Anstalten dazu getroffen, als der junge Priester mahnend und bittend dem Zorne des Generals entgegentrat. Lange wollte Dieser ihm kein Gehör schenken, bis er endlich dem edlen Bittsteller die Wahl ließ, sich mit seinem eigenen Leben für das ruhige Verhalten seiner Pfarrkinder zu verbürgen; bei dem ersten Exzesse sollte, so schwur der General, der Pfarrer erschossen, und der Pfarrhof zuerst angezündet werden. Wohl wissend, wie wenig bei der damaligen Aufregung der Gemüther sich für die Erhaltung der Ordnung haften ließ und wie blutige Gefahr er, als Bürge, für sich selbst dabei lief, besann sich Pyrker doch keinen Augenblick, den verhängnißvollen Revers zu unterzeichnen, und Dürrnitz war gerettet. Ein Engel wachte über dem Leben des muthigen Bürgen. Das Stift Lilienfeld hatten inzwischen die abermaligen Stürme des Krieges seinem Untergange nahe gebracht; eine Feuersbrunst im September 1810 vernichtete den letzten Rest seines Wohlstandes und stellte seinen Fortbestand in Zweifel. Nur ein Mann von hoher Einsicht und dem seltensten Pflichteifer konnte die drohende Auflösung beschwören, — und er ward gefunden. Pyrker ward, nach dem Tode des Abtes Joseph, als Prior und Administrator in das Stift berufen und am 8. Juli 1812 zum Abt gewählt. Unerschöpflich war dieser im Auffinden neuer Hilfsquellen, um der Anstalt wieder zu dem vorigen Wohlstande zu verhelfen; da setzten 1813 verheerende Ueberschwemmungen, im folgenden Jahre ein abermaliger Brand seinen Bemühungen neue Hindernisse entgegen. Doch sein Eifer, sein Muth unterlagen nicht; durch weise Sparsamkeit, die ihn gleichwohl nie verführte, den des altberühmten Stiftes würdigen Anstand im inneren Verkehre wie in der äußeren Erscheinung zu beeinträchtigen, glich er die Folgen langer Widerwärtigkeit aus, und heilte alle Wunden. Kein Zweig, welcher dem umsichtigen Blicke des neuen Abtes entgangen wäre; neben dem, was die gebieterische Nothwendigkeit abdrang, wurde auch das Schöne und Nützliche gepflegt, die Bibliothek neu geordnet und dotirt, ein Naturalien- und technologisches Kabinet errichtet, eine Gemäldesammlung begonnen, Anlagen geschaffen u. s. w. Und bei all' dieser vielverzweigten Thätigkeit entströmten Pyrker's reichem, edlem Geiste seine gefeierten Heldengedichte: »Tunisias« und »Rudolphiade,« nebst manchen anderen schönen Gesängen. Auch veranstaltete er die Herausgabe des Hanthaler'schen »**Recensus genealogico-diplomaticus Archivi Campiliensis**,« und erbaute den Zugang zu dem herrlichen Wasserfalle des Lasingbaches

nächst dem Orte Wienerbrückel. Er hatte das Stift in der trostlosesten Lage gefunden, und verließ es im blühenden Wohlstande, als er, zum Lohne seiner Verdienste, am 4. August 1818 zum Bischof von Zips ernannt, und somit seiner Heimat Ungarn zurückgegeben ward. Rührend war der Abschied von den Bewohnern des Ortes und der Umgegend, mit denen er in guten und bösen Tagen, immer segenvoll, schützend, selbstaufopfernd, ausgeharrt hatte. Auch in seinem neuen Wirkungskreise zog der Segen mit ihm ein; denn gleich im ersten Jahre seines Episcopates begründete er daselbst ein Dorfschullehrer-Seminarium, wo Befähigte in einem zweijährigen Kurse zu diesem Amte unterrichtet wurden. Neue Ehren warteten seiner. Schon 1820 ernannte ihn Kaiser Franz zum Patriarchen von Venedig, und im folgenden Jahre noch überdies zum wirklichen geheimen Rathe, so wie 1825 zum Ritter erster Klasse des Ordens der eisernen Krone. So in die Reihen der ersten geistlichen Würdenträger des Staates erhoben, entfaltete er auch in diesem erhabenen Amte die ruhmvollste Thätigkeit. Während der politischen Gährungen auf der Halbinsel nahm er den wohlthätigsten Einfluß auf die Bevölkerung seiner Diöcese, und errang sich um Armenwesen und Wohlthätigkeits-Anstalten unvergängliche Verdienste. Damals begann er auch seine Dichterwerke der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es erschien 1820 die Tunisias, 1824 in der zweiten Auflage mit der Rudolphiade, in der dritten 1826. Eine italienische Uebersetzung von Malipieri erschien in Venedig 1827, ebenso später eine ungarische von Udvardy. Die erste Auflage der „Perlen der heiligen Vorzeit" kam 1821, die zweite 1823, die dritte 1842 bei Cotta, eine italienische Uebersetzung 1824 in Brescia, eine ungarische zuerst von Kazinczy, dann von Nagy 1830, eine böhmische 1842 von Winaricky heraus. In lateinischer Uebersetzung brachte Soletti (Treviso 1840) mehre der kleineren epischen Dichtungen; später wurde eine italienische Uebersetzung der Rudolphiade in Ottaverime von Ricci zu Rieti im Kirchenstaate veranstaltet. Episoden aus der Tunisias übersetzten Monti und Maffei. Bei Cotta erschienen die Werke Pyrker's in prächtigen Auflagen 1833—34 in drei Bänden in Octav, 1839 in Einem Bande, und später wieder die „Perlen der heiligen Vorzeit;" 1843 eine Taschenausgabe in drei Bänden. 1842 erschien, von Höfel illustrirt, ein Band Legenden, und in Leipzig bei Teubner: „Bilder aus dem Leben Jesu und der Apostel," mit vierundzwanzig Stahlstichen. Die Liebe und Verehrung, welche er sich während seines Patriarchates erwarb, sprach sich in der Münze aus, welche das dankbare Venedig ihm bei seinem

Abgange 1827 prägen ließ. Im genannten Jahre wurde ihm nämlich von seinem Monarchen das erledigte Erzbisthum Erlau verliehen, welche hohe Würde er noch gegenwärtig bekleidet. Auch hier entfaltete sich seine Thätigkeit im edelsten und großartigsten Sinne. Um den achthundertjährigen Bischofssitz würdig zu verherrlichen, begann er 1831 den Bau der neuen Domkirche, welche 1837 eingeweiht wurde; eine Denkmünze verewigte diese Feierlichkeit. Erlau wurde von ihm ebenfalls mit einem Dorfschullehrer-Seminar, ingleichen mit einer Zeichnenschule beschenkt, und nicht nur sein nächster Wirkungskreis erfuhr, zumal in der schweren Prüfungszeit der Cholera, unaufhörlich Beweise seines weisen, mildthätigen Bestrebens, sondern auch weit über denselben hinaus trug er die Frucht seines Segens. Karlsbad und das Wildbad Gastein, in deren heilsamen Quellen er Herstellung seiner durch Anstrengungen und Mühsale erschütterten Gesundheit suchte, priesen ihn als ihren Gönner und Wohlthäter; in beiden Orten stiftete er Kurhäuser für sieche, leidende Krieger, und dem unter dem Protektorate des Erzherzogs Franz Karl stehenden Vereine für erwachsene Blinde widmete er sein ihm eigenthümliches Haus in Wien. — So hat er in Kirche und Staat, auf der Höhe des Gesanges, wie im Herzen der Menschheit, sich ein Denkmal für die Ewigkeit gebaut. Seine herrlichen Lieder, von denen die größeren Heldengedichte ganz im klassischen Geiste gehalten sind, die geistlichen durch Andacht und liebliche Einfachheit jedes Herz gewinnen, sind eine unvergängliche Zierde der deutschen Literatur, und treffend sprach eine 1843 (von Lange) auf ihn geprägte Medaille die Bestimmung seiner Harfe in den Worten aus: »Erhabenem tönte sie nur!«

Eligius Franz Joseph



Freih. von Münch-Bellinghausen.

(Friedrich Halm.)

Geboren 1806.

Hoffnungsvoll richten sich Aller Blicke auf dieses schöne jugendliche Gestirn, welches seit einer kurzen Reihe von Jahren der mehr und mehr sich verdunkelnden deutschen Bühne aufgegangen ist, und das, von harmo-

nischen inneren Kräften getragen, seinem Zenith stolz und leuchtend zueilt.
Eligius Franz Joseph Freiherr von Münch-Bellinghausen wurde den 2. April 1806 in Krakau geboren, welches damals unter österreichischer Herrschaft stand. Sein Vater, Kajetan Freiherr von Münch-Bellinghausen, welcher zu jener Zeit Appellationsrath zu Krakau war, wurde späterhin zum Staats- und Konferenzrathe befördert, in welcher Stellung er sich des Vertrauens und der Gunst des verstorbenen Kaisers Franz in einem hohen Grade erfreute und auf die Leitung der gesammten Justizgeschäfte der Monarchie einen entschiedenen und äußerst wohlthätigen Einfluß nahm. Bei diesen Verhältnissen seines Vaters und seines Oheims, des k. k. Staatsministers und Präsidial-Bundestagsgesandten Grafen von Münch-Bellinghausen, konnte über seine Heranbildung zum dereinstigen Staatsdiener kein Zweifel walten. Er war ein talentvoller und ganz fleißiger Schüler; aber leidenschaftliche Neigung zur Literatur und glühende Vorliebe für das Theater nahmen seit frühester Kindheit seine ganze Seele ein. Schon als Kind von sechs bis sieben Jahren benutzte er jede freie Stunde dazu, auf einem Schachbrete, unter Aufstellung selbstgezeichneter Dekorationen, die Stücke Schiller's in der Art aufzuführen, daß er aus dem Buche die Reden der beschäftigten Personen mit wechselndem Tonfalle ablas. Eben so begierig suchte er auch andere Geisteskost. Plutarch's Biographien, Tausend und Eine Nacht, Ilias und Odyssee, Fouqué's Romane verschlang er mit gleichem Eifer, und mehr als einmal sprang er vom Buche auf, um das Gelesene zu dramatisiren und bald diese, bald jene Person zu agiren, wobei er mit seinem Kinderschwerte die Tapeten und Schränke seines Vaters übel genug zurichtete. So wuchs er, mehr von Büchern, als von Menschen umgeben, in der tiefen Einsamkeit, in welcher sein Vater ihn theils aus Neigung, theils aus Grundsatz erzog, zu früher Selbständigkeit des Geistes auf, dergestalt, daß er in seinem zwanzigsten Jahre seine Studien zurückgelegt, sein erstes Trauerspiel vollendet hatte, in den Staatsdienst getreten und verheiratet war. Doch hatte die Umgestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse weder auf den ihm angeborenen Hang zur Einsamkeit, noch auf den Zug seiner Seele zur Poesie, einen hemmenden Einfluß; vielmehr gab er sich noch entschiedener, als früher, seinen dichterischen Bestrebungen hin, wobei er aber mit solchem Mißtrauen gegen seine eigene Kraft, und mit so banger Scheu vor einer vorschnellen Veröffentlichung seiner Versuche zu Werke ging, daß kaum seine vertrautesten Freunde zu jener Zeit von seinen rastlosen Bestrebungen Kunde

hatten. Erst im Jahre 1833, als er seine Verbindung mit dem als Psychołog und Dramaturg ausgezeichneten Professor Michael Enk von der Burg, unter welchem er zu Melk einen Theil der Gymnasialstudien zurückgelegt hatte, erneuerte, erst als er diesem hochgebildeten Manne seinen „Camoens" und sein dramatisches Mährchen: »Schwert, Hammer, Buch," mitgetheilt hatte, und erst als Enk ihn vieldringend bestürmte, öffentlich aufzutreten und seine Kräfte der verwaisten Bühne zu widmen, erst da konnte er sich entschließen, vor das Publikum zu treten und im Jahre 1835 sein dramatisches Gedicht: »Griselbis," im Hofburgtheater zu Wien aufführen zu lassen. Der Erfolg ist bekannt; Griselbis flog im Sturmschritt über alle Bühnen, ein Kassestück aller Direktionen, eine Glanz- und Debutrolle aller elegischen Liebhaberinnen. Mag seyn, daß der Gang der Affekte darin nach zu regelmäßigen Taktpausen geschieht, daß die, Griselden gespielte Täuschung, welche eingebildete, statt wirklicher Leiden erzeugt, zu sehr auf psychologisches Experimentiren ausgeht und in dem, von der Täuschung unterrichteten Leser oder Zuschauer kein unmittelbares Mitfühlen der künstlich hervorgebrachten Seelenzustände erzielen kann; immer ist dieses Gedicht durch tiefe und geistreiche Blicke in die Tiefen des weiblichen Herzens ausgezeichnet und reißt durch das lebendige Bild der Handlung, durch die edle, gedankenreiche, gefühl- und anmuthvolle Sprache hin, während der schön geschlossene dramatische Bau auch die technische Fertigkeit des Dichters bekundet. Die Bahn, durch schnellen Erfolg geebnet, lag nun offen. Im Jahre 1836 kam das Trauerspiel: »der Adept," zur Aufführung, ein Stück, das, geistreich in der Konzeption, bewegt in den szenischen Vorgängen, und wiederum durch eine sinnvoll-dichterische Sprache verschönt, noch größeren Erfolg geerntet haben würde, hätte es nicht beinahe mehr philosophische, als psychologische, Tendenzen vor Augen gehabt. Im folgenden Jahre ging auch das einaktige dramatische Gedicht: »Camoens," in die Szene, das wegen seines kurzen Stoffes freilich eher ein dramatisirtes, als ein dramatisches, Gedicht heißen könnte und den Helden mehr in einem nervösen, als geistigen Zustande zeigt, in welchem Erstlingswerke aber die volle Begeisterung der Jugend ihre Schwingen hebt und daher ergreift und mit fortreißt. 1838 folgte das historisch-romantische Trauerspiel: »Imelda Lambertazzi," im Bau vielleicht das vollendetste Werk des Dichters, wie denn namentlich die Exposition eine meisterhafte ist, und auch in der Diktion höchst bedeutsam. Nur die zu entschiedene Aehnlichkeit des Stoffes mit Shakespeare's »Romeo und Julie,"

welche zugleich zu Parallelen Anlaß bot, minderte den Erfolg. 1840, in welchem Jahre Münch-Bellinghausen zum k. k. niederösterreichischen Regierungsrathe ernannt wurde und somit in den höheren Staatsdienst eintrat, erschien das Trauerspiel: „ein mildes Urtheil," ebenfalls reich an dichterischen Vorzügen, nur daß die Hauptfigur Edith, die wir gleich Anfangs in einem zweideutigen Verhältnisse überraschen, später, bei all' ihrer Reue und aufopfernden Sühne, unsere Theilnahme nicht vollständig gewinnen kann. Das Jahr 1841 brachte, unter dem Titel: „König und Bauer," eine sehr gelungene Bearbeitung des Lope de Vega'schen Stückes: „el villano en su rincon," mit zweckmäßig verändertem Schlusse. Nächst „Griselbis" erfreute sich das romantische Drama: „der Sohn der Wildniß," welches 1842 zum ersten Male über die Breter schritt, des größten Beifalls. Es bildet in der That ein anmuthiges Kehrstück zur Griselbis, einmal indem Alles, was in dieser tragisch oder mindest hochsentimental erscheint, hier in's Naive und theilweise sogar Ironische gezogen ist, und dann weil hier ein Mann, ein ursprünglicher Halbbarbar es ist, der Griseldens Rolle übernimmt und ähnlichen Prüfungen seiner Liebes- und Seelentreue unterworfen wird, wie sie. Hin und wieder schweift das Stück in Kleinmalerei aus, so wie einige Male auch der Dialog zu sehr in lyrisches Schaumwerk und Regenbogenspiel zerstäubt, und des Tectosagen Ingomar mannheitverläugnende Hingebung an Weichlichkeit gränzt; dabei werden wir aber auch von tiefen und charakteristischen Blicken in das Wesen der Liebe überrascht, über welcher sich Handlung und Szenen mit griechischer Grazie hinwölben und von wo aus die Muse uns fortwährend mit einer solchen Fülle von Blumen überstreut, daß Geist und Sinne in eine angenehme Betäubung versetzt werden. Im nämlichen Jahre richtete Halm auch das Shakespeare'sche Drama, „die Kinder Cymbelin's," nach Schlegel's Uebersetzung für die Bühne ein, und brachte es im Hofburgtheater zur Aufführung, wobei sich jedoch neuerdings zeigte, daß das zu Skizzenhafte und Willkürliche in diesem Gedichte Shakespeare's der szenischen Darstellung widerstrebt, indem dieses feenhafte Durcheinanderwimmeln aller Stände und Nationen, fabelhafter Ereignisse und getrennter Zeitalter zwar im Lesen die Fantasie gefällig anregt, auf der Bühne aber dem Formlosen sich nähert. — Durch mancherlei Umstände verspätigt, kam das schon früher erwartete Trauerspiel: „Sampiero," zuerst im Januar 1844 zur Aufführung. Dieses dramatische Gedicht, das erste, welches Halm in Prosa schrieb, zeigt von großer Kraft, die besonders in

LXIII

ERSKINE

1748 — 1823



JEFFERSON

1743 — 1826



CARLO DOLCE



SALVATOR ROSA

1615 — 1673



RUYTER



CORNELIUS TROMP

1629



Verlag von A. Hartleben in Pesth — Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

dem Hauptcharakter und in der Sprache niedergelegt ist. Dagegen sind die historischen Massen nicht hinreichend bewältigt, nicht nach ihrer ganzen Fülle benützt; daher zu viele rein erklärende Stellen, in welchen die Handlung ruht und hierdurch Leeren und Pausen erzeugt. Auch wird die hochtragische Katastrophe, die Ermordung Vanina's durch Sampiero, zu langsam und schleppend vorbereitet und durch Tendenzerörterungen hingehalten, wie denn die That selbst nicht ein Werk der Leidenschaft, sondern der Ueberlegung und planmäßiger Absicht ist, mithin mehr verletzt, als erschüttert. — Vielfache Auszeichnungen lohnten das ruhmgekrönte Streben des Dichters und namentlich seine bedeutsamen Verdienste um die Bühne. 1842 erhielt er das Ritterkreuz des königlich dänischen Danebrogordens, und im folgenden Jahre jenes des königlich baierischen Verdienstordens vom heil. Michael. Seine Dichtungen wurden in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, so »der Sohn der Wildniß" vom Grafen Walewski, einem natürlichen Sohne Napoleon's, in's Französische, um im Theater Français aufgeführt zu werden, wo die Rachel die Hauptrolle spielen wird. Im Jahre 1843 erlitt Halm aber auch einen der herbsten und schmerzlichsten Verluste durch den Tod seines verehrten Freundes und Lehrers Enk. Die bei diesem Anlasse von Uebelwollenden umhergestreuten Gerüchte, als sei Enk der eigentliche Verfasser der Halm'schen Dramen gewesen, Gerüchte, eben so boshaft als unsinnig, zu deren Verbreitung jedoch Mißgunst und Verläumdung willig die Hand boten, sind hinlänglich widerlegt, oder haben vielmehr nie der Widerlegung bedurft. Noch liegt eine reiche und schöne Zukunft vor Halm geöffnet; er ist in diesem Augenblicke die Hauptthoffnung der Bühne und des höheren Drama's, und sein ausgemachter poetischer Beruf wird die frühen Lorbeern, die er geerntet, auch zu dauernden gestalten.

Lord Thomas Erskine.

Geboren 1748. Gestorben 1823.

Dieser unermüdliche Beschützer der Angeklagten und standhafte Gegner ihrer Verfolger war der dritte Sohn des Grafen David von Buchan, eines schottischen Pairs von alter Familie, dessen Vermögensumstände jedoch zerrüttet waren, und erblickte das Licht der Welt im Januar 1748. Seine Erziehung vollendete er theils auf der hohen Schule zu Edinburgh, theils auf der Universität zu St. Andrews. Aber die Mittellosigkeit seiner Familie nöthigte ihn bei Zeiten ein Erwerbfach zu ergreifen, und er trat daher 1764 als Midshipman ein. Weil sich ihm aber hier keine Aussichten darboten, ging er 1768 zur Armee über und folgte 1770 seinem Regimente nach Minorka, wo er drei Jahre lang blieb. Nach England zurückgekehrt, wechselte er abermals seinen Stand, widmete sich am Dreieinigkeits-Kollegium zu Cambridge dem Studium der Rechte, und gab hier bereits eine Probe seiner künftigen Beredtsamkeit, indem er in der Deklamation den ersten Preis gewann. Er schritt nun schnell und glanzvoll auf der eingeschlagenen Bahn weiter, und seine Vertheidigung des Kapitäns Baillie begründete seinen Ruf als Sachwalter. In politischer Hinsicht blieb er ein fester Anhänger des gefeierten Fox; aber sein Erfolg im Parlamente, in welches er 1783 als Mitglied für Portsmouth eintrat, entsprach nicht völlig den Erwartungen, die man sich von seinen glänzenden Rednergaben, wie er sie vor den Gerichtsschranken bewährte, gemacht hatte. Der Prinz von Wales ernannte ihn zum Generalfiskal, aber er mußte 1792 dieses Amt niederlegen, weil er sich weigerte, von der Vertheidigung Thomas Paine's abzustehen, welcher wegen seiner Schrift: »Die Rechte des Menschen,« in Anklagestand versetzt worden war. 1802 wurde er zum Kanzler des Herzogs von Cornwall, und 1806, bei Bildung des Grenville'schen Ministeriums, zum Kanzler von Großbritannien ernannt und zur Pairswürde erhoben. Als nach einem Jahre jenes Ministerium sich auflösete, zog Erskine sich sehr vom öffentlichen Leben zurück, nahm jedoch 1808 großen Antheil an

Bekämpfung der handelsfeindschaftlichen Maßregeln, und brachte im folgenden Jahre eine Bill zur Verhütung von Thierquälerei vor das Oberhaus. In seiner Zurückgezogenheit beschäftigte Lord Erskine sich gelegentlich auch mit literarischen Gegenständen, und verfaßte in dieser Periode das Vorwort zu Fox's Reden, so wie den politischen Roman »Armata.“ Früher schon (1797) war von ihm eine Flugschrift: „Betrachtung der Ursachen und Folgen des Krieges mit Frankreich,“ erschienen, welche nicht weniger als achtundvierzig Auflagen erlebte. Die letzten Jahre Erskine's wurden durch Geldverlegenheiten, eine Folge mehrer zusammentreffenden widrigen Umstände, und durch eine unglückliche zweite Ehe getrübt. Während einer Reise in Schottland wurde er von einer Brustentzündung befallen und starb zu Almondale, dem Landsitze seines Bruders unweit Edinburgh, den 17. November 1823. In der Halle von Lincoln's Inn wurde, bald nach seinem Tode, seine Statue feierlich aufgestellt. — Erskine war ein treuer Kämpfer für die Sache der Menschheit, gegenüber dem hohlen Buchstaben des englischen Gesetzes; immer stand er auf der Seite der Verfolgten und deckte sie mit dem Schilde seiner meist siegreichen Beredtsamkeit. Am liebsten erhob er seine Stimme für die Freiheit der Presse und gegen die Sucht einer Partei, die in Vergehen untergeordneter Art den Keim eines Hochverrathsprozesses zu wittern liebte. Der Buchhändler Carneau, der Admiral Keppel, Lord George Gordon, Hastings, der Dechant von St. Asaph, Thomas Paine und noch viele andere bekannte Namen gehörten zu seinen Clienten, und gleichwohl starb dieser Man, der so Vielen ein Retter gewesen, in solcher Dürftigkeit, daß der König fünf hundert Pfund zur Erziehung seiner Kinder anweisen, und seine Witwe den Lord-Mayor um Unterstützung angehen mußte!

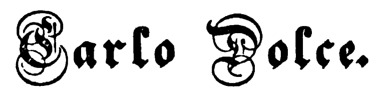
Thomas Jefferson.

Geboren 1743. Gestorben 1826.

Washington's nicht unwürdiger, ja in glücklicher politischer Verwirklichung seiner republikanischen Grundsätze vielleicht sogar überragender Nachfolger, Thomas Jefferson, kam den 2. April 1743 zu Shadwell in Virginien zur Welt, und studirte an dem William- und Maria-Kollegium zu Williamsburg, der damaligen Hauptstadt Virginiens, Mathematik, Ethik und andere Wissenszweige, dann aber unter Whyte, einem zu jener Zeit berühmten Lehrer dieses Faches, die Rechtsgelehrsamkeit, und trat 1767 zuerst als Advokat auf, etwa zwei Jahre nach dem Ausbruche der Mißverhältnisse zwischen England und den amerikanischen Kolonien. Sein Ruf als Advokat veranlaßte 1769 seine Erwählung zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung Virginiens, und einige Zeit darauf erhielt er den wichtigen Posten als Statthalter von Virginien, welchem er während des ganzen Freiheitskrieges vorstand; auch war er seit 1775 durch zwei Jahre Mitglied des General-Kongresses. Im folgenden Jahre befand er sich bei dem zu Entwerfung einer Unabhängigkeits-Erklärung versammelten Ausschusse, und durch Stimmenmehrheit ward ihm der Auftrag, jene berühmte Akte vom 4. Juli 1776 zu verfassen. Seitdem ist Jefferson's öffentliches Leben mit der Geschichte seines Geburtslandes und jener der vereinigten Staaten innig verwoben, obschon er an den militärischen Bewegungen keinen Antheil nahm. Im Mai 1784 wurde er von dem Kongresse als Bevollmächtigter nach Paris gesendet, wo er fünf Jahre lang sich aufhielt und nicht nur die Interessen seines Vaterlandes umsichtig vertrat, sondern auch wichtige politische Erfahrungen, zu späterer Anwendung in der Heimat, sammelte. Nach Amerika zurückgekehrt, wurde er von dem Präsidenten Washington zum Staatssekretär ernannt, welchen Posten er zu Ende 1793 niederlegte, und auf vier Jahre sich in's Privatleben zurückzog, bis er 1797 zum Vizepräsidenten der vereinigten Staaten erwählt wurde. Bei dem Ablauf der Regierung des Präsidenten Adams erhielten

Jefferson und der Oberst Burr gleich viele Stimmen; die Entscheidung der Wahl fiel daher dem Hause der Repräsentanten anheim, und nach manchen Zwistigkeiten trug endlich Jefferson den Sieg davon; er wurde (im Februar 1801) zum Präsidenten, sein Nebenbuhler zum Vizepräsidenten gewählt. Der Uebertritt der Föderalisten zu Jefferson's republikanischem Systeme gab dem neuen Präsidenten, mit Hinzurechnung seiner eigenen Partei, eine Gewalt, wie man sie seit dem ersten Jahre Washington's nicht gesehen hatte. Er schritt nun zu den Veränderungen, für die er immer gearbeitet hatte. Er verminderte die Armee, die Marine, die Gerichtshöfe, die Taxen, vor allem die verhaßte Accise; die sogenannten Lever's des Präsidenten schaffte er ab, und da die persönliche Erscheinung der ersten Magistratsperson bei Mittheilungen an den Kongreß, seiner Meinung nach, zu sehr nach dem königlichen Gepränge Großbritanniens schmeckte, so fand dieses nicht mehr Statt, sondern die künftigen Mittheilungen von der ausübenden an die gesetzgebende Gewalt mußten schriftlich geschehen. Er entfernte allmälig jene heftigsten Gegner von den Aemtern, wobei er jedoch einen weisen Unterschied zwischen den monarchischen und republikanischen Föderalisten machte. Im Finanzfache unternahm er die meisten Veränderungen. Die Aufhebung der inneren Taxen setzte ihn in den Stand, eine Menge Stellen einzuziehen. Indem er die stufenweise Bezahlung der Schulden einleitete, minderte er die große Gönnerschaft und den Einfluß des Finanzdepartements. 1805 wiederum zum Präsidenten erwählt, bekleidete er diese Stelle bis 1809. Er rief 1807 den Kongreß zusammen und that, im Falle der Krieg zwischen Amerika und England ausbräche, den Vorschlag, ein Linienheer zu errichten. Als die Zeit seiner zweiten Präsidentschaft verstrichen war, wünschte man ihn auf's Neue zu wählen; er aber erklärte, nicht gegen einen der ersten Grundsätze der Konstitution verstoßen zu wollen, sondern lebte seitdem auf seinem Gute zu Monticello der Landwirthschaft und den Wissenschaften. Seine letzten Jahre verbitterten pekuniäre Sorgen, da er, während seiner Bemühungen für das Allgemeine, mit republikanischer Uneigennützigkeit seine eigenen häuslichen Angelegenheiten verabsäumt hatte. Er starb hochbejahrt den 4. Juli 1826, an demselben Tage, an welchem auch sein Vorgänger Adams starb, und an welchem vor fünfzig Jahren die vereinigten Staaten durch die von ihm entworfene Akte ihre Unabhängigkeit aussprachen. Seit 1797 war er Präsident der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia, und seit 1800 Mitglied des Instituts von Frankreich. Unter seinen

werthvollen Schriften stehen oben an: »Summarische Uebersicht der Rechte des englischen Amerika;« »Verbessertes Gesetzbuch für Virginien;« „Bemerkungen über den virginischen Staat;“ „Entwurf einer Grundverfassung;“ „Handbuch des Parlamentsrechtes“ u. a. Uebrigens begründete er zu Charlotteville eine Universität, »Virginia« genannt, erfand eine besondere Pflugschar, und wirkte in seinem Vaterlande eifrig für die Verbreitung der Schutzpockenimpfung. — Jefferson's Name und Ruf gehört zwar, neben den klassischen Namen der Revolution, Washington's und Franklin's, nur dem zweiten Range an; gleichwohl ist sein Einfluß vielleicht bedeutender und bleibender, als der jener Männer. Sie, wie er, richteten ihre Bestrebungen auf das große Ziel amerikanischer Freiheit und Unabhängigkeit; Jefferson aber begründete überdies eine Schule politischer Grundsätze und einer Partei, welche alle übrigen in den vereinigten Staaten verdrängt haben. Er steht in der Geschichte als ein Muster eines republikanischen Staatsmannes da, kühn, seinen Grundsätzen getreu, vor keiner ihrer Folgerungen erschreckend.



Carlo Dolce.

Geboren 1616. Gestorben 1686.

Von den äußeren Lebensverhältnissen dieses frommen und anmuthvollen Künstlers, der jedenfalls unter die bedeutendsten seines Jahrhunderts gehört, ist beinahe gar keine Kunde zu uns gekommen. Außer seinem Geburts- und Sterbejahre wissen wir nur, daß Florenz seine Wiege wie sein Grab, und Jacopo Vignoli sein Lehrer gewesen. Dolce, dessen Werke jenen Charakter tragen, den sein Name bezeichnet, ist für die florentinische Schule, was Sassoferrato für die römische war. Er gewann mehr durch Anmuth und Milde des Ausdrucks, ferne von dem Verlangen, durch übertreibende, karikirende Nachahmung größerer, ihm unerreichbarer Meister um das Wohlgefallen der Menge zu buhlen. Wenn seine, ihm ganz eigenthümlichen, zarten und innigen Bilder auch nicht immer geradezu unsere Bewunderung erregen, so erscheinen sie uns doch um so liebenswürdiger. Er war gleich Anfangs außerordentlich geschätzt, besonders wegen des Fleißes, womit er

Alles ausführte, und wegen des wahren Ausdrucks zarter Regungen: wie z. B. des geduldigen Schmerzes Christi und Mariens, der Reue eines büßenden Heiligen, der Freude eines Märtyrers. Er hatte Sinn für Schönheit und Anmuth, liebliche Zeichnung und eine Färbung von sanftem Einklange; aber ihm fehlte die tiefere Empfindung, der Sinn des Höchsten, Göttlichen, wie wir ihn in Rafael bewundern. Große Bilder findet man von Carlo Dolce wenig; er bewegte sich gern im engeren Kreise. Seine Werke sind in ganz Europa verbreitet und geschätzt.

Salvator Rosa.

Geboren 1615. Gestorben 1673.

Eines der wunderbarsten Künstlergemüther, das nach allen Richtungen hin, in scharfen Ausgängen sich mit dem Leben verzweigt, geht uns in diesem Maler, Dichter und Musiker auf. Salvator Rosa, genannt Salvatoriello, kam am 20. Juni 1615 zu Arenella, einem Dorfe bei Neapel, zur Welt, zeigte schon als Knabe große Anlagen zur Malerei, fand aber, da seine Dürftigkeit ihn hinderte, sich einen größeren Wirkungskreis zu schaffen, wenig Beifall, bis der bekannte Maler Lanfranc sein Talent erkannte und ihn 1635 bewog, eine Kunstreise nach Rom zu unternehmen, von wo ihn aber eine Krankheit bald wieder nach seiner Heimat trieb. Nachdem er durch unermüdlichen Fleiß und durch sorgsame Beobachtung der Natur sein Talent noch mehr ausgebildet hatte, ging er zum zweiten Male nach Rom, und erhielt daselbst an dem Kardinale Brancaccio eine ihm sehr nöthige Stütze. Er begleitete Diesen nach seinem Bisthum Viterbo, und malte den bischöflichen Palast und ein großes Bild, nämlich den heiligen Thomas, für die Hauptkirche. Hier wagte er auch, durch den Umgang mit Dichtern angefeuert, seine ersten poetischen Versuche. Da aber sein Genie noch immer keine Anerkennung fand, so verließ er seinen Gönner und schlug seine Wohnung zu Rom auf, wo es dem allseitigen Manne endlich gelang, sich als Schauspieler, Witzbold, Musikus und Maler bekannt zu machen. Mit einem bedeutenden Rufe kam er 1647 nach

Neapel zurück, wo sein Feuergeist ihn hinriß, an dem durch Masaniello geleiteten Aufstande Theil zu nehmen. Nach der Wiederherstellung der spanischen Herrschaft sah er sich gezwungen, nach Rom zu flüchten, wo er in düsterem Unmuthe über das Scheitern seiner Plane und den Wankelmuth der Menschen, seinen Zorn auf seine Gemälde übertrug. Man fand darin sogar anstößige Anspielungen auf die angesehensten Personen in Rom, und nur mit Mühe gelang es dem kecken Künstler, sich dem gegen ihn ausgesprochenen Verhaftsbefehle zu entziehen und nach Florenz zu entkommen, wo er bereitwillig aufgenommen wurde und bald eine nicht geringe Anzahl ergebener Freunde um sich versammelt sah. Als er später wieder seinen Aufenthalt in Rom nahm, war sein Ruhm bereits so hoch gestiegen, daß ihm seine Feinde und Neider nichts mehr anzuhaben vermochten. Er starb daselbst am 15. März 1673, und erhielt ein Denkmal in der Karthause. — Als Maler hat sich Rosa vorzüglich durch seine Landschaften berühmt gemacht; weniger gelungen sind seine historischen Gemälde; alle jedoch zeichnen sich durch glühende Fantasie, so wie durch Kraft und Wärme aus. Seine Zeichnung ist freilich mehr großartig, als korrekt; aber die Anlage ist stets geistreich und männlich; Licht, Farbe, Ausdruck und Leben herrschen allenthalben. Nicht das Liebliche und Sanfte, sondern das Schauerliche und Wirre sprach ihn an, und in seinen Landschaften gähnt uns die Natur meist in wilder Urkraft, mit Einöden, Schluchten und Wildnissen entgegen, durch welche oft ein grelldunkler, dämonischer Zug geht. Daher auch die Fabel, daß er einen Theil seiner Jugend unter Räubern zugebracht und dort den Stoff zu seinen grausen Darstellungen gefunden habe. Ungeachtet dieser finstern Aeußerung seiner Kunst, besaß Rosa ein heiteres, lebenslustiges Gemüth und einen regen, zur Satyre geneigten Witz, dessen Stachel Manchen verletzte. Aus diesem Grunde verweigerte ihm auch die römische Akademie die Aufnahme, und er rächte sich dafür durch beißende Scherze, indem er ihr einen Künstler, der nebenher die Wundarzneikunde betrieb, zum Mitgliede empfahl, »um alle Arme und Beine, welche die Mitglieder der Akademie in ihren Gemälden verrenkt hätten, wieder einzurichten.“ Als Dichter hat sich Rosa durch seine sechs derben Satyren: »die Musik,“ »die Malerei,“ „die Poesie,“ »der Krieg,“ »Babilonia“ und „der Neid,“ eben so viele Berühmtheit erworben, als bittere Feindschaft zugezogen, und seine Verehrer haben ihm dafür den Namen des italienischen Juvenal beigelegt.

Michael Adrian Ruyter.

Geboren 1607. Gestorben 1676.

Selten mag ein Mann so viele Schlachten zur See geschlagen und gewonnen haben, wie Hollands gefeierter Held, Ruyter, der aus der dunkelsten Tiefe der Verhältnisse zum höchsten Ziele des Ruhmes emporstieg. Der Sohn eines Matrosen und zu Vliessingen geboren, entlief er seinen Eltern, welche ihn zum Seilerhandwerke bestimmt hatten, während sein muthiger Sinn dem Meere mit seinen Stürmen, Gefahren und Abenteuern zustrebte. Mit eilf Jahren Schiffsjunge auf einem holländischen Schiffe, zeigte er solche Thätigkeit und Vorliebe für die Schiffskunst, daß er gar bald zum Matrosen, dann zum Steuermanne vorrückte, und 1635 bereits zum Schiffskapitän in der holländischen Marine ernannt wurde. In dieser Eigenschaft kämpfte er siegreich gegen die Irländer bei Dublin. Acht Seereisen nach Westindien und zwei nach Brasilien brachten ihm 1641 den Rang eines Kontreadmirals mit dem Kommando über die Hilfsmacht, welche Holland den Portugiesen gegen die Spanier sendete, die hauptsächlich durch seine Tapferkeit abgehalten wurden, ihre Absichten auf Portugal auszuführen. Hierauf befehligte Ruyter in mehren Zügen gegen die Raubstaaten, griff vor Salé fünf große algierische Korsaren an und bohrte sie in Grund. In dem 1652 beginnenden Kriege gegen England focht er am 16. August bei Plymouth gegen den Admiral Ayscue, und rettete durch seinen tapferen Widerstand das ihm anvertraute Konvoi von fünfzig Schiffen. Im folgenden Jahre kommandirte er unter Tromp in den für die Holländer höchst ehrenvollen Gefechten gegen die englische Uebermacht, und zeichnete sich besonders bei Goodwins aus. 1655 kreuzte er abermals mit drei Schiffen im Mittelmeere, zerstörte viele Raubschiffe, nahm bei solcher Gelegenheit den berüchtigten Renegaten Armant de Dias gefangen, den er hinrichten ließ, erhielt 1659 den Auftrag, den Dänen gegen die Schweden beizustehen, schlug Diese zweimal, und wurde dafür von dem Könige von Dänemark in den Adelstand erhoben und ihm eine

Pension ertheilt. 1664 zum Vizeadmiral ernannt, bekämpfte er in Gemeinschaft mit einer englischen Flotte nochmals die Barbaresken, und als hierauf die Engländer, mitten im Frieden, die holländischen Besitzungen an der afrikanischen Küste wegnahmen, bekam er den Befehl, sich derselben wieder zu bemächtigen. Es gelang ihm, die Engländer in jenen Besitzungen zu überfallen und ihnen, außer diesen, noch einige ihrer eigenen Niederlassungen wegzunehmen; später fügte er den Engländern auch in Amerika einen großen Schaden zu. 1665 übernahm er das Oberkommando der gegen die englische gesendeten Flotte, und hintertrieb alle Plane der Feinde, setzte im folgenden Jahre den Kampf muthig fort und schlug die feindliche Flotte dreimal im Kanale. Am glorreichsten war für ihn das Jahr 1667. Während zu Breda bereits Friedensunterhandlungen Statt fanden, erschien Ruyter am 16. Juni an den Mündungen der Themse und des Medway, sprengte die, den letzteren Fluß schließende Kette, bemächtigte sich des Hafens von Sheerneß und zerstörte die Schiffe in demselben. Hierauf segelte er in die Themse, vernichtete eine Menge Schiffe und verbreitete Schrecken bis London. Vorzugsweise durch diese glänzende That wurden die Engländer zum Abschlusse eines für die Holländer höchst ehrenvollen Friedens genöthigt. Als 1671 der Krieg gegen die verbündeten Engländer und Franzosen ausbrach, wurde Ruyter zum Admiral ernannt und befehligte siebzig Schiffe. In einer Reihe von Gefechten erwarb er sich neuen Ruhm, hielt im Laufe des ganzen Krieges die Ehre der holländischen Flagge gegen die weit stärkeren Feinde aufrecht und bewirkte dadurch, daß, wie unglücklich auch der Krieg zu Lande geführt worden war, Holland im Nymweger Frieden Nichts verlor. 1676 sendete ihn die Republik zum Beistande der Spanier in's Mittelmeer. Hier fand er einen, seiner würdigen Gegner in dem berühmten französischen Admiral Duquesne, welcher vor Messina eine, der spanisch-holländischen überlegene Flotte befehligte. Dennoch griff Ruyter dieselbe am 29. April im Meerbusen von Catania, drei Stunden von Agosta, an. Die Schlacht war eine der heftigsten, und auf beiden Seiten wurden sehr viele Schiffe außer Gefecht gesetzt. Ruyter wurde gleich Anfangs im linken Fuße verwundet; den rechten zerschmetterte ihn bald darauf eine Kanonenkugel. Dennoch kommandirte er weiter, bis sein Schiff nicht mehr fähig war, das Gefecht fortzusetzen. Von der Nacht begünstigt, zog er sich nach Syracus zurück, wo der Schwerverwundete bald darauf seine Heldenseele verhauchte. Vom Könige von Spanien war er, jedoch erst nach seinem Tode, zum Herzoge erhoben worden;

seine Kinder waren so stolz, diese Ehre abzulehnen. Die Generalstaaten ehrten sein Andenken durch ein prächtiges Grabmal, welches ihm in Amsterdam errichtet wurde; selbst Ludwig XIV. beklagte den Tod seines tapferen Gegners, der, nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, mit den Eigenschaften eines Helden die größte Anspruchlosigkeit und Uneigennützigkeit paarte.

Cornelius Tromp.

Geboren 1629. Gestorben 1691.

Vater und Sohn des Namens Tromp haben im Seedienste Hollands sich unverwelkliche Lorbeern gepflückt. Cornelius war der älteste Sohn des berühmten Admirals Martin Harpertzoon Tromp, der, nachdem er fünfzig Seetreffen geschlagen, mehr als dreißigmal als Sieger begrüßt worden, bei Dünkirchen den Tod des Helden starb. Zu Rotterdam den 9. September 1629 geboren, betrat Cornelius frühzeitig die Laufbahn seines Vaters, befehligte schon 1650 eine Fregatte gegen die Raubstaaten und focht 1652 unter dem Admiral van Galen im mittelländischen Meere gegen die Engländer mit solcher Auszeichnung, daß er, nachdem in dem Gefechte zwischen Elba und Monte Christo sein Schiff sehr gelitten hatte, die den Feinden abgenommene Fregatte Phönix erhielt, und als auf der neutralen Rhede vor Livorno die Engländer durch vertragswidrigen Ueberfall sich wieder in Besitz des Schiffes setzten, sprang der entschlossene Jüngling, nach fruchtlosem tapferen Widerstande, durch das Kajütenfenster in's Meer und entging schwimmend der Gefangenschaft. Bald nachher zum Kontreadmiral ernannt, nahm er in der Schlacht bei Livorno (13. März 1653) durch Entern den Samson von vierzig Kanonen, wohnte dann mehren Zügen gegen die Raubstaaten bei, und wurde, als 1665 der Krieg gegen England auf's Neue ausbrach, zum Vizeadmiral ernannt. Nach dem unglücklichen Treffen bei Solebay, in welchem er glänzende Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte, deckte er den Rückzug, wurde hierauf zum Admirallieutenant erhoben, und war eben im Begriffe, mit der, seinem Oberbefehle anvertrauten Flotte auszulaufen, als unerwartet der berühmte

Ruyter von den Kolonien zurückkam. Tromp, welchem, als eifrigen Anhänger des Hauses Oranien, die Generalstaaten nur ungern das Oberkommando ertheilt hatten, sollte jetzt unter dem republikanisch gesinnten Ruyter dienen. Nur mit Mühe war Tromp zu bewegen, nicht seine Entlassung zu nehmen. In der viertägigen Schlacht zwischen Dünkirchen und der englischen Küste (11.—15. Juni 1666) focht Tromp mit der gewohnten Tapferkeit. Zweimal war er genöthigt, sein ganz zu Grunde gerichtetes Schiff mit einem andern zu vertauschen; Ruyter rettete ihn aus den gefährlichsten Lagen, in welche seine Kühnheit ihn gebracht hatte, und zollte seinem Benehmen laute Anerkennung. Aber in der Schlacht an der englischen Küste (4. und 5. August) sah sich Ruyter von Tromp nicht unterstützt und erlitt eine Niederlage. Wahrscheinlich hatte Tromp sich durch seine Hitze in Verfolgung einer Abtheilung der feindlichen Flotte zu weit hinreißen lassen und war dadurch gegen seine Absicht verhindert worden, seinem Chef beizustehen; Ruyter aber wälzte, vielleicht auch von politischer Abneigung getrieben, alle Schuld der Niederlage auf Tromp; dieser wurde abgesetzt, zugleich auch, um Meutereien unter dem ihm sehr ergebenen Schiffsvolke vorzubeugen, ihm jede Verbindung mit der Flotte untersagt, und so lebte er durch mehre Jahre, von allen Geschäften zurückgezogen, zu Gravezend, die glänzenden Anerbietungen Frankreichs, das ihn in seine Dienste zu ziehen suchte, von sich weisend. Wilhem III., welcher wieder die Macht seiner Ahnen erlangte, gab ihm 1673 seine Stelle als Admirallieutenant zurück und versöhnte ihn mit Ruyter. In den blutigen Schlachten dieses Feldzugs gegen die englisch-französischen Flotten (7. und 14. Juni und 21. August), wo die Holländer stets siegten, kämpften Beide, den alten Groll vergessend, als würdige Nebenbuhler und theilten die Ehre der glänzenden, von ihnen gegen überlegene Flotten erfochtenen Siege, durch welche England sich zum Abschlusse eines Separatfriedens bewegen ließ. 1674 befehligte Tromp den Theil der Flotte, welcher zu einer Landung in der Bretagne bestimmt war, that den Franzosen großen Schaden und geleitete endlich eine holländische Kauffahrteiflotte zurück. Im folgenden Jahre ging er, auf Einladung Karl's II., nach London, wo er die glänzendste Aufnahme fand. Alles wollte den Helden sehen, welcher der gefährlichste von Englands Feinden gewesen war, und Karl erhob ihn in den Freiherrnstand. Tromp führte nun eine Flotte in die Ostsee zur Unterstützung der Dänen gegen die Schweden, deren Flotte von dem siegreichen Seehelden geschlagen wurde. Nach Ruyter's ruhmvollem Ende, 1676, erhielt

Tromp dessen Stelle als General-Admirallieutenant, jedoch mit der Erlaubniß, bis auf Weiteres in Diensten des Königs von Dänemark zu bleiben. Er nahm rühmlichen Antheil an dem nordischen Kriege und wohnte unter Anderem als Freiwilliger der Expedition 1678 gegen die Insel Rügen und Stralsund bei dem brandenburgischen Heere unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Derfflinger bei. Der König von Dänemark erhob ihn für seine ausgezeichneten Dienste zum Grafen und zum Ritter des Elephanten-Ordens. Nach dem, 1679 eingetretenen Frieden zwischen Schweden und Dänemark lebte Tromp von allen Geschäften zurückgezogen, bis zum Ausbruch des Krieges 1691, wo er von dem nunmehrigen Könige von England, Wilhelm III., den Oberbefehl über die holländische Flotte erhielt. Im Begriffe, denselben zu übernehmen, starb er am 29. Mai zu Amsterdam (einigen, jedoch ganz unerwiesenen Angaben zufolge, an Vergiftung), und wurde in dem prächtigen Grabmahle seines Vaters zu Delft beerdigt.

Clemens XIV.

Geboren 1705. Gestorben 1774.

Der eigentliche Name dieses berühmten Papstes war Francesco Lorenzo Ganganelli, und er wurde den 31. Oktober 1705 zu St. Angelo di Vado bei Rimini, wo sein Vater Arzt war, geboren. Irrig hat man ihn in Deutschland durch geraume Zeit für einen Buchdrucker, Namens Lange, aus der Lausitz, gehalten, der in Breslau gelernt haben, und durch Mönche nach Rom gekommen seyn sollte. Zufälligkeiten und der Umstand, daß der Name Lange mit versetzten Buchstaben zweimal in Ganganelle enthalten ist, schienen diese Meinung zu bestätigen. Früh verwaiset, fand er an dem Grafen Bernaldi einen Gönner, der es sich angelegen seyn ließ, die Ausbildung der großen Geistesgaben Ganganelli's zu befördern. In seinem achtzehnten Jahre ward er Franziskaner Minorit, studirte Philosophie und Theologie, und trat endlich als Lehrer derselben zu Ascoli, Bologna und Mailand auf. Unter der Regierung Benedikt's XIV., der ihm besonders wohlwollte und von ihm rühmte: »er verbinde feste Urtheils-

kraft mit großer Gelehrsamkeit, sei dabei tausendmal bescheidener, als ein Unwissender, und so heiter, als ob er nie in der Zurückgezogenheit gelebt hätte," — erhielt Ganganelli den wichtigen Posten eines Rathgebers des heiligen Stuhles, und Clemens XIII. erhob ihn 1759 zum Kardinale. Weil er jedoch dringend zur Nachgiebigkeit gegen die weltlichen Fürsten rieth, so war wenig Hoffnung vorhanden, ihn jemals den Stuhl St. Peters besteigen zu sehen; vielmehr ward er den Jesuiten verdächtig und deshalb von wichtigen Berathungen entfernt gehalten. Gleichwohl setzten am 19. Mai 1769 in dem vom Kaiser Joseph II. selbst besuchten, stürmischen Konklave die spanischen und französischen Kardinäle seine Wahl zum Papste durch. Seine Stellung als solcher war äußerst schwierig; denn nicht nur daß die Jesuiten seine Gegner waren, so standen ihm auch die, durch ihn ihres Einflusses beraubten Kardinäle größtentheils gegenüber, und selbst die katholischen Mächte fingen an ihn zu verkennen, der jetzt aus Politik sich scheinbar den Jesuiten näherte, um sie desto sicherer zu überwältigen. Die lange Zwietracht des römischen Stuhles mit den Monarchen zeigte jetzt Folgen, die sich theils in gedrohter Trennung von Rom, oder in offenbarer Verletzung der Rechte des päpstlichen Hofes kundgaben. Aussöhnung mit den Thronen war daher das einzige Streben des Papstes. Es gelang ihm dies zuerst mit Portugal 1770, wo die, neun Jahre lang unbesetzt gebliebene Nuntiatur wieder besetzt wurde. Spanien und Neapel machten zur Bedingung der Ausgleichung die Aufhebung des Jesuitenordens. Hingegen glaubte der Papst, hier vorsichtig und langsam zu Werke gehen zu müssen, und vermehrte dadurch nur das Mißtrauen gegen sich. Zwar ließ er mehre Jesuiten-Kollegien untersuchen, hob auch einige auf, genügte aber damit noch immer nicht den Forderungen der Monarchen. Erst mit dem Jahre 1773 handelte er entschiedener und ließ durch den Kardinal Malvezzi das Kollegium zu Bologna aufheben; späterhin geschah ein Gleiches mit den Kollegien zu Ravenna, Ferrara, in der Mark Ancona und anderen Städten des Kirchenstaates. Endlich verfaßte er jenes berühmte Breve, das die Aufhebung des ganzen Ordens befahl, und theilte es den europäischen Höfen zur Begutachtung mit. Am 21. Juli 1773 unterschrieb er es, und am 16. August desselben Jahres wurde es öffentlich bekannt gemacht. Die Anfangsworte lauteten: „Dominus ac redemtor noster" etc. Die Aussöhnung mit mehren gekrönten Häuptern erfolgte nun schnell; aber der Papst selbst fürchtete seitdem unaufhörlich die Rache der Gekränkten, und achtete sich keinen Augenblick mehr sicher. In Schwer-

muth und beständiger Furcht vor Vergiftung siechte er dahin, und starb, ohne das von ihm auf 1775 verkündigte Jubeljahr zu erleben, den 22. September 1774. Den Argwohn, daß ihm Gift beigebracht worden, hat der Ausspruch der Aerzte widerlegt. Clemens XIV. war unbestritten einer der edelsten Männer seiner Zeit und eine wahre Zierde des römischen Stuhles; von klarem Geiste, vortrefflichem Herzen, staatsklug und gemäßigt, dabei der Denkfreiheit hold und nur vom Parteigeiste verlästert. Einer der gelehrtesten Päpste, hat er die Wissenschaften eifrig beschützt und gefördert; die Stiftung des Clementinischen Museums, der schönsten Zierde des Vaticans, war sein Werk. Sein Briefwechsel mit Mehren seit 1747 ist gesammelt und herausgegeben worden; doch verräth sich in dieser Sammlung zu viel französische Manier, und schwerlich ist sie für ganz echt zu halten.

G. Ximenes de Cisneros.

Geboren 1437. Gestorben 1517.

Dieser gewaltige Mann, welcher als Priester, Staatsmann und Krieger seinen Namen in die Tafeln der Weltgeschichte eingegraben, kam in Torbelaguna, einer kleinen castilischen Stadt, zur Welt, und entstammte einer alten, aber verarmten Familie, welche seit lange in Cisneros im Königreiche Leon ansässig gewesen. Sein Taufname war Gonzales; denn den Namen Francisco, unter welchem er gewöhnlich bekannt ist, nahm er erst später zu Ehren jenes Heiligen an, dessen Ordensregel er folgte. Frühzeitig offenbarte er eine große Liebe zu den Wissenschaften, und widmete sich in den Schulen von Alcala und an der Universität Salamanca mit unermüdlichem Fleiße dem Studium der Philosophie, Theologie und des kanonischen und Civilrechts. Nach Beendigung seiner Studien trat er in den geistlichen Stand, und ging, um sich günstige Aussichten zu eröffnen, nach Rom. Hier machte er sich als Anwalt der Spanier vor den geistlichen Gerichten bald bekannt und erhielt von Sixtus IV. ein Breve, welches ihm die erste erledigte Pfründe im Erzbisthume Toledo versprach. Da ihm aber der Erzbischof die Stelle, welche in Uceda sich eröffnete, verweigerte,

gerieth er mit demselben in einen langwierigen Streit und mußte sogar, seines Ungehorsams wegen, in's Gefängniß wandern. Endlich ernannte ihn sein Gönner, der Kardinal Mendoza, 1483 zum Großvicar zu Siguenda. Aber bald entsagte Ximenes dieser Stelle und zog sich in klösterliche Einsamkeit nach Castagnar und Salceda zurück, wo er die Regel des heiligen Franziskus in ihrer ganzen Strenge befolgte. Der Ruf seiner schwärmerischen Andacht bewirkte 1492 seine Ernennung zum Beichtvater der Königin Isabella, und er benutzte den dadurch erlangten Einfluß zu durchgreifenden Reformen der tiefgesunkenen Bettelorden in Spanien, wodurch er sich die Feindschaft und die Verfolgungen der Mönche zuzog. Die Strenge seiner Lebensweise und der starre Ernst seiner Mienen veranlaßten die Höflinge, ihn mit einem, aus der Wüste kommenden, alten ägyptischen Eremiten zu vergleichen; aber dem Volke erschien er wie ein Heiliger, und Manche fielen vor ihm nieder und baten um Wunder. Später zum Erzbischof von Toledo und zum Kardinal ernannt, ergriff er, als er seine Erhebung vernommen, in seiner asketischen Demuth die Flucht, wurde aber eingeholt, gehorchte endlich den königlichen Befehlen und wurde im Oktober 1495 eingekleidet. Nachdem er einmal sein Amt angetreten, ordnete er die Verwaltung des Erzbisthums auf eine musterhafte Weise, stiftete mit seinen ungeheuren Einkünften die Universität Alcala, dotirte sie reichlich und veranstaltete die erste Ausgabe der Bibel in mehren Sprachen. Persönlich behielt er nach wie vor seine mönchische Einfachheit bei, da er seine Herrschsucht am besten zu verbergen meinte, wenn er die äußeren Zeichen der Gewalt verschmähte. Am Hofe trug er, bei allen Feierlichkeiten, seine Ordenskutte und sein Haarhemd, fastete an der königlichen Tafel beinahe nach der Ordensregel, und schlief des Nachts auf Bretern. Die vielen Reisen in den wichtigsten Angelegenheiten unternahm er zu Fuße, als gälte es noch für sein Kloster, als dienender Bruder, Almosen einzusammeln. Immer ungestümer entfaltete sich auch sein glühender Bekehrungseifer, der ihm im Königreiche Granada beinahe das Leben gekostet hätte; doch wurden dort durch sein und seiner Priester Bemühen drei tausend Personen in Einem Tage getauft. Um aber die neuen maurischen Christen, an deren aufrichtiger Bekehrung er zu zweifeln Ursache hatte, vom Rückfalle abzuschrecken, errichtete er ein furchtbares Glaubensgericht und wurde in der Folge selbst Großinquisitor. Während er hier mit unerbittlicher Strenge die Opfer der Schwärmerei würgte, schützte er die armen amerikanischen Wilden vor der Grausamkeit seiner Landsleute, und

LXIV



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

verfocht in der neuen Welt die unschädlichen Menschenrechte, die er in der alten, wo sie ihm Gefahr drohend erschienen, nach Willkür verläugnete. Selbst einen Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Grabes suchte sein christlicher Eifer anzuregen, doch vergebens. Die Verfolgungen, welche die Christen auf der Küste von Afrika von den Barbaresken erleiden mußten, bewogen ihn, da die Regierung Hilfe verweigerte, auf eigene Kosten ein Heer zu sammeln (1509). Er selbst führte es nach Afrika, trat in Helm und Panzer an die Spitze des Heeres, während ein Franziskaner das dreifache Kreuz ihm vortrug, und focht an den gefährlichsten Plätzen mit. Oran wurde erstürmt und der größte Theil der Bewohner niedergemacht, woran jedoch Ximenes, dem es mehr um Bekehrung, als um Mord zu thun war, unschuldig gewesen sein mag. Seiner Beredtsamkeit Werk war es, daß Ferdinand der Katholische den Erzherzog Karl, den er in seinem ersten Testamente von den spanischen Thronen ausgeschlossen hatte, zu seinem Nachfolger bestimmte, und nach Ferdinand's Tode (1516) zum Regenten Spaniens mit fast unumschränkter Gewalt ernannt, sicherte Ximenes König Karl's Herrschaft, indem er die Aufstandsversuche des Adels durch Hinweisen auf Waffengewalt mit energischer Strenge vereitelte. Dadurch brachte er die Granden, welche bei jenem Thronwechsel die Rechte der Krone zu schmälern gehofft hatten, wider sich auf; sie wußten den jungen König Karl gegen ihn einzunehmen, und als dieser, um die Zügel der Regierung zu ergreifen, nach Spanien kam, wies er den Kardinal in einem kalten Briefe an, in seinen Kirchsprengel zurück zu kehren. Diese unverdiente Behandlung brach das Herz des achtzigjährigen Greises, und er starb, kurz nachdem er den kränkenden Brief erhalten hatte, den 8. November 1517. — Obgleich von strenger und eiserner Gemüthsart, war Ximenes doch nicht grausam, und zeigte in den meisten Fällen Abneigung gegen tödtliche Mittel. Durch seinen Muth, seine richtige Wahl der Maßregeln und seine Staatskunst allein, dämpfte er ohne Blutvergießen, ja fast ohne Gewalt die Flamme des Aufruhrs unter dem spanischen Adel, hierin Richelieu's ungleich größeres Vorbild. Daß er dennoch als Großinquisitor binnen eilf Jahren gegen dritthalb tausend Menschen »zur Ehre Gottes" auf dem Scheiterhaufen umkommen ließ, ist weniger eine Anklage seiner, als vielmehr seines Zeitalters, das einen so großen und ausgezeichneten Mann zu solch' schrecklicher Selbsttäuschung bringen konnte. Für das Wohl seines Vaterlandes sorgte er, wie Keiner seiner Zeitgenossen; auch erkannte die Nation seine Größe und das Gute, das sie ihm verdankte,

und noch hundert Jahre nach seinem Tode drangen die Spanier, als wollten sie des Königs Undank durch eine edle Schwärmerei verbessern, darauf, daß er als ihr Schutzpatron unter die Zahl der Heiligen versetzt würde.

Johann Bernhard Basedow.

Geboren 1723. Gestorben 1790.

Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften hatte die Gelehrsamkeit, allmälig von den Höhen des äußeren Lebens vertrieben, eine blasse, stubenkranke Farbe angenommen. In ihre Bücherklausen eingeschlossen, milzsüchtig und verkrümmt durch beharrliches Sitzen, sperrte sie in zunehmender Luftscheu sich mehr und mehr von Welt und Leben ab, die doch eben aus ihr neue Kraft und Jugend schöpfen sollten. Basedow's frischer Geist entsetzte sich vor dem großen gelehrten Krankenhause, in welches die Menschheit sich einzunisten im Begriffe schien; er und seine Freunde fanden den Hauptgrund der körperlichen und geistigen Entartung in der zweckwidrigen Erziehung der Jugend, und indem sie gegen die Unnatur und Verkrüppelung in der häuslichen Kinderzucht, gegen den Wortkram, die Gedächtnißqual und Ruthentyrannei in den Schulen zu Felde zogen, trachteten sie, aus den liberalen Erziehungsmaximen Locke's und Rousseau's, mit den schon von Comenius empfohlenen didaktischen Mitteln vereinigt, ein neues pädagogisches System aufzubauen. Basedow, eigentlich Bassebau (er nannte sich auch oft Bernhard von Nordalbingen), der Sohn eines Friseurs, wurde den 11. September 1723 zu Hamburg geboren, erhielt den ersten Unterricht auf dem dortigen Johanneum, zeigte aber wenig Trieb zu anhaltenden Studien und besuchte auch auf der Universität Leipzig wenig Vorlesungen. Das Privatstudium der sich entgegenstehenden Wolf'schen und Crusius'schen Philosophie gab seinen theologischen Ansichten manche eigenthümliche Richtung. Seit 1749 Hauslehrer eines jungen Herrn von Quaalen in Holstein, versuchte er, diesem die lateinische Sprache mehr durch den Umgang beizubringen, und der Vater seines Zöglings gewann ihn dadurch so lieb, daß er ihn 1753 zum Lehrer an der Ritterakademie zu

Soröe empfahl, von wo er, einiger heterodoxen Aussprüche wegen, 1761 nach Altona versetzt wurde. Die Muße des Amtes gab ihm Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten, und durch früheren Beifall kühn gemacht, suchte er nun eine Reform der Philosophie zu erstreben. Es erschienen von ihm mehre philosophische Schriften, in denen großer Reichthum an Ideen, aber auch Seichtigkeit und Mangel an Umsicht nicht zu verkennen sind. Ein Aehnliches versuchte er auch in der Theologie, und stellte den Grundsatz freier Prüfung der Dogmen auf, weshalb er sehr verketzert wurde. Nun wendete sich 1767 sein Reformirungseifer auf das Erziehungswesen, bei welchem ihm der Hauptzweck, die Bildung zum Menschen, gänzlich vernachlässigt schien. Begünstigt von dem Minister von Bernstorff, trat er mit dahin zielenden Vorschlägen hervor und versprach, wenn er vom Publikum gehörig unterstützt würde, ein Werk zu liefern, in welchem der angemessenste Gang des Unterrichts von der sinnlichen Anschauung bis zur geistigen Begriffsbestimmung entwickelt würde. Wirklich kam von Fürsten und Privatpersonen eine Unterstützung von fünfzehn tausend Rubeln zusammen, und es erschienen das „Methodenbuch" und das „Elementarwerk," welche gepriesen und getadelt, aber auch in mehre Sprachen übersetzt wurden. Der Fürst Franz von Anhalt-Dessau suchte die Theorie zu realisiren, und 1774 wurde zu Dessau, wohin Basedow drei Jahre früher berufen worden war, von diesem eine Musterschule, das »Philanthropin," eingerichtet, an welchem noch Wolke, Campe, Salzmann, Lenz, Guthsmuths u. A. mitwirkten. Die Grundsätze dieser Männer waren folgende. Die Natur muß, trotz des Widerspruchs der conventionellen Unsitte, die Regel, und Philanthropie (Menschenliebe) die Tendenz aller Erziehung sein. Darum lasse man die Kraft des Kindes, das von Natur gut ist, sich frei entwickeln und an Gegenständen der sinnlichen Anschauung (Naturkunde, Technologie) üben, bis es reich genug an Vorstellungen ist, um die Symbolik der Worte (klassische Autoren, Religionslehren) zu verstehen, und leite seine Erziehung so, daß es zum körperlich und geistig gesunden, im Gebrauche seiner Kräfte gewandten, wo möglich in allen Zweigen des Wissens bewanderten, nüchternen, für die Welt brauchbaren, lebensfrohen und wohlwollenden Menschen heranreife. — Aber bald entzweite der eifrige Philanthrop Badesow sich mit seinen übrigen Mitmenschenfreunden, und in vielen seiner Hoffnungen getäuscht, legte er schon 1776 die Direktion der Anstalt nieder. Er lebte nun abwechselnd in Dessau, Halle und Leipzig, schrieb mehre theologische Schriften, und versuchte endlich in

Magdeburg eine neue Methode des Lesenlehrens einzuführen. Hier starb er den 25. Juli 1790. — Basedow hatte selbst zu viel Kontrast in sich, um zu leisten, was er versprach, und sein heller und lebhafter Geist wurde durch die Fesseln einseitiger Kenntnisse und Ansichten und durch Leidenschaftlichkeit oft zu sehr auf Abwege geleitet. Dennoch muß ihm das Verdienst zugestanden werden, daß er viel dazu beitrug, das Pedantische aus der Erziehung zu verbannen, für sie ein lebendigeres Interesse unter dem deutschen Volke zu erregen und die körperliche Erziehung besser zu gestalten. Basedow's Persönlichkeit und Betragen schildert Goethe, freilich im Gegensatze zu dem unendlich einnehmenderen Lavater, nicht vortheilhaft: sein tief im Kopfe liegendes kleines, schwarzes, scharfes, unter struppigen Augenbrauen hervorblinkendes Auge, seine heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, sein schnelles Herumwerfen des Gespräches, dazu sein ununterbrochenes Tabakrauchen, waren Eigenschaften, die wenigstens der feine Sinn eines Goethe ungern ertrug.

Johann Heinrich Pestalozzi.

Geboren 1745. Gestorben 1827.

In Zürich, dem „deutschen Athen der Schweiz," wie Balbi es nennt, kam dieser, um Jugenderziehung und Volksbildung hochverdiente Menschenfreund den 12. Januar 1745 zur Welt. In früher Kindheit verlor er seinen Vater, der dort Arzt gewesen war; fromme Verwandte, die sich des verwaiseten Knaben annahmen, bildeten sein religiöses und rechtliches Gefühl, sein Mitleid für Arme und seine Liebe zu Kindern durch Lehre und Beispiel noch mehr aus. Neigung und Verhältnisse bestimmten ihn, sich dem Studium der Theologie zu widmen, welches er aber bald mit der Rechtswissenschaft vertauschte, als ihm ein Versuch zum Predigen gänzlich mißlungen war. Schon in jener Zeit erschienen, außer einer Uebersetzung mehrer Reden des Demosthenes, verschiedene Aufsätze über Berufsbildung und spartanische Gesetzgebung, welche seinen Fleiß und seine Anlagen bekun-

beten. Da er sich jedoch durch übermäßiges Studiren eine schwere Krankheit zugezogen hatte, und während derselben das Lesen von Rousseau's »Emile« ihn, wie den geistverwandten Basedow, auf die Gebrechen des Gelehrtenstandes und der ganzen neueren Bildungsweise aufmerksam gemacht hatte, so verbrannte er nach seiner Genesung alle mühsam gesammelten Auszüge über Geschichte und Rechtswissenschaft, und widmete sich der Landwirthschaft. Nachdem er sich einige Erfahrungen in derselben bei einem Landwirthe gesammelt hatte, erbauete er auf einem wenig benutzten Stücke Landes bei Lenzburg, welches er von seinem väterlichen Erbtheile erkauft hatte, ein Gütchen, gab ihm den Namen „Neuhof," und bewirthschaftete es in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren selbst. Hierauf heiratete er die Tochter des Kaufmanns Schultes in Zürich, und nahm Antheil an den Geschäften einer Kattunfabrik, wobei er den sittlichen Verfall des Volkes aus eigener Erfahrung kennen lernte und demselben nach Kräften abzuhelfen beschloß. Im Jahre 1775 nahm er fünfzig Bettelkinder zu sich in das Haus und sorgte für ihren Unterhalt und ihre Erziehung. Sie unterstützten ihn bei'm Feldbau, in der Hauswirthschaft und in Fabrikarbeiten; allein der durch ihre Beköstigung und Bekleidung ihm verursachte Aufwand überstieg bald seine Einnahme, und er gerieth sowohl dadurch, als auch durch den häufigen Mißbrauch seiner Gutherzigkeit, in Armuth. Nirgends hatte sein edler Zweck, der Menschenbildung, Aufmunterung oder Unterstützung gefunden; vielmehr wurde er als Schwärmer und Thor verlacht. Aber Pestalozzi ließ sich weder durch den Hohn der Welt, noch durch die häusliche Noth, seinen erhabenen Beruf verleiden. In seinen Volksromanen: „Lienhard und Gertrud," und „Christoph und Else," legte er seine Erfahrungen über die Ursachen des Elends der niederen Volksklassen und die Mittel zu ihrer Besserung, in kräftiger und herzlicher Sprache nieder. In einem Gemüthszustande, den die mannigfachsten Kränkungen und Unfälle herbeigeführt und dadurch seinen Glauben an die Menschheit fast erschüttert hatten, schrieb er seine reichhaltigen »Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts.« Ohne irgend eine Unterstützung von Seite der Regierung, sah er sich nun genöthigt, die übernommene Erziehung der Kinder aufzugeben und Neuhof zu verlassen. Er gründete hierauf 1798 in Stanz ein Erziehungshaus für Bettelkinder, wobei er durch das neue Schweizerdirektorium unterstützt wurde. Hier hatte er gegen achtzig Kinder der niedrigsten Volksklassen in Unterricht und Aufsicht. Jedoch wurde er durch den Ausbruch

des Krieges und durch seine Gegner genöthigt, noch in demselben Jahre das mit Erfolg begonnene Geschäft aufzugeben, und nun legte er in Burgdorf, wohin er sich gewendet hatte, eine Schule an und wurde durch das Hinzutreten mehrer Kostgänger in Stand gesetzt, auch andere Lehrer als Mitarbeiter anzunehmen. Durch mehre Schriften bereitete er den Jugendunterricht zweckmäßig vor. Seine Theilnahme an den politischen Angelegenheiten der Schweiz und seine Anhänglichkeit an das Volk, welches ihn auch 1802 nach Paris an den ersten Konsul sandte, so wie seine Schrift: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat," zog ihm durch die darin offen ausgesprochene Darstellung der Mißbräuche und der Mittel zu ihrer Abstellung, viele Unannehmlichkeiten von Seiten der Begüterten und Angesehenen zu. Obgleich dies vielfach hemmend auf seine Erziehungsanstalt einwirkte, so gedieh dieselbe doch durch die Thätigkeit und Geschicklichkeit der Theilnehmer, so wie durch den von ihnen verbreiteten Geist der Liebe und Ordnung und durch die Uneigennützigkeit des Vorstehers immer mehr. 1804 verlegte er seine Anstalt nach München-Buchsee, wo sich Fellenberg an ihn anschloß, und noch in demselben Jahre von da nach Yverdun, dessen Schloß ihm nebst seinen Zöglingen eingeräumt worden war. Der Ertrag seiner schriftstellerischen Werke bildete den Fond zu Errichtung einer Armenschule. Pestalozzi entschlummerte den 17. Februar 1827 zu Brugg im Aargau. Durch Genialität, Gediegenheit und Tiefe der Einsicht, durch Kraft und Fülle seines Geistes, durch Thätigkeit und uneigennützige Wirksamkeit, durch aufopfernde Liebe für das Wohl der Menschheit, besonders der niederen Volksklassen, ragte er über die meisten seiner Zeitgenossen hervor. Dieselben Eigenschaften seines Charakters sprechen sich auch durchgängig in seinen höchst geistreichen und eigenthümlichen Schriften aus. Freilich verleitete ihn seine Unbekanntschaft mit der neueren Literatur oft zu Geringschätzung der Leistungen Anderer und zu anmaßender Würdigung seiner eigenen Wirksamkeit. Seine Erziehungsmethode hatte zum Zweck, alle physischen und geistigen Kräfte des Menschen, durch sinnliche oder geistige Anschauung unterstützt, in naturgemäßer Stufenfolge des Unterrichtes anzuregen, zu entwickeln und auszubilden, wobei ihm nicht sowohl die mechanische Erlernung gewisser Fähigkeiten, als vielmehr die Uebung und Bildung der Kraft des Kindes, der Zweck alles Elementarunterrichtes schien.

Wilhelm I. der Eroberer,

Herzog der Normandie, König von England.

Geboren 1016. Gestorben 1087.

Der Gründer der anglo-normannischen Dynastie und Gesetzgeber Englands, Wilhelm, genannt der Eroberer, war ein natürlicher Sohn des Herzogs Robert I. von der Normandie und eines schönen Landmädchens, Arlotte aus Falaise, und kam daselbst im Jahre 1016 zur Welt. Obgleich Robert zwei rechtmäßige Söhne hatte, so bewog ihn doch theils seine Liebe zu Arlotten, theils sein Vertrauen zu Wilhelm's früh entwickelten Fähigkeiten, Letzteren zu seinem Nachfolger zu bestimmen, so, daß, als Robert (1035) auf einer Wallfahrt nach Jerusalem umkam, Wilhelm den Herzogsstuhl der Normandie bestieg. Allein ungeachtet seines Muthes und seiner Klugheit würde er sich schwerlich in der heftig bestrittenen Herrschaft haben behaupten können, wenn ihn nicht der König Heinrich I. von Frankreich gegen die Angriffe seiner Stiefbrüder und ihrer Adelspartei unterstützt hätte. Mit Heinrich's Hilfe schlug Wilhelm den Grafen Arques, eroberte Maine und beherrschte seitdem unangefochten die Normandie. Da er hierauf den ihm nahe verwandten König Eduard III. (den Bekenner) von England gegen die Einfälle der Dänen vertheidigen half, so ernannte ihn dieser in seinem Testamente zu seinem Nachfolger. Aber ehe noch Wilhelm nach dem Tode Eduard's (1066) von dem Throne Englands Besitz nehmen konnte, wußte Herzog Harald von Wessex die Engländer für sich zu gewinnen und wurde von ihnen zum Könige gewählt. Auf diese Nachricht führte Wilhelm ein Heer von sechzigtausend Mann nach England hinüber, landete bei Pevensey, jetzt Pemsey, und bot am 14. Oktober 1066 bei Hastings in Sussex dem Könige Harald die Schlacht. Vom frühen Morgen bis zum Einbruche der Nacht wurde, auf beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit, gekämpft, und für Keinen wollte sich der Sieg entscheiden.

Da unternahm der kriegserfahrene Wilhelm, wohl einsehend, daß er nicht in die englischen Massen eindringen könne, einen verstellten Rückzug. Die Engländer ließen sich täuschen, lösten, um besser verfolgen zu können, ihre Reihen, wurden aber im nämlichen Augenblicke von den schnell sich wendenden Normannen wüthend angegriffen. Doch auch das unter den Engländern angerichtete Blutbad brachte diese nicht zum Weichen, und bei Eintritt der Nacht griff der unerschütterliche Normanne noch einmal an. Ein Pfeil durchbohrte des muthig fechtenden Harald Stirn und warf ihn todt zur Erde. Als die Engländer ihren König fallen sahen, stäubten sie aus einander, von den Normannen mit Heftigkeit verfolgt. Wilhelm's Sieg, und mit ihm seine Herrschaft über England, war entschieden; noch auf dem Schlachtfelde ließ er sich zum König ausrufen. Hierauf auch von den Großen des Reiches als Herrscher anerkannt und am Weihnachtsfeste in London gekrönt, behauptete er sich durch Klugheit und Strenge auf dem Throne, gewann die Stände durch Ertheilung von Privilegien, erbaute, um die Bewohner Londons besser im Zaume halten zu können, den Tower, und verband sich den normannischen Adel durch Belehnung mit großen Gütern in England, so wie er überhaupt die fränkische Sitte des Lehenwesens dort einführte und das Land in Baronien theilte. Da die Normandie ein Lehen Frankreichs war und ein Vasall sich keine Eroberungen zueignen konnte, als insofern sie mit seinem Lehen Eines wurden, so ging daraus ein gespanntes Verhältniß zwischen England und Frankreich hervor, in dessen Folge das letztere fortwährend behauptete, England sei ihm lehenspflichtig und darüber bereits mit Wilhelm in einen Krieg gerieth, der nachher Jahrhunderte lang fast unter jedem Regenten wiederholt wurde; daher auch die alte Nationalfeindschaft zwischen Engländern und Franzosen sich aus jenen Tagen herschreibt, wo Wilhelm als Eroberer Englands Boden betrat. Auch in anderer Hinsicht war Wilhelm's Regierung keine ganz ruhige. Seine neuen fränkischen Einrichtungen mißfielen den alten Bewohnern des Landes, den Sachsen, und sie unternahmen öftere, wiewohl vergebliche Versuche, das normannische Joch abzuschütteln, auch deshalb, weil Wilhelm, durch Einführung des Französischen als Hofsprache, ihre angestammte Sprache auszurotten drohte. Schon im Jahre 1076 empörte sich Wilhelm's ältester Sohn, Robert der Kurzschenkel, welchem Jener bei seiner Abfahrt die Regierung der Normandie anvertraut hatte, wurde aber von seinem Vater bald zur Unterwerfung und zum Gehorsam zurückgeführt. Eilf Jahre später (1087) begann der kühne Eroberer, wegen der

gedachten Lehenstreitigkeiten, offenen Krieg gegen Frankreich und drang mit stürmender Hand bis an die Thore von Paris vor. Da warf den greisen Kämpfer sein unbändiges Roß ab. Schwer verletzt ließ er sich nach Rouen bringen, und beschloß hier sein tapferes Leben.

Gottfried von Bouillon.

Herzog von Niederlothringen, König von Jerusalem.

Geboren 1050. Gestorben 1100.

Unter den Ahnen des erlauchten Kaiserhauses Oesterreich glänzt auch der Name Gottfried's von Bouillon, welcher, der erste Ritter seiner Zeit, mit dem Muthe, die heilige Krone von Jerusalem zu erobern, die Demuth vereinigte, ihr zu entsagen. Väterlicher Seits von den Pippiniden, mütterlicher Seits von den Grafen von Ardenne abstammend, haben seine Ahnen in doppelter Verwandtschaft mit den Etichonen, den Stammvätern der Habsburger und Lothringer, gestanden, und mit Recht prangt daher der Name des Helden, welchen Tasso's Leier verherrlichte, auf der Ahnentafel Oesterreichs. — Gottfried, nach dem Stammschlosse seines Geschlechts Bouillon (im jetzigen belgischen Antheile des Großherzogthums Luxemburg) benannt, geboren um 1050 zu Baysy bei Nivelles, war der älteste Sohn des Grafen Eustach II. von Boulogne und Ida's, der Schwester Gottfried's des Buckligten von Niederlothringen, von welchem er an Kindesstatt angenommen und zum Erben aller eigenen Güter eingesetzt wurde. Zuerst (1076) nur mit der Mark Antwerpen belehnt, hatte er Gelegenheit, dem Kaiser Heinrich IV. auf dessen Zügen wider seine Feinde in Italien die treuesten Dienste zu leisten, so daß er 1089 auch das Herzogthum Niederlothringen oder Brabant erhielt. Bereits 1080 stand er in des Kaisers Heere wider den Gegenkaiser Rudolf von Schwaben, und in so großer Achtung, daß am Abend vor der blutigen Schlacht an der Elster alle Fürsten ihn, als den Würdigsten, zum Träger des Reichspaniers erkoren, mit dessen Schaft er im Schlachtgetümmel die Brust des Gegenkaisers durchstieß und ihn tödtete. 1089 begleitete er den Kaiser auf seinem Zuge

gegen den Papst und war unter den Ersten, welche in Rom eindrangen. Aber bald darauf verfiel er in eine schwere Krankheit, die er für eine Strafe des Himmels ansah, weil er wider den heiligen Stuhl gekämpft, und die ihn schon damals zu dem Entschlusse bewog, nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Als daher Peter's von Amiens feurige Beredtsamkeit das christliche Europa zu den Waffen rief, rüstete sich auch Gottfried und brachte diesem frommen Zwecke die größten Opfer. Mit ihm rüsteten seine Brüder Balduin und Eustach sich zur gemeinsamen Fahrt; dem jüngsten Bruder, Wilhelm, wurde die Verwaltung Niederlothringens übertragen. Gottfried vereinigte sich nun mit den übrigen Fürsten, welche das erste geordnete Kreuzheer bildeten, und ohne daß er je nach dem Oberbefehle gestrebt hätte, unterwarfen sich doch alle Streiter des Kreuzes sehr bald freiwillig seiner Führung, da nur Wenige an Waffenruhm, Keiner aber an Edelmuth und reinem Glaubenseifer, ihm gleichkamen. Am 15. August 1096 trat Gottfried den Zug mit beinahe einer Million Menschen an. Schon im Beginne der Fahrt wurden den Kreuzkämpfern durch der Griechen Mißtrauen und Arglist schnöde Schwierigkeiten entgegengestellt; doch des Führers Muth und biederer Sinn half sie überwinden. Im Mai des Jahres 1097 trafen die Heere in Asien zusammen; aber hier begannen durch den kühnen Widerstand der Seldschuken ernstere Gefahren und blutige Verluste für die Kreuzfahrer. Furcht und Verzagen riß unter ihnen ein, Viele wollten umkehren; persönliche Zwiste hemmten eine Weile das Vorrücken gänzlich. Doch wurde Antiochia von dem Kreuzheere erobert, und es soll bei dieser Belagerung der Herzog Gottfried mit übermenschlicher Kraft einen Saracenen von der Schulter bis zum Sattel herab gespaltet haben. Aber erst im Mai 1099, nach beinahe dreijährigen Reisebeschwerden, konnten die Kreuzfahrer Antiochia verlassen, nunmehr längs der Seeküste hinziehend und die Städte Tyrus und Sydon, Akre und Joppe sich unterwerfend. Am 6. Juni gelangten sie auf eine Anhöhe. Welch' ein Anblick! Die heilige Stadt gerade vor ihnen! Da erhoben der gesunkene Muth, die erkaltete Begeisterung im Kreuzheere auf's Neue ihre Schwingen, und troß der starken Besatzung und der unvollkommenen Mittel der Belagerer, stand Gottfried dennoch schon am 15. Juli als Sieger auf den Mauern Jerusalems, und die Kreuzfahrer drangen von allen Seiten in die Stadt. Es blieb nun Nichts übrig, als, zur Behütung des von der unreinen Herrschaft der Ungläubigen befreiten Heiligthums, durch Wahl den König des neuen christlichen Reiches zu bestimmen, und so wurde von den berathenden Fürsten Gottfried

von Bouillon zum Könige von Jerusalem erwählt und am heiligen Grabe ausgerufen. Der demüthige Held aber hielt sich unwürdig, dort König zu heißen und mit der goldenen Krone sich zu schmücken, wo der König der Könige, Jesus Christus, die Dornenkrone getragen; er begnügte sich mit dem Titel eines Schirmvogtes des heiligen Grabes und Barons von Jerusalem. Gleichwohl behauptete er seine oberherrlichen Rechte mit Nachdruck gegen die stolzen Fürsten, welche nicht immer geneigt waren, sie anzuerkennen, und nur erst im folgenden Jahre konnte ihn der vom Papste gesendete Patriarch dazu bewegen, sein Reich vom römischen Stuhle zu Lehen zu nehmen. Als Oberhaupt des Königreichs Jerusalem trachtete er nun vornehmlich, sein Reich durch Gesetze zu ordnen, welche um so merkwürdiger, weil sie der erste gesetzgeberische Versuch des Mittelalters sind. Die Verfassung des Reiches gestaltete er feudalaristokratisch, ganz so wie sie in Frankreich sich ausgebildet hatte; die Krone war erblich. Kurz nach seiner Erwählung hatte Gottfried bei Askalon über den Wesir Afdal gesiegt. Seine letzte Waffenthat war die Schlacht am Jordan, in welcher er, unter dem Beistande des kühnen Tancred, Fürsten von Galiläa, den Sultan von Damask schlug. Auf dem Rückwege wurde er von dem Emir zu Cäsarea zum Mittagsmahl eingeladen; er nahm keine andere Speise, als einen Cedernapfel, aber bald nach dessen Genusse fühlte er sich vom heftigen Fieber ergriffen. Nur mit Mühe konnte er Jerusalem erreichen, und hier verhauchte er seine große Seele den 17. August 1100. Man bestattete seinen Leichnam in der Kirche des heiligen Grabes auf dem Kalvarienberge, wo der Heiland gelitten hatte. Hier fanden auch alle Nachfolger Gottfried's im Reiche von Jerusalem ihre Ruhestätte. Die abendländischen Pilger beklagten fünf Tage lang den Tod ihres großen und frommen Beschirmers, und nicht nur die morgenländischen Christen, sondern selbst die Araber und Türken nahmen an ihrer Trauer Antheil; denn seine Güte und Gerechtigkeit hatte sie Alle ohne Ausnahme geschützt. Unerschütterlicher Muth im Kampfe, milde Schonung gegen die Ueberwundenen, und reiner, heiliger Eifer für die Sache der Religion bildeten den Charakter dieses Helden und erhoben ihn weit über seine Zeitgenossen, die ihre ritterliche Tapferkeit oft durch Grausamkeit befleckten und unter der Maske des Glaubenseifers ehrgeizige Absichten verfolgten. Gegenwärtig beabsichtigt die belgische Regierung, ihm auf einem der Brüsseler Plätze ein Standbild zu errichten, weil Gottfried und seine unmittelbaren Nachfolger durch ihre Einrichtungen und Anlagen die Hauptbegründer der flandrischen Größe

und Wohlfahrt, und weil die Wirkungen der Kreuzzüge für kein Land im Norden Europa's so belebend und heilsam gewesen, wie für die Niederlande.



Wellington.

Geboren 1769.

Sir Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, von Ciudad-Rodrigo und von Vittoria, Fürst von Waterloo, Marquis von Duero und von Torres-Vedras, Graf von Vimeira, Vicomte von Talavera, Pair von Großbritannien, Großkreuz und Ritter der vornehmsten Orden in Europa &c. ist — wie schon diese durch Thaten erworbenen Titel beurkunden — einer der berühmtesten und glücklichsten Feldherren des neunzehnten Jahrhunderts, an dessen felsenfester Beharrlichkeit bei Waterloo Napoleon's ungestüme Angriffe scheiterten. Sir Arthur wurde den 1. Mai 1769 zu Dungancastle in Irland geboren, ist aber britischer Abkunft. Die Familie nannte sich ursprünglich Colley, nahm aber 1700 in Folge von Adoption den Namen Colley-Wellesley an, und bediente sich später nur des neuen Namens. Arthur's Vater, seit 1760 Graf von Mornington, war mit der Tochter des Grafen Dunganon verheiratet, welche ihm sieben Söhne und zwei Töchter gebar. Arthur, der fünfte seiner Söhne, erhielt seine Bildung in der Schule zu Eton, kam aber, weil er entschiedene Neigung für den Militärstand hatte und England damals ohne militärische Bildungsanstalten war, frühzeitig nach Frankreich in die Militärschule zu Angers. Nach seiner Heimkehr nahm er 1787 Dienste in der englischen Armee, und leitete schon 1794 als Oberstlieutenant — durch Stellenkauf hatte er sich mitten im Frieden schnell zu dieser Würde emporgearbeitet — den Rückzug einer Brigade unter den Befehlen des Grafen von Moira, welcher damals Flandern räumen mußte. Bessere Gelegenheit, seine militärischen Talente zu bewähren, fand er in Ostindien, wohin er 1798 seinen Bruder, den Marquis von Wellesley, der Gouverneur von Bengalen war, begleitete. Der Krieg gegen den Beherr-

scher von Mysore, Tippo Saib, war ausgebrochen, und Sir Arthur erhielt den Oberbefehl über das aus Eingeborenen bestehende Hilfskorps des Königs von Golkonda. Sein Antheil an der gänzlichen Vertilgung Tippo Saib's, so wie an der Erstürmung seiner Hauptstadt Seringapatam (1760) ist bedeutend und rühmlich anerkannt worden. Neue Lorbeeren erwarb er sich in dem Kampfe gegen den kühnen Parteigänger Dhoudia Waugh (1800), der in einem entscheidenden Treffen blieb, und in dem, 1802 ausbrechenden Maharattenkriege, dem er durch Besiegung der Maharattenfürsten Scindiah und Holkar, durch Wegnahme mehrer festen Plätze und Unterwerfung des unruhigen Radja von Berar ein Ende machte. Mit Lobeserhebungen und glänzenden Belohnungen überhäuft, kam er 1805 in sein Vaterland zurück, wurde von der Stadt Newport zum Abgeordneten im Unterhause gewählt, nahm jedoch, da ihn kein besonderes Rednertalent auszeichnete, nur selten Theil an den Debatten. Auch als erster Sekretär des Statthalters von Irland (1806) gefiel er sich nicht, und fühlte sich erst dann wieder in seinem Wirkungskreise, als er bei der Expedition, welche 1807 Lord Cathcart gegen Kopenhagen unternahm, den Befehl über eine Division erhielt, mit welcher er ein dänisches Detaschement schlug. Ein noch größeres Feld der Thaten eröffnete sich ihm, als die portugiesische Junta die englische Regierung um Unterstützung gegen die Franzosen anrief. Am 1. August 1808 landete er mit dem englischen Hilfskorps bei Figueira, zog die portugiesischen Truppen an sich und schlug bei Roleja die französische Division unter Laborde. Durch seinen entscheidenden Sieg bei Vimeira (21. August) wurde Junot zu der Konvention von Cintra gezwungen, nach welcher die französische Armee Portugal räumen mußte. Wellesley mußte wegen des Abschlusses dieser Konvention manchen Vorwurf hören, erhielt aber, als die mittlerweile verstärkten Franzosen bis Corunna vorgedrungen waren, den Oberbefehl und landete mit einer bedeutenden Hilfsarmee zu Lissabon. Sogleich rückte er gegen den Feind vor, schlug dessen Avantgarde bei Grijon (11. Mai 1809), ging mit kühner Entschlossenheit über den Duero, überrumpelte Oporto und zwang den Marschall Soult, eiligst und mit großem Verluste Portugal zu räumen. Darauf drang er nach Spanien vor, brachte der französischen Armee bei Talavera (28. Juli 1810) einen empfindlichen Schlag bei, wofür er den Titel eines Lord Wellington, Vicomte von Talavera, erhielt, und hätte vielleicht die Halbinsel schon damals vom fremden Joche befreit, wäre die Indolenz der spanischen Behörden und Generale nicht immer seinen Planen

hinderlich gewesen. Unmuthig hierüber, zog er sich nach Portugal zurück und beschränkte sich auf die Vertheidigung dieses Landes. Auch hatten sich durch den Wiener Frieden die französischen Streitkräfte in Spanien gemehrt und drängten unter Massena mit aller Macht gegen Portugal. Wellington zog sich langsam zurück und nahm, nachdem er den Franzosen bei Busaco (28. September 1810) eine Niederlage beigebracht hatte, hinter der unangreifbaren Verschanzung von Torres Vedras seine Stellung. Auf seinen Befehl hatten die Portugiesen das ganze Land in eine Wüste verwandelt und alle Lebensmittel sorgfältig vertilgt. Vergebens suchte Massena den englischen Feldherrn, welcher von seinen Felsengipfeln dem Treiben der Franzosen ruhig zusah, zu einer Schlacht zu verlocken und mußte bald, von Hunger und Krankheiten geschlagen, den Rückzug antreten, auf welchem er bedeutenden Verlust erlitt. In dem Treffen bei Fuentes de Onoro erntete Wellington neue Lorbeern, und belagerte Almeida. Nur die Verstärkungen, welche Soult und Mortier der französischen Armee zuführten, hielten ihn vom weiteren Vordringen zurück. Als bei dem Ausbruche des Krieges gegen Rußland die besten französischen Truppen aus Spanien zurückgezogen wurden, und nur eine Heeresabtheilung unter Marmont gegenüber stehen blieb, ergriff Wellington sogleich die Offensive, eroberte Ciudad Rodrigo (18. Januar 1812), erstürmte Badajoz (7. April), nahm Salamanca in Besitz (17. Juni), schlug in der Nähe dieser Stadt die Franzosen auf's Haupt (22. Juli), und zog (13. August) siegreich in Madrid ein. Nach Soult's Abgang nach Deutschland wurde die französische Armee rasch bis Vittoria zurückgedrängt, wo sie eine Schlacht annahm, in welcher sie eine völlige Niederlage erlitt (21. Juni 1813). Geschütz, Gepäck und Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger, welche unverweilt nach Pampelona und San Sebastian vordrangen. Soult's Ankunft bei der entmuthigten Armee war von geringem Vortheile, und die Franzosen mußten das mit ihrem Blute getränkte Spanien verlassen. Am 7. Oktober betrat die englische Armee den französischen Boden. Trotz des schlechten Wetters und des ungünstigen Terrains rückte Wellington immer vor, und hatte sich bereits der Städte Bordeaux und Toulouse — wo er Soult zum letzten Male schlug — bemächtigt, als die Nachricht von dem Einmarsche der Verbündeten in Paris, eintraf und einen Waffenstillstand zur Folge hatte. Wellington begab sich selbst nach der Hauptstadt, wo ihm von Ludwig XVIII. ein schmeichelhafter Empfang ward. Später ging er nach Madrid, und seine Gegenwart, wie der von ihm dem Könige Ferdinand

ertheilte gute Rath trugen nicht wenig dazu bei, die Ordnung in dem völlig zerrütteten Spanien wieder herzustellen. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er allenthalben mit Enthusiasmus empfangen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Nach kurzer Ruhe ging er als englischer Botschafter an den französischen Hof, und von da als Englands Bevollmächtigter nach Wien, wo er dem Kongresse beiwohnte, bis ihn die Nachricht von der Landung Napoleon's zur schnellen Abreise bestimmte. Er eilte nach Brüssel, dem Mittelpunkte aller Kriegsrüstungen, und übernahm, zum holländischen Feldmarschall ernannt, hier ein Heer, das aus englischen, hannöverschen, holländischen und braunschweigischen Truppen zusammengesetzt, mithin größtentheils ihm ganz fremd war. Zwar ging die Schlacht bei Ligny zum Theile durch Wellington's Versäumnisse verloren; aber desto heldenmüthiger und bewunderungswürdiger war sein Benehmen in der Schlacht bei Waterloo. Durch acht Stunden setzte er, beharrlich die Ankunft der Preußen erwartend, den wüthenden Angriffen der Franzosen die entschlossenste Standhaftigkeit entgegen, wobei er sich selbst dem stärksten Feuer bloßstellte und fast alle seine Adjutanten verlor. Es war bereits sechs Uhr; über zehntausend Mann des englischen Heeres lagen todt oder verstümmelt auf dem Kampfplatze, die Reihen wurden immer dünner, die Angriffe der Franzosen immer ungestümer. Da sah Wellington kaltblütig nach der Uhr und sagte zu seiner Umgebung: »es braucht noch viele Stunden, ehe wir zusammengehauen sind, und so wird die Nacht doch kommen, wenn auch nicht die Preußen.« Aber diese kamen zur rechten Stunde, und Napoleon wurde für immer aus dem Felde geschlagen. Wellington ging zum zweiten Male nach Paris und nahm an den diplomatischen Verhandlungen Theil. Sein Wirken als Staatsmann hat zwar manchen Tadel erfahren, doch hat ihm Frankreich manche vortheilhafte Maßregel zu danken. So beschleunigte er den Beschluß, durch welchen das fremde Besatzungsheer vermindert und sodann 1818 ganz aus Frankreich entfernt wurde. Es wäre zu weitläufig, hier alle Ehren und Belohnungen anzuführen, die dem siegreichen Feldherrn zu Theile wurden. Aber der schönere, glücklichere und ruhmvollere Abschnitt seines Lebens blieb auf den Schlachtfeldern zurück; dem Staatsmanne grünten nicht dieselben Lorbeern, die der Krieger gepflückt hatte, und seine aristokratische Starrheit entfremdete ihm viele Herzen, die für seinen Kriegsruhm erglüht waren. Gegen die Zeit kämpfend, mußte er fortan manche Niederlage erleiden. 1828 als erster Minister an Goderich's Stelle tretend, verließ er Canning's Politik, und

suchte vergebens die Emancipation der Katholiken zurückzuhalten, die, als eine siegreiche Streitfrage der Gegenwart, seine und seiner Partei hartnäckige Abwehr nutzlos machte. Nach der Julirevolution fiel sein Ministerium im Kampfe gegen die öffentliche Meinung. Zwar organisirte er 1834, nach Auflösung des Ministeriums Grey, ein neues, an dessen Spitze er Peel stellte, aber schon 1835 mußte dasselbe dem Whigministerium Melbourne's wieder weichen. Später bahnten sich die Tories wieder den Weg zur Regierungsgewalt, und seit 1841 trat das Ministerium Peel-Wellington an das Ruder, doch ohne daß der greise Herzog entschieden in die Verwaltungsangelegenheiten eingreift. — Wellington gehört jedenfalls zu den hervorstechenden Charakteren der Gegenwart, und wenn auch nicht jeder Theil seiner Wirksamkeit vor der strengeren geschichtlichen Kritik die Probe hält, so reicht doch dasjenige, was ihm nicht abzustreiten ist, vollkommen hin, seinen Namen unsterblich zu machen. Die trockene, lakonische, nicht selten grämliche Weise, in welcher er sich gibt, entzieht ihm freilich jeden poetischen Nimbus, mit welchem man Helden gern bekleidet sieht, und während seine Verehrer in Wellington's wortkarger Kürze ein bescheidenes Zurückziehen seiner inwohnenden Größe in sich selbst entdecken, möchten seine Feinde darin nur ein geschicktes Beschönigen der Gewöhnlichkeit erblicken. Bei seinen Lebzeiten können die Akten über diesen ausgezeichneten Mann unmöglich geschlossen werden, da der Parteigeist im üblen wie im guten Sinne das Urtheil verwirrt. Nach der Ansicht erfahrener Krieger waren Wellington's kalte Zurückhaltung, sein würdevoller Ernst, seine natürliche Einfachheit und Rechtlichkeit, sein unerschütterlicher Gleichmuth in der Gefahr und die Schnelligkeit, womit er in der Schlacht gegebene Blößen zu benutzen verstand, zwar sehr geeignet, Vertrauen zu erwecken und sich Gehorsam zu verschaffen; aber in außerordentlichen Lagen gingen ihm die moralischen Hilfsmittel ab, die Massen zu elektrisiren, und diese Herrschaft über die Gemüther der Menschen ist es hauptsächlich, worin Wellington von anderen Heerführern seiner Zeit — z. B. Napoleon, Erzherzog Karl, Schwarzenberg, Blücher u. A. — unendlich übertroffen wird, was bei Beurtheilung eines Feldherrn, der, mehr als irgend ein Anderer, auf und durch die Menschen wirken muß, nicht wenig zu berücksichtigen ist.

LXV



Marlborough.

Geboren 1650. Gestorben 1722.

„Marlborough s'en va-t-en guerre" — so tönte das Volkslied noch lange in fremder, ja feindlicher Zunge den Ruhm des Helden nach, dem in England, außer Wellington, bis jetzt noch Keiner sich an die Seite stellen konnte. John Churchill — nachmals Herzog von Marlborough — stammt aus einem alten normannischen Geschlechte, das unter dem Namen Courcil oder Courselle, mit Wilhelm dem Eroberer aus Poitou nach England kam. Sein Vater, Winston Churchill, blieb während der bürgerlichen Unruhen dem nachmaligen Könige Karl II. treu, heiratete die Tochter des Sir John Drake, Baronets auf Ashe in Devonshire, und John wurde in diesem Orte den 24. Juni 1650 geboren. Da sein älterer Bruder in der Kindheit starb, so gingen die Titel und das geschmolzene Vermögen der Familie auf ihn über. Den ersten Unterricht empfing er von seinem Vater und einem benachbarten Geistlichen, kam hierauf nach London in die heilige Paulsschule, und ward nach kurzer Zeit Page bei dem Herzoge von York (später König Jakob II.), der ihn wegen seines angenehmen Aeußeren und gewandten Benehmens lieb gewann. Einst fragte ihn der Herzog: welchen Stand er ergreifen wolle? Da fiel der Jüngling vor seinem Gönner auf die Kniee und bat: er möge ihm nur eine Fahne in einem der schönen Garderegimenter verleihen. Der Herzog gewährte diese Bitte, und Churchill erhielt in seinem sechzehnten Jahre das Anstellungsdekret. Freiwillig wohnte er nun der Belagerung von Tanger in Afrika bei, drängte sich zu allen Gefechten und zeichnete sich schon dort durch seine Kühnheit aus. Nach seiner Rückkehr zum Hauptmanne ernannt, machte er den Feldzug 1672, besonders die Belagerung von Nimwegen und Mastricht mit, erwarb sich bei dieser Gelegenheit den Beifall des Marschalls Turenne, der ihn immer »seinen schönen Engländer« nannte, rettete dem Herzog von Monmouth das Leben und ward dafür Oberstlieutenant. Seit 1677 nach England zurückgekehrt, stieg er, durch die Gunst des Königs Karl II. und

des Herzogs von York, mit raschen Schritten höher auf der Bahn der Ehren. 1681 heiratete er die schöne und hochgebildete Miß Sara Jennings, Günstlingin der Prinzessin (nachmals Königin) Anna; im folgenden Jahre ward er Baron, Pair von Schottland und Oberst des zweiten Garderegiments. Als der Herzog von York 1685 unter dem Namen Jakob II. den Thron von England bestieg, ward Churchill Kammerherr und Brigadiergeneral, nach seiner Rückkehr von einer Gesandtschaftsreise nach Frankreich aber Pair von England. Zwar wirkte er gegen die Revolution des Herzogs von Monmouth, verließ aber seinen Gönner Jakob II. später bei der Landung Wilhelm's von Oranien, und schloß sich an diesen an, vermochte auch die Prinzessin Anna und deren Gemal, den Prinzen Georg von Dänemark, auf die Seite ihres Schwagers, Wilhelm's III., zu treten, und im Januar 1689 die Pairskammer, die Associationsakte zu Gunsten des Prinzen von Oranien zu erlassen, der ihn dafür zum Grafen ernannte. Er ward hierauf Generallieutenant, und gab dem Heere eine andere Organisation. Im Kriege gegen Ludwig XIV. befehligte Churchill die Engländer in Flandern, und trug viel zu dem Siege bei Walcourt bei. 1690 ging er nach Irland und nahm Cork und Kinsale, 1691 nach Flandern und diente dort unter dem Könige Wilhelm. Bei seiner Rückkehr im folgenden Jahre aber wurde er aller seiner Stellen beraubt und in den Tower gesperrt, weil er in starken Verdacht kam, die Armee für Jakob II. zu gewinnen und diesem so den Thron zu verschaffen versprochen zu haben. Zwar wurde er später aus Mangel an Beweisen freigelassen, lebte aber in einer Art Exil. Nach dem Frieden von Ryswik wurde er 1698 zum Gouverneur des Neffen Wilhelm's III., des Herzogs von Gloucester, ernannt, kam wieder in den geheimen Rath, und ward auch in Abwesenheit des Königs mehrmals Mitglied der aus neun Lords bestehenden Regentschaft. Als 1700 sein Zögling starb, ging er als Commandeur en Chef der englisch-holländischen Truppen nach den Niederlanden und ward zugleich englischer Gesandter bei den Generalstaaten. 1702 starb König Wilhelm; ihm folgte auf dem Throne die Prinzessin Anna, und über diese vermochten Churchill und seine Gemalin Alles. Churchill ward daher sogleich Commandeur en Chef aller alliirten Truppen in den Niederlanden und später General en Chef der Artillerie. Er ging 1702 nach Holland, zwang dort den Grafen Athlone, ihm das Kommando abzutreten, und die Franzosen, Geldern zu räumen, nahm auch Lüttich ein und ward nun Marquis von Blandford und Herzog von Marlborough. 1703 ging er wieder nach dem Kontinente,

zog 1704 dem Kaiser zu Hilfe, verband sich mit Eugen, wo ein in der Geschichte einzig schönes Wechselverhältniß die beiden Helden umschlang, indem sie übereinkamen, daß Marlborough einen Tag um den anderen den Oberbefehl mit Eugen führen solle. Beide siegten nun auf dem Schellenberge über die Baiern, bei Höchstädt über Tallard, der in ihre Gefangenschaft fiel. Für diese Siege ward Marlborough Reichsfürst und bekam die Herrschaft Mindelheim; in England aber erhielt er durch das Parlament und die Königin einen prächtigen Palast auf seinem Hauptgute, unter dem Namen Blenheim-House. 1705 befehligte er in den Niederlanden gegen Villars und Villeroi, stürmte die Linien des Letzteren, begab sich nach Wien, um den ferneren Kriegsplan zu besprechen, und brachte dem Kaiser eine Anleihe in England zuwege; im folgenden Jahre schlug er Villeroi bei Ramelies. Groß und unentbehrlich durch den Krieg, wußte er, vereint mit Eugen und dem holländischen Großpensionair Heinsius, den Frieden zu hintertreiben, und persönlich an den König Karl XII. von Schweden geschickt, hielt er Diesen ab, sich gegen die Alliirten zu erklären. 1708 kommandirte er gegen den Herzog von Burgund und Villars, schlug die Franzosen bei Oudenarde, nahm Lille, Gent und Brügge, und hintertrieb abermals den Frieden. Um diese Zeit begehrte er den Rang eines Generals en Chef auf Lebenszeit, gab aber dadurch seinen Feinden Gelegenheit, seinen Ehrgeiz bei der Königin Anna in ein grelles Licht zu setzen. Dazu fiel seine Gemalin bei der Königin in Ungnade, und ein theologischer Streit mit Sacheverell entschied den Sturz seiner Partei; das ganze Ministerium wurde geändert, und nur Marlborough, den man noch nicht anzugreifen wagte, blieb in demselben und behielt sein Kommando. 1711 erlitt er in den lebhaften Debatten über den künftigen Frieden mehre Demüthigungen, und auch seine Gewalt, in Beziehung auf das Kommando in Flandern, wurde beschränkt; dennoch nahm er Bouthain und suchte le Quesnoi zu belagern, mußte aber schnell nach England gehen, indem die Friedenspartei dort eben die Oberhand gewinnen wollte. Seine Ungnade bei der Königin Anna war indessen schon entschieden, und sie benutzte eine Anklage, die den Herzog wegen angeblicher Unterschleife bei der Armee vor Gericht stellte, um ihn 1712 aller seiner Stellen zu entsetzen. Vergebens eilte sein Freund Eugen nach England, um ihm beizustehen; der Friede zu Utrecht kam 1713 zu Stande, die Klage gegen den Herzog wegen Unterschleife wurde für gerecht erklärt, und der königliche Prokurator erhielt den Befehl, ihn zu verfolgen; doch ließ man die Klage später fallen. Marlborough zog

sich auf ein kleines Landhaus bei St. Alban zurück, und wurde hier von den Gewerken, die den Bau des, ihm von dem Parlamente geschenkten Blenheim-House geführt hatten, wegen der hierauf noch nicht bezahlten dreißigtausend Pfund Sterling belangt. Empört darüber, ging er bald nach dem Kontinente, bereisete Holland, die Niederlande und Deutschland, und kehrte erst am Todestage der Königin Anna 1714 nach England zurück. König Georg I., der ihm und seiner Partei viel verdankte, setzte ihn in alle Würden wieder ein; doch gewann Marlborough keinen leitenden Antheil an den Regierungsmaßregeln. Im Mai 1716 wurde er vom Schlage gerührt; aber er gelangte wieder in den Besitz seiner Körper- und Geisteskräfte, besuchte nach wie vor das Parlament und versah die Obliegenheiten seines Dienstes. Er bot seine Entlassung an; aber den König hielt seine Verehrung ab, sie anzunehmen. Doch war seine öffentliche Laufbahn als beschlossen anzusehen. Ein neuer Schlaganfall endete am 16. Juni 1722, in Marlborough's zweiundsiebzigstem Jahre sein Leben, dessen Morgen und Mittag so glücklich und glanzoll, dessen Abend so finster und stürmisch gewesen war. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht erst in der Westminsterabtei, dann in der Kapelle zu Blenheim beigesetzt.

Marlborough war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann, auf dessen Ruf nur der Eine Flecken der geheimen Verbindung mit dem Könige Jakob II. lastet, den er jedoch durch die spätere unwandelbare Treue und durch seine, dem neuen Regentenhause geleisteten großen Dienste völlig verwischt hat. Als Feldherr erhoben ihn vorzüglich die großen Eigenschaften der Raschheit und Entschlossenheit bei gründlicher Besonnenheit und Beharrlichkeit, die schnelle Beurtheilung des Bodens und des Feindes, die genaue Bekanntschaft mit jeder Waffe und ihre daraus folgende meisterhafte Verwendung, endlich die unausgesetzte Sorge für seine Soldaten, die ihm den Beinamen des „wackeren, tapferen und wachsamen Korporals John" gaben. Ihre allgemeine Liebe folgte ihm stets, obgleich er die Disciplin mit eiserner Strenge handhabte und in den, so verschiedenartig zusammengesetzten, unter seinem Befehle stehenden Truppen immer eine musterhafte Ordnung aufrecht erhielt. Marlborough's Privatcharakter war durch viele Tugenden geschmückt, wenn auch nicht ohne manche Schwächen, die dem giftigen Hohne seiner Feinde Stoff boten, und wohin sein Geiz und seine Nachgiebigkeit gegen seine herrschsüchtige Gemalin zu rechnen sind. Er war klug, scharfsichtig, Herr seiner Leidenschaften, gewissenhaft in seinen häuslichen, und eifrig in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten. Im Felde war er

menschlich, sorgte emsig für das Wohl seiner Krieger, und war nach Statt gehabtem Gefechte überaus bemüht, den Verwundeten alle nur mögliche Hilfe und Labsal angedeihen zu lassen. Das religiöse und moralische Gefühl seiner Truppen suchte er nach Kräften zu erheben. Sein Lager — so sagt ein gleichzeitiger Biograph und Augenzeuge — glich einer großen, wohlverwalteten Stadt. Flüche und Schwüre wurden unter den Officieren selten gehört; Schlemmer und Trunkenbolde waren Gegenstände der Verachtung, und die gemeinen Soldaten, von denen viele dem Abschaum und Auswurf der Nation entstammten, wurden, nach dem Verlaufe eines oder zweier Feldzüge, lenksam, gesittet und vernünftig, und erhoben sich durch ihr inneres und äußeres Wesen über den großen Haufen.

Descartes.

Geboren 1596. Gestorben 1650.

Der berühmte Zweifler, dem Zweifeln Beweisen war, René Descartes du Perron (diesen letzteren Namen führte er nach einer, von seiner Mutter ererbten Herrschaft), wurde den 31. März 1596 zu la Haye in Touraine in ursprünglich edlem Hause geboren. Schon als Kind zeigte er einen natürlichen Trieb, den Ursachen auffallender Dinge nachzuforschen, und erregte in der Schule zu la Flèche, in welcher er vom achten bis zum siebzehnten Lebensjahre die alten Sprachen, die Dichtkunst und die Mathematik mit Vorliebe betrieb, die Aufmerksamkeit seiner Lehrer Charlet und Dinet. Die Philosophie und Physik aber, wie sie damals im aristotelisch-scholastischen Geiste vorgetragen wurden, erfüllten ihn mit zahllosen Zweifeln und machten ihn zum Skeptiker. Er warf die Bücher mit Unwillen von sich und stürzte sich in die Zerstreuungen von Paris, bis die Trennung von einem Freunde, Mersenne, ihn bewog, sich in der Vorstadt St. Germain der Einsamkeit und den Wissenschaften wieder hinzugeben. Nachdem er so das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, drängte ihn die Sehnsucht, die Einheit der Principien mehr praktisch, als theoretisch, aufzuspüren, und er nahm unter Moritz von Oranien holländische Kriegs-

dienste, im Gewühle der Menschen philosophirend. Zu Breda lernte er, durch die Lösung eines öffentlich angeschlagenen mathematischen Problems, Beckmann kennen, auf dessen Ersuchen er einen Traktat über die Musik verfaßte. Zuletzt ließ er sich bei den Baiern unter Tilly anwerben, sammelte in der Ruhe des Winterlagers zu Neuburg seinen denkenden Geist aus den erlebten Zerstreuungen, und kam auf das Resultat, wie die Verschiedenheit der philosophischen Ansichten, so rühre die Unvollkommenheit aller Wissenschaften von dem Mangel eines Mannes her, der nach Einem Plane aus sich selbst ein selbständiges Gebäude derselben aufgeführt habe. Für diesen Zweck nun glaubte er sich berufen, und gerieth bei solchen Gedanken sogar in Entzückungen und Visionen. Jedoch getrauete er sich nicht, das Werk selbst schon zu beginnen. Nachdem er umsonst sich bemüht hatte, die Geheimnisse der Rosenkreuzer abzulauschen, blieb er noch einige Zeit bei dem Heere und kehrte dann nach Frankreich zurück. In Paris beschäftigte er sich nun seit 1625 mit der Physik und Dioptrik, die mathematischen Studien als weniger praktisch vernachlässigend. Um weniger von Rath erholenden Besuchern belästigt zu werden, ging er in das Lager von Rochelle, bei dessen Belagerung er als Freiwilliger diente. Nach seiner Rückkehr führte ihn der Zufall in eine Vorlesung Chandoux's über scholastische Philosophie, und da er allein die Wahrheit des Verlesenen für blos scheinbar erklärte, so drang man in ihn, das eigene System nicht länger vorzuenthalten. Seinen Vorsatz um so ungestörter auszuführen, hielt er sich abwechselnd an mehren Orten, die er sogar seinen Freunden zu verheimlichen suchte, seit 1629 in Holland auf, trieb Physik, Dioptrik, Meteorologie, Anatomie, Chemie und Mechanik, begann seine Meditationes philosophiae und schrieb das Buch: de mundo, was er aber, durch Galilei's Schicksal gewarnt, unterdrückte. Kaum hatte er aber einige Schriften bekannt werden lassen, so entstanden große Bewegungen gegen seine heterodoxen Ansichten, namentlich zu Utrecht; es traten gegen ihn Voet, Hobbes, Gassendi, Arnaud, Huetius u. A. in die Schranken, und Streitschriften erschienen in Menge, doch ohne ihn irre zu machen, denn bald nachher veröffentlichte er die Principia philosophiae. Es erfolgten an ihn mehrmalige Einladungen nach Frankreich, wohin er auch 1644 sich noch einmal begab, kurz darauf aber, in seinen Erwartungen getäuscht, nach Holland sich zurückwendete und erst 1649, auf die ehrenvolle Einladung der Königin Christine, nach Stockholm abreis'te, wo er schon am 11. Februar 1650 einem hitzigen Fieber erlag. Sechzehn Jahre später wurde sein Körper nach Paris gebracht

und in der Kirche der heil. Geneviève du Mont beigesetzt. — Die Behauptungen dieses Reformators der Philosophie im Wesentlichen sind: daß man an Allem zweifeln müsse (daher »Cartesianischer Zweifel,« denn in der gelehrten Welt führte Descartes den latinisirten Namen Renatus Cartesius); seine Beweisart für die Existenz Gottes, die er aus einem, dem Menschen angeborenen Begriffe vom höchsten Wesen herleitete, zu dessen Vollkommenheit auch die Existenz gehöre, und dessen Mitwirkung zur Fortdauer der materiellen und denkenden Substanz nothwendig sei; daß das Wesen des Geistes nur im Denken bestehe (cogito, ergo sum, als Hauptsatz seines Systems); daß die Materie unendlich ausgedehnt, jede, durch die Sinnorgane erworbene Kenntniß unsicher, der Wille des Menschen vollkommen frei sei rc. Descartes war von mittlerer Größe und wohlgebaut, nur daß sein Kopf im Verhältniß zu seinem übrigen Körper etwas zu groß war; in Folge einer angeerbten Schwäche der Lunge konnte er kein lange anhaltendes Gespräch führen. Von Temperament sehr gelassen, pflegte er viel zu schlafen, und dachte und schrieb häufig im Bette. Etwas eigensinnig war er in der Wahl seiner Diener, die sowohl von einnehmendem Aeußeren, wie auch gebildet sein mußten. Seine Ausgaben für Experimente waren beträchtlich; doch wollte er nie von den angebotenen Unterstützungen seiner Freunde Gebrauch machen. Er las wenig und besaß nicht viele Bücher. Verheiratet war er nie und im Ganzen ziemlich unempfindlich gegen das weibliche Geschlecht. Doch hatte er in früherer Zeit ein Verhältniß mit einer Dame, für welche er sich sogar mit einem Nebenbuhler schlug, und der Tod der aus diesem Umgange ihm geborenen natürlichen Tochter Francina betrübte ihn tief.

J. d'Alembert.

Geboren 1717. Gestorben 1783.

Jean le Rond d'Alembert, einer der hellsten Geister des vorigen Jahrhunderts und unter den einflußreichen Männern seiner bewegten Zeit einer der hervorragendsten, kam in Paris im November 1717 zur Welt. Merk-

würdig verfuhr mit ihm das Schicksal schon in den ersten Tagen seines Lebens. Von seinen Eltern, dem Provinzialkommissär Destouches und einer Frau von Tencin, grausam verstoßen und ausgesetzt, wurde der arme Findling von einer Glasersfrau aufgenommen und erzogen. Von ihr entlehnte er den Namen d'Alembert, während er die erste Hälfte seines Namens nach der Kirche Jean le Rond bildete, in deren Nähe er gefunden worden war. Später erwachte das Gewissen seines unnatürlichen Vaters; er sorgte für des Sohnes Erziehung und setzte ihm einen Jahrgehalt aus. Mit dem zwölften Jahre trat d'Alembert in die Pensionsanstalt des Collège Mazarin. Seine Fortschritte in allen Wissenschaften waren seinem Eifer und seinen Anlagen angemessen. Anfänglich fesselte ihn das Studium der Theologie am meisten; später studirte er die Rechte mit Enthusiasmus, wurde Advokat, wendete sich aber bald mit Ekel von der Praxis ab und mit Feuer den philosophischen, besonders den mathematischen und physikalischen Studien zu. Diesen gehörte fortan sein ganzes Leben. Im Jahre 1740 machte er seine Untersuchung in der Dynamik bekannt, und wendete dieselben einige Jahre später auf die Lehre vom Gleichgewichte flüssiger Körper an. 1746 erschien seine Theorie über die Bewegung der Winde, wodurch er sich eine Preismedaille von der Akademie zu Berlin erwarb. Dadurch, daß er diese Abhandlung dem Könige Friedrich II. von Preußen widmete, verschaffte er sich die Aufnahme unter die literarischen Freunde dieses Monarchen. Im folgenden Jahre wendete er seine neue Methode auf die Schwingungen tönender Saiten an, und zeigte die Gesetze der Entstehung und Fortpflanzung des Schalls in der Luft. 1752 erschien, unter dem bescheidenen Namen eines Versuchs, seine Theorie über den Widerstand flüssiger Körper, die eine Menge neuer origineller Ideen enthielt und verbreitete. Um dieselbe Zeit veröffentlichte er in den Memoiren der Akademie zu Berlin seine Forschungen im Gebiete der Integralrechnung, welche dadurch sehr bereichert wurde. Auch in der Astronomie machte er sich um mehre Theile dieser Wissenschaft hochverdient; seine Theorie in der Perturbation der Planeten sicherte ihm einen Ehrenplatz unter den Heroen derselben. 1759 erschienen seine Elemente der Philosophie, ein berühmtes Werk, höchst ausgezeichnet durch Scharfsinn und Klarheit. Seine sechs Jahre später veröffentlichte Schrift gegen die Jesuiten erweckte ihm viele Gegner, denen er mit Ruhe und Anstand entgegentrat. Einen Schatz des Wissens enthalten d'Alembert's **Opuscula**, in welchen er die Lösung der verschiedensten Probleme der Astronomie, Mathematik, Naturphilosophie niederlegte, und

sich in den verschiedensten Richtungen den Ruhm eines der tiefsten Denker sicherte. Gleichzeitig erschienen seine Elemente der Musik, worin er mit vielem Scharfsinne die früher begonnenen Theorien über die Schallerscheinungen vervollständigte. Im Jahre 1772 wurde er zum Sekretär der Akademie gewählt, und starb als solcher den 29. Oktober 1783. — Obwohl ein Mann von biederem, bescheidenem, uneigennützigem und wohlthätigem Sinne, hatte d'Alembert doch viele Feinde, die er sich wahrscheinlich durch seine Schriften theologischen Inhalts zuzog. Hinsichtlich seiner religiösen Ansichten war er zu sehr Naturphilosoph, als daß er sich hätte einer theologischen Partei mit Eifer anschließen können. Man betrachtete ihn von dieser Seite als einen sogenannten Esprit fort und verfolgte ihn. Frankreich erkannte den Werth des großen Geistes erst spät. Dessen ungeachtet folgte er weder dem Rufe Friedrich's II., noch dem der Kaiserin von Rußland, die ihm durch ein Handschreiben die Erziehung ihres Sohnes antrug. Von dem Ersteren erhielt er einen Jahrgehalt, hatte aber doch stets nur ein sehr mäßiges Einkommen, und strebte, genügsam wie er war, nach größerem nicht.

Lope de Vega.

Geboren 1562. Gestorben 1635.

Dieses Wunder literarischer Fruchtbarkeit und Spaniens noch immer gefeierter Theaterdichter, mit seinem vollen Namen Don Frey Lope Felix de Vega Carpejo, begrüßte die Welt, welche er nachmals so oft ergötzt und zum Staunen gebracht hat, in Madrid den 25. September 1562. Schon als Kind wurde er unwiderstehlich vom dichterischen Drange hingerissen, denn bereits in seinem zwölften Jahre schrieb er dramatische Stücke. Die Begierde, die Welt zu sehen, bewog ihn und einige andere Knaben, dem Vaterhause zu entlaufen; in Astorga wurden die kleinen Flüchtlinge indeß eingefangen und zurückgeschickt. Bald darauf verlor Lope seine Eltern und begab sich nun auf die hohe Schule nach Alcala, wo er die Philosophie studirte. Dann verschafften ihm Empfehlungen eine Stelle als

Sekretär bei dem Herzoge von Alba, welcher die Talente seines Dieners zu schätzen wußte und ihn zu höherem Streben aufmunterte. Angeregt von der »Diana« des Montemayor, arbeitete er an der »Arcadia,« einer heroischen Pastorale in fünf, sehr langen Akten, in welcher er seine Gelehrsamkeit darlegte, indem er die Schäfer und die Schäferinnen Untersuchungen über alle Branchen der Wissenschaft anstellen läßt. Die Arcadia machte dem Dichter großen Ruf. Er verheiratete sich jetzt, mußte aber wegen eines Duells mit einem Manne von Rang, der ihn in einer Kritik lächerlich gemacht, nach Valencia fliehen. Als bald darauf seine Frau starb, nahm er, aus Verzweiflung über deren Tod, eine Stelle bei der unüberwindlichen Flotte an und verfaßte während der verunglückten Expedition sein Gedicht: „Angelica's Schönheit.“ Nach Madrid zurückgekehrt, verheiratete er sich zum zweiten Male und begann nun eine literarische Thätigkeit zu entfalten, welche in Erstaunen setzen muß. Im Ganzen soll er 1890 Dramen geschrieben haben, darunter über hundert, welche innerhalb vier und zwanzig Stunden aus der Feder auf die Bühne gegangen. Außerdem schrieb er noch über vierhundert Autos sacramentales, Novellen, epische, didaktische und komische Gedichte, endlich unter angenommenem Namen ein Werk: „Soliloquios a Dios,“ welches bekannt und geachtet ist. Die ganze Zahl seiner Schriften wird auf 133,000 Seiten und 21 Millionen Verse geschätzt! Seine Schauspiele sollen ihm achtzigtausend Dukaten, und seine Autos sechstausend eingetragen haben, eine für jene Zeit außerordentliche Summe. Aber noch größer als der klingende Vortheil, welchen er aus seinen Dichtungen zog, war sein poetischer Ruhm, den er damit gewann. Das Volk lief ihm auf der Straße nach, um das „Naturwunder,“ wie man ihn nannte, zu betrachten. Da er nach dem Tode seiner zweiten Frau in den geistlichen Stand getreten war, verlieh ihm der Papst für das ihm zugeeignete Gedicht auf den Tod der Maria Stuart: »la corona tragica,« die Würde eines Doktors der Theologie, so wie das Malteserkreuz, und ernannte ihn zum apostolischen Kammerfiskal; das geistliche Kollegium zu Madrid wählte ihn zum Präses; der König überhäufte ihn mit Wohlthaten und Ehrenbezeigungen; ja selbst die Inquisition wollte nicht zurückstehen und erwies ihm wegen seiner Glaubensstrenge die seltene Ehre, ihn zu ihrem Familiar zu ernennen. Der Enthusiasmus für den Dichter ging so weit, daß, wollte man Etwas als recht vortrefflich bezeichnen, man es »lopisch« nannte. Doch erfuhr er auch manchen Widerspruch, und darum beklagte sich der stolze spanische Dichter im „Peregrino,“ daß

man seinen Talenten die ihnen zustehende Hochachtung und Bewunderung versage. Gleichwohl fehlte es ihm nicht an Selbsterkenntniß und Bescheidenheit; denn in Beziehung auf den poetischen Werth seiner Dramen und die Geschmacksrichtung des Publikums sagt er in seiner »Arte de hacer Comedias" selbst: daß nur sechs seiner Dramen streng den Forderungen der Poesie entsprächen und daß man sich nach dem Publikum richten müsse. »Nicht," sagte er, »als ob ich die Vorschriften der Kunst, Gott sei Dank! nicht wüßte; wer sie aber bei'm Schreiben befolgen wollte, würde ohne Ruhm und Vortheil untergehen müssen. Weil ich sehe, wie das Volk und die Weiber jenen Monstruositäten nachlaufen, indem sie diese unglücklichen Dinge sogar vortrefflich finden, so bin ich auch, wie sie, Barbar geworden. So schließe ich denn, wenn ich ein Schauspiel schreibe, die Regeln unter sechs Schlösser ein und werfe den Terenz und Plautus aus dem Hause, damit ihre Stimmen sich nicht gegen mich erheben. Ich schreibe Stücke für das Publikum, und da dieses mich bezahlt, so ist es ganz in der Ordnung, daß man, ihm zu Gefallen, die Sprache der Thoren mit ihm spricht." Dieses Geständniß ist für seinen persönlichen, wie für seinen literarischen Charakter höchst bezeichnend. Man behauptet auch, daß Lope zuerst die Rolle des Gracioso auf dem spanischen Theater eingeführt habe. In Beziehung auf edle Sprache, unerschöpfliche Fantasie und Erfindungsgabe, Schilderung der Charaktere, Geschicklichkeit in Behandlung des Dialogs, welcher bei ihm stets voll Feinheit ist, steht er unerreichbar da; dennoch kann keines seiner unzähligen Werke als Muster aufgestellt werden, da die Gesammtausführung, der Zusammenhang, stets leicht und lose ist. Ein Mangel gewissenhafter Arbeit, gereinigten Geschmackes, die vom höheren Streben entbindende Zuversicht, daß Dasjenige, was er auch hinwerfe, dem Publikum genügen werde und genügen müsse, tritt überall hervor. Uebrigens hatte Lope de Vega, bei aller Anerkennung, welche ihm seine Zeitgenossen zollten, Kämpfe mit Kritikern und Neidern zu bestehen. Unter ihnen war Luiz de Gorgora der heftigste, Cervantes der berühmteste. Dennoch nannte ihn der Letztere einen ausgezeichneten Dichter, den in Vers und Prosa Keiner erreicht, noch übertroffen habe; und an einem anderen Orte führt ihn Cervantes als ein »monstruo de naturaleza" auf. Lope's Tod, welcher ihn am 26. August 1635 unter andächtigen Gedanken und klösterlichen Uebungen überraschte, versetzte ganz Spanien in Trauer. Der Herzog von Suza, sein Gönner, ließ ihn mit fürstlicher Pracht beerdigen; die Exequien dauerten mehre Tage, und Lobreden,

Trauergedichte aller Art, feierten das Andenken des spanischen Phönix, an dessen unversiegbarem Brunnen seitdem französische und deutsche Dichter so häufig geschöpft haben.

Vittorio Graf Alfieri.

Geboren 1749. Gestorben 1803.

Das edelste Bild eines starken männlichen Willens, der, nach mancher Abirrung, zum Bewußtsein erwachend, alle bisherigen Gewohnheiten kühn verläugnet und noch in reifen Jahren sich eine neue Bahn bricht, gewährt uns dieser hohe Dichter Italiens, der als Mensch noch höher und größer war. Den 17. Januar 1749 zu Asti geboren, genoß er in dem Hause reicher und vornehmer Eltern eine Erziehung, wie sie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, eine Erziehung, welche weder den Geist aufklärte, noch das Herz veredelte. Mit schönem Unwillen blickte er in seiner Selbstbiographie auf das wüste Bild seines Jugendlebens zurück. Die Turiner Militär-Akademie, wohin ihn 1758 sein Oheim schickte, verließ er eben so ungebildet, als er sie bezogen hatte, um sich in einem Provinzialregimente anstellen zu lassen. Nachdem er darauf ohne großen Nutzen von zwei Reisen durch Italien, Frankreich, England und Holland zurückgekehrt war, und aus Haß gegen jeden Zwang die militärische Laufbahn verlassen hatte, lebte er eine Zeit lang in gänzlicher Unthätigkeit, bis er im Jahre 1776 endlich mit seinem ersten dramatischen Versuche, »Cleopatra,« an's Licht trat. Dieser Versuch — die Frucht eines Sieges, den er über eine unwürdige Liebe errungen hatte — ward mit Beifall aufgenommen. Alfieri faßte den Entschluß, Alles aufzubieten, um als dramatischer Dichter Ruf zu erlangen. Da tritt ihm seine Unwissenheit schrecklich vor Augen. Im reiferen Alter beginnt er die Elemente der lateinischen Sprache, und, um den reinen toskanischen Dialekt zu erlernen, begibt er sich nach Florenz. Hier lernte er die geistvolle Gräfin Albani, geborene Stolberg, Gemalin des englischen Prätendenten Karl Eduard, kennen, an welche ihn fortan die edelste Liebe kettete. Ein hoher, ungeläuterter

Genius und eine edle, durch die Schule des Unglücks geläuterte Seele trafen hier zusammen und schlossen einen Bund, dem das Höchste erreichbar war. Von nun an rang Alfieri mit rastlosem Eifer nach dem dichterischen Lorbeer, um der Frau würdig zu sein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, warf er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, von sich, und schenkte zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Fortan lebte er abwechselnd in Florenz und in Rom, und vollendete vierzehn Tragödien, zu denen später, gleichsam wider seinen Willen, noch einige hinzu kamen. In Sonetten besang er seine Freundin; auch ein episches Gedicht, das die Ermordung des Herzogs Alexander durch Lorenz von Medici zum Gegenstande hatte, wurde begonnen. Der Tod des Prätendenten räumte das letzte Hinderniß, welches in das Verhältniß Alfieri's zu der Gräfin Albani störend eingriff, hinweg; der Dichter und seine Madonna lebten von nun an in der innigsten, unzertrennlichsten Verbindung, abwechselnd im Elsaß und in Paris. Bei'm Ausbruche der französischen Revolution verließ Alfieri Frankreich, dies »Spital der Unheilbaren und Narren,« und ging nach England. Nur Geldverlegenheiten, durch das Fallen der Assignaten veranlaßt, nöthigten ihn, nach Paris zurückzukehren; doch schon im August 1792 entfloh er, nicht ohne Gefahr, wieder aus Frankreich. Seitdem lebte er mit seiner Freundin in Florenz, schrieb noch Manches und schied den 8. Oktober 1803 aus dem Leben. Seine Asche ruht in der Kirche Santa Croce zu Florenz, zwischen jener Macchiavelli's und Michel Angelo's, unter einem prächtigen Denkmale von Canova's Hand. — Alfieri ist der Reformator der tragischen Bühne Italiens, das auf ihn stolz ist und ihn den höchsten Mustern beigesellt. Seine Stücke sind durchaus Originale, treue Abdrücke seiner geistigen Eigenthümlichkeit; darum sind darin Charaktere, edel und stolz, wie er; darum aber auch, bei der einseitigen, schroffen Richtung von Alfieri's Gemüth, unvermeidliche Mängel. Es spricht aus den Tragödien ein hoher, ernster Geist, eine unbestechliche Wahrheitsliebe, ein glühender Durst nach Freiheit; aber dabei sind sie schroff und starr, die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach, der Versbau bisweilen hart und ungefällig, und die Sprache entbehrt jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch der Dichter das Gemüth so mächtig ergreifen kann. Die Schönheit eines zusammengesetzten Gemäldes, eine Gruppe von Haupt- und Nebenpersonen fehlt gänzlich in seinen Stücken, eben so aller

Schmuck von Gleichnissen, Bildern, Sentenzen. Der Adel oder die Verworfenheit der Gesinnung stellt sich nackt und blos dem Zuschauer dar. Darum ist die Gedrängtheit des Zusammenhanges so bis in's Kleinste genau berechnet und von jedem Ueberflusse entkleidet, daß ohne Nachtheil des Verständnisses kaum Ein Vers verloren gehen darf. Die Kraft der Charaktere ist das Einzige, was Leben und Bewegung in seine Stücke bringt. Wie den Styl und den Versbau, so hat Alfieri auch seine Charaktere von allem Schmelzenden und Süßlichen frei gehalten, ihnen freilich dadurch auch das Sanfte, Zarte und das Herz Ansprechende versagt, und während wir ihre Großheit bewundern, bleibt unser Herz ihnen verschlossen. Die Liebe ist bei ihm verderblich und zerstörend, der Haß in's Gräßliche gezeichnet, nirgend aber mehr, als bei den Schauergemälden, die er von der Tyrannei aufstellt. Wie schon bemerkt: seine Werke sind er selbst; ohne Anmuth und ohne die Absicht zu gefallen, aber stark, groß, männlich und voll kühner Unmittelbarkeit des Wollens und Strebens.

Samuel Johnson.

Geboren 1709. Gestorben 1785.

Dieser gepriesene englische Aesthetiker und Dichter, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als ein fast untrüglicher Gesetzgeber in Sachen des Geschmacks galt, wurde am 18. September 1709 in der Stadt Lichfield in Staffordshire geboren, wo sein Vater, ein geachteter und gebildeter Mann, ein schwungreiches Buchhändlergeschäft betrieb, später aber durch mißlungene Spekulationen seinen Wohlstand einbüßte. Sein fester Körper und sein gesunder, glücklich auffassender Geist ließen ihn schnelle Fortschritte machen, obwohl ein Hang zur Melancholie ihn häufig niederdrückte, und er besuchte die Universität Oxford mit bestem Erfolge. Aber bald verbitterte die Armuth seinen dortigen Aufenthalt, er mußte nach drei Jahren seine Studien abbrechen, ohne einen Grad erlangt zu haben, und seines Vaters Tod im December 1731 stieß ihn hilflos und arm in die Welt hinaus. Er ward Unterlehrer in einer Schule zu Market-

Bosworth in Leicestershire, gab aber diese unersprießliche Stelle bald wieder auf, und errichtete bei Lichfield ein Kosthaus, wo es ihm ebenfalls nicht glückte. 1733 wendete er sich nach Birmingham, wo er seine erste literarische Arbeit: eine Uebersetzung von Lobo's „Reise nach Abyssinien," lieferte. Er machte hier manche nützliche Bekanntschaft, unter anderen die eines Kaufmanns Porter, dessen Witwe er 1735 heiratete. Sie war doppelt so alt, als er, und besaß weder Schönheit, noch Vermögen, noch ein anziehendes Wesen; denoch flößte sie ihm eine innige Neigung ein, die er ihr bis zu ihrem Tode (1752) bewahrte. Nachdem alle seine bisherigen kleinen Lebensplane gescheitert waren, zog er im März 1737 nach London, um eine von ihm gedichtete Tragödie: „Irene," auf die Bühne zu bringen, und widmete endlich, als auch dieses ihm nicht gelingen wollte, seine Feder dem „Gentleman's Magazine," für welches er die Parlamentsreden in einer gediegenen Sprache lieferte. Wie schlecht er dafür belohnt wurde, zeigt sein Geständniß, daß er oft, weil er keine Wohnung bezahlen konnte, mit dem eben so dürftigen, neuerdings durch Gutzkow's Trauerspiel auch in Deutschland häufig genannten Dichter Richard Savage, dessen Biographie zu Johnson's trefflichsten Arbeiten gehört, des Nachts die Straßen der Hauptstadt durchirren mußte. Alle Entwürfe mißglückten ihm; nur sein „Wörterbuch der englischen Sprache," an welchem er sieben Jahre arbeitete, kam zu Stande, doch ohne ihn seiner mißlichen Lage zu entheben, obgleich dieses höchst verdienstliche Werk bis jetzt allen ähnlichen Arbeiten zur Grundlage gedient hat. Seinen Ruhm begründete er durch die periodischen Schriften: „the Rambler" (der Herumstreicher) und „the Idler" (der Müßiggänger), welche sich eines ungewöhnlich großen Beifalls erfreuten und die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn lenkten, so daß er endlich 1762 eine Pension erhielt, die ihm ein sorgenfreies Alter sicherte. Bald darauf machte er auch Boswell's Bekanntschaft, die für ihn von großer Wichtigkeit war. 1775 erhielt er von der Universität Oxford das Doktordiplom; schon früher war ihm ein solches von der Dubliner Universität ertheilt worden, doch ohne, daß er sich desselben bedient hatte. Eine Reise nach Frankreich und eine andere nach Nordwales, welche er selbst anziehend genug beschrieb, waren für ihn ohne großen Genuß. Seine letzte und vielleicht seine nützlichste Arbeit sind die Biographien englischer Dichter, welche er auf Verlangen einiger Londoner Buchhändler, die eine Sammlung der englischen Klassiker veranstalteten, ausarbeitete. Mancher Kummer verbitterte Johnson's letzte Jahre; seine alten, bewährtesten Freunde sanken

vor ihm in's Grab, Krankheit drückte seinen Körper, Trübsinn seinen Geist nieder. 1783 befiel ihn ein Schlagfluß, von welchem er sich jedoch wieder erholte, bis Asthma und Wassersucht am 13. December 1785 seinem Leben ein Ende machten. — Sein Benehmen war etwas anmaßend und, da er keinen Widerspruch vertrug, bisweilen rauh; aber sein Charakter war fromm, human und gutmüthig, und seine Anhänglichkeit fest. Seine Verdienste als Kritiker sind zum Theil über Gebühr gepriesen worden; indeß sind gesunder Menschenverstand, feiner Beobachtungsgeist, treffender, nicht selten jedoch wehthuender Witz, gebildeter Geschmack und eine vorzügliche Gabe, seine Muttersprache zu behandeln, obschon auch hier Verkünstelung durch epigrammatische Wendungen und studirte Eleganz getadelt werden muß, ihm keineswegs abzusprechen. Wer aber tief eindringende Philosophie und ein richtiges Verständniß der Poesie, die er gewöhnlich nur ein nützliches Vergnügen nannte, bei ihm suchen wollte, würde sich täuschen. Shakespeare, dessen Werke er der gelehrten Welt in einer nicht ganz gelungenen Ausgabe vorlegte, war ihm hauptsächlich nur seiner trefflichen praktischen Axiome und seiner Hausmannsweisheit wegen lieb. Johnson's eigene poetische Versuche sind von keinem großen Belang; seine Satyren sind Juvenal und Horaz nachgeahmt, haben aber das Verdienst einer gebildeten Sprache und eines natürlichen, kräftigen Ausdrucks; der weitverbreitete Roman: »Rasselas, der Prinz von Abyssinien,« hat einen moralischen Zweck und ist die originellste Ausgeburt seiner Fantasie. Johnson's Ruhestätte ist in der Westminsterabtei; sein Monument steht in der St. Pauls-Kathedrale.

Jonathan Swift.

Geboren 1667. Gestorben 1745.

Der eigenthümlichste und unübertroffenste Satyriker der Engländer, Jonathan Swift, war der Sohn eines Sachwalters in Dublin und den 30. November 1667 zu Cashel in der irischen Grafschaft Tipperary geboren. Seit seinem vierzehnten Jahre besuchte er das Trinity-College zu



Dublin, machte aber so geringe Fortschritte, daß er erst nach mehren Jahren den Grad eines Baccalaureus mit dem Zusatze „speciali gratia“ erhielt. Doch wurde er hierdurch zu großem Fleiße angespornt; denn Ehrgeiz war ein Hauptzug seines Charakters. Von seinem Verwandten, dem berühmten William Temple, den man sogar für seinen eigentlichen Vater ausgegeben hat, unterstützt, lebte er dann einige Zeit bei Diesem und beschäftigte sich vorzüglich mit Dichtungen in Cowley's Manier, verließ aber 1694 jenen Gönner aus Unmuth, weil er ihm die versprochene geistliche Pfründe nicht verschaffte, und erhielt darauf die Gewährung seines Wunsches in Irland durch den Oberstatthalter. Doch kehrte er auf Temple's Einladung zu diesem zurück und lebte bei ihm bis zu dessen Tode (1698), worauf er dem Grafen Berkeley als dessen Kaplan und Privatsekretär nach Irland folgte. Da ihm aber Dieser, statt der zugesagten einträglichen Dechanei zu Derry, nur zwei geringe Pfründen gab, ward er so unmuthig darüber, daß er eine Anzahl derber Satyren verfaßte, wodurch er sich viele Feinde zuzog und gezwungen wurde, sich auf seine Pfarre nach Laracor zurückzuziehen. Hier widmete er sich vorzüglich der Schriftstellerei, vertheidigte in mehren Schriften (seit 1701) mit großem Eifer die Partei der Whigs; schilderte in seinem anonymen »Mährchen von der Tonne“ (1704) mit allem ihm zu Gebote stehenden Witze die Geschichte der christlichen Kirchenparteien vom Standpunkte der englischen Hochkirche aus, lieferte in seiner „Bücherschlacht“ eine burleske Vergleichung der alten und neueren Schriftsteller zum Vortheile der ersteren, und suchte in seinen »Weissagungen von Isaak Bickerstaff Esq.“ die Astronomen lächerlich zu machen. In Laracor hatte er auch jenes mysteriöse Verhältniß mit seiner berühmten Stella, deren Familienname Johnson und deren Vater Haushofmeister bei Temple gewesen war. Sie wohnte in seiner Nachbarschaft, wenn er im Pfarrhause, und in demselben, wenn er abwesend war. Doch sollen sie nie zusammengewohnt oder sich ohne Zeugen gesehen haben. Selbst nachdem Beide 1716 heimlich mit einander vermält worden waren, setzten sie dieses abgesonderte Verhältniß fort. Als 1710 die Tories wieder an das Ruder gelangten und Einzelne derselben Swift durch politische Aufträge schmeichelten, fühlte er sich so geehrt, daß er zu ihrer Partei übertrat und in der Zeitschrift: »the Examiner“ mehre Aufsätze zu ihren Gunsten lieferte, vorzüglich in der Hoffnung, seinen sehnlichsten Wunsch nach Erlangung eines Bisthums in England dadurch erreicht zu sehen. Doch hatte er sich durch sein »Mährchen von der Tonne“ in den Ruf eines Religions-

spötters gebracht und mußte sich mit der Dechanei zu St. Patrick in Dublin begnügen (1713), von welcher er auch nicht wieder versetzt wurde. Hier zog er, als erklärter Tory, sich den Spott der Einwohner zu und hatte viel zu dulden, bis er 1724 sich in einer Schrift gegen die von der Regierung beabsichtigte Einführung einer neuen Scheidemünze kräftig aussprach und sich dadurch wieder die allgemeine Achtung erwarb. Gleichwohl fühlte sein Stolz und sein glühender Ehrgeiz sich nie genug geehrt, und er machte nun seinem Unmuthe durch eine Anzahl Satyren Luft, unter denen »Gulliver's Reisen," und die „Reise nach Kaklogallinien und von da in den Mond" die vorzüglichsten sind; auch verfaßte er mehre Gedichte, die zu seinen besten gehören. Stella's Tod erschütterte ihn tief, wenn er auch deshalb dem Umgange mit Frauenzimmern, wobei seine Wahl keineswegs sorgfältig war, nicht entsagte. Er ward immer menschenfeindlicher und unumgänglicher; Geist und Gemüth verdunkelten sich bei ihm immer mehr und fielen endlich dem Wahnsinne anheim, in welchem er entweder völlig lethargisch und sprachlos sich geberdete, oder seine Spottsucht die Farbe der Wuth trug. Als man ihm anzeigte, daß man Vorbereitungen zur Feier seines Geburtstages treffe, brach er sein Schweigen mit den Worten: »Alles ist verrückt; sie sollten es lieber bleiben lassen." Er starb den 19. Oktober 1745. Mit Ausnahme einiger Legate, hatte er sein Vermögen zu einem Hospitale für Mondsüchtige und Blödsinnige bestimmt, um darzuthun, „daß kein Land dessen so sehr bedürfe." — Als Mensch vereinigte Swift mit unbegränztem Stolze und krankhaft wildem Ehrgeize Festigkeit, Arbeitsliebe und Haß gegen Zwang und Unterdrückung, zugleich auch höchste Reizbarkeit, Unversöhnlichkeit und Mangel an Aufrichtigkeit. Als Schriftsteller war er ganz Original, unübertroffen in Fruchtbarkeit und Eigenthümlichkeit witziger Ansichten der Zeit und ihrer Verhältnisse, aber bei allem Scheine von Treuherzigkeit bitter und beißend; dabei zeigt er eine ungemeine Leichtigkeit des Styls und große Gewalt über die Sprache, ohne sich an die steifen Regeln der Aesthetik und Rhetorik zu binden.

Johann Ludwig Deinhardstein.

Geboren 1794.

Dieser anmuthige Dichter, der durch seine dramatischen Erzeugnisse, wie durch seine praktische Thätigkeit, der deutschen Bühne doppelten Vortheil gebracht hat, ist der Sohn eines Hofadvokaten und kaiserlichen Notars, und den 21. Juni 1794 zu Wien geboren. Er legte an der Hochschule seiner Vaterstadt die juridischen Studien zurück, wurde nach Haschka's Tode 1827 Professor der Aesthetik und der klassischen Wissenschaften an der Theresianischen Ritterakademie in Wien, und supplirte zugleich dieselbe Kanzel durch mehre Jahre an der dortigen Universität. Frühzeitig regte sich in ihm der poetische Beruf, und schon seine ersten Versuche zeigten, nebst dem inneren Gehalte, eine besondere Glätte der Form; daher auch Sonette ihm vorzüglich gelangen. Das Hofburgtheater, welches damals unter Schreyvogel's Leitung einen seltenen Aufschwung genommen hatte, lockte auch Deinhardstein's Muse in das dramatische Gebiet hinüber. Das in Deutschland bisher so sehr vernachlässigte Künstlerdrama, durch Oelenschläger's „Correggio" von Neuem angeregt, wies Deinhardstein auf eine neue würdige Bahn, und er betrat sie mit eben so viel Talent, als Umsicht und Erfolg. Sein »Hans Sachs" (Wien 1829), eine freundliche Idylle, ruhig, von mittelalterlicher Einfachheit und Traulichkeit, und dabei doch voll innerer Bewegung und Leidenschaft, durch eine eigenthümlich naive, überaus gefällige Sprache gehoben, machte die Runde über alle deutschen Bühnen, und begründete des Dichters Namen. Die so entschieden gewonnene literarische Stellung wirkte auch auf Deinhardstein's übrige Verhältnisse vortheilhaft zurück. Er wurde Censor, und seit 1830 erster Redakteur der „Wiener Jahrbücher der Literatur." Dieses großartige Institut zu heben, sparte er keine Mühe und kein Opfer, und unternahm damals eigens eine, von ihm nicht uninteressant beschriebene Reise nach Deutschland, um wichtige literarische Verbindungen zu Gunsten der Jahrbücher anzuknüpfen, um welche er sich unstreitig große Verdienste erworben hat,

wie er ihnen denn unter andern auch Goethe, Gottfried Hermann, la Motte Fouqué, Creuzer, Immermann, Rückert, Jakob Grimm, Carus, Roß, Prokesch, Pflügl, als Mitarbeiter gewann. 1829 kam sein „Brautzug Maximilian's" auf die Bühne, machte jedoch, da der Stoff zu episodisch ist und nur eine schmale Kante aus dem überreichen Leben dieses großen Fürsten sehen läßt, keine außerordentliche Wirkung. Desto größeren Erfolg hatte 1832 sein vortreffliches Lustspiel: »Garrik in Bristol," das sowohl in dem äußerst geschickt geschürzten Knoten, wie in der Mannigfaltigkeit und glücklichen Gruppirung der Charaktere, in Sprache, Situationen und innerem, wie äußerem Humor des Ganzen, allen Anforderungen an ein Künstlerlustspiel entspricht. In demselben Jahre wurde er, nachdem der bisherige Hoftheatersekretär Schreyvogel in den Ruhestand getreten war, durch unmittelbare Vokation des Kaisers Franz I. Vicedirektor des Hofburgtheaters, und es muß ihm nachgerühmt werden, daß er der Würde dieser berühmten Kunstanstalt in keiner Beziehung Etwas vergeben, vielmehr dieselbe, welche unter seinem Vorgänger ihre vorzüglichste Höhe erreicht hatte, auf diesem Standpunkte zu erhalten gewußt hat. Deinhardstein besaß vor den meisten anderen Theaterdirektoren einen feingebildeten, immer zeitgemäßen Geschmack, einen richtigen Takt im Wählen, und eine glückliche Hand im Ausführen. Minder streng und optimistisch, als Schreyvogel, nahm er Rücksicht auf den Zeitgeschmack im edleren Sinne, und gab der Gegenwart Dasjenige, was sie erheischte, in der möglichst würdigen Form. Er führte den Dichter Friedrich Halm mit der »Griseldis," so wie Gutzkow mit »Werner" zuerst auf die Hofbühne, engagirte den trefflichen Karl la Roche, den er früher bei Goethe in Weimar kennen gelernt, so wie die Schauspielerinnen Enghaus und Neumann, als Mitglieder, und gewann auch die vorher abgegangene Sophie Schröder dem Institute zurück. Von Gästen brachte er die Crelinger, Haitzinger, Wolf, Stubenrauch, ingleichen Eßlair, Seydelmann und Rott auf die Bühne. Das Innere des Gebäudes wurde unter ihm zweckmäßig restaurirt. Auch blieb er, während er jenen Posten bekleidete, als Schriftsteller nicht unthätig, und von seinen Bearbeitungen Shakespeare'scher Dramen: »die Widerspänstige" (1838), „Viola" (1839), konnte besonders die erstgenannte als ein Muster poetischer und scenischer Behandlung ähnlicher Gegenstände dienen. 1834 erhielt Deinhardstein den Rang als k. k. wirklicher niederösterreichischer Regierungsrath; in Folge der durch den Tod des früheren Hofburgtheater-Direktors Landgrafen zu Fürstenberg 1841 bei jenem Thea-

ter erfolgten Veränderungen kam er, mit Belassung seiner früheren Bezüge, als stabiler Censor zur Polizei-Censur-Hofstelle, in welcher Eigenschaft und in der eben genannten eines wirklichen niederösterreichischen Regierungsrathes er sich gegenwärtig befindet. Seine Berufsgeschäfte machten ihn der Muse nicht abwendig, und 1843 kam im Hofburgtheater sein Lustspiel: „Pigault Lebrun," das, freilich nebst einigen Reminiscenzen aus „Garrik in Bristol," von gewandter Feder zeigt, 1844 sein neuestes: „Modestus," zur Aufführung, das zwar nicht den Beifall der früheren erntete, aber vieles Gelungene enthält. Von Deinhardstein's übrigen Stücken, unter welchen sich noch vieles Werthvolle befindet, sind besonders die Künstlerdramen: „Das Bild der Danae" und „Boccaccio," das anmuthige und dichterische kleine Lustspiel: „Die verschleierte Dame," die der rührenden Gattung angehörenden Dramen: „Der Gast" und „Floretta," das geniale Lustspiel: „Der Egoist" u. a. m. mit Auszeichnung zu nennen. Die vorzüglichsten dramatischen Dichtungen Deinhardstein's sind in die meisten lebenden Sprachen übertragen worden, und selbst Oelenschläger gehört zu den Uebersetzern derselben. Auch an Aufmunterungen und Belohnungen anderer Art fehlte es nicht; Deinhardstein ist Mitglied mehrer ausländischer Gesellschaften und Akademien, und Ritter mehrer Orden, unter anderen auch des großherzoglich sächsischen Ritterordens vom weißen Falken, welchen er 1835, den öffentlichen Mittheilungen zufolge, als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um deutsche Literatur und Kunst erhielt.

Deinhardstein's dramatische Gedichte tragen fast durchgehend einen bestimmten und abgeschlossenen Charakter; eine schöne Idee, gewöhnlich die der Kunst, schwebt verklärend über dem kleinen heiteren Kampfe der Scenen, und was bei dem ersten Blicke auf materielle Interessen hinzuzielen scheint, dient in seiner Gesammtheit einem tieferen Sinne, einer höheren Bedeutung. Vielleicht kein deutscher Dichter weiß in dieser Beziehung so, wie er, eine Seele in den Körper der Handlung zu bannen; selbst im unumwundenen Scherze wird uns ihr sinniges Walten kund, fühlen wir, daß die Lebensbedingungen des Ganzen von ihr ausgehen, und daß die Lust und die Komik, worein sie sich kleidet, nur freundliche Metamorphosen eines edlen Ernstes sind. In den meisten seiner Stücke herrscht, bald tiefer in dem Stoffe verborgen, bald demselben sich entringend, diese Tendenz vor.

Eduard von Bauernfeld.

Geboren 1802.

Die bekannte Armuth der deutschen komischen Bühne läßt keine überstrenge Auswahl zu, und was in dieser Sphäre einigermaßen durch Talent und Eifer sich geltend macht, hat, selbst wenn es nicht um den ersten Preis zu ringen vermag, Anspruch auf Dank und Auszeichnung. Unsere Bühne gehört in die Kategorie der verschämten Armen; ungern gibt sie ihre Mittellosigkeit zu, und jeden besseren Namen wirft sie, zumal dem Auslande gegenüber, als Schleier auf ihre Blöße. Unterstützen wir sie in ihren Bemühungen, indem wir hier mit gebührendem Lobe eines Mannes erwähnen, der für seine Leistungen selten den richtig bemessenen Ehrendank, häufig zu viel, häufiger aber wohl zu wenig Anerkennung fand.

Auch Bauernfeld's äußeres Leben bietet, wie das so vieler Dichter, sehr wenige Anhaltspunkte. Er wurde zu Wien den 12. Januar 1802 geboren, studirte an der Universität seiner Vaterstadt die Rechte, und wurde nach Beendigung seiner Studien bei der niederösterreichischen Landesregierung, dann bei dem Kreisamte V. U. W. W. angestellt. Später wurde er Koncepts-Praktikant bei der k. k. allgemeinen Hofkammer, und ist jetzt Koncipist bei der k. k. Lottogefälls-Direktion in Wien. Ein Gedicht an Grillparzer machte ihn zuerst der Welt als Schriftsteller bekannt. Mancherlei Versuche anderer Art folgten; doch für das dramatische Fach entschied er sich zuletzt als eigenthümlichen Beruf. Anfangs lehnte er sich an ein großes Original, und es erschienen von ihm mehre Uebertragungen Shakespeare'scher Dramen. Doch bald begann er selbständig zu arbeiten, und, Anfangs etwas schüchtern — bis 1828 hatten sich zwanzig dramatische Produkte in seinem Pulte angehäuft — wagte er sich endlich hinaus in das klippenvolle Meer der Oeffentlichkeit. Ein fünfaktiges Lustspiel in Alexandrinern, „der Brautwerber," im Herbste des genannten Jahres auf dem Hofburgtheater dargestellt, machte den Anfang. Es schloß bereits alle Vorzüge und alle Mängel künftiger Bauernfeld'schen Erzeugnisse in sich

ein; Sprache und Versbau verdienten und ernteten Lob, ohne die Dürftigkeit des Stoffes bemänteln zu können. Doch hatte der Dichter, bei seiner leichten und angenehmen Art, das Feld der Konversation zu bearbeiten, sich dem Hofburgtheater von einer Seite genähert, in welcher die Hauptstärke dieser berühmten Kunstanstalt beruhte, und seine Leistungen wurden daher nicht nur gern entgegengenommen, sondern freuten sich auch des Vortheils einer hebenden und verschönenden scenischen Darstellung. Dieser Erfolg ermunterte zur Fruchtbarkeit, und es folgte nun bis 1835 eine ziemliche Anzahl von Lustspielen, wie „Leichtsinn und Liebe," „das Liebesprotokoll," »der Musikus von Augsburg," »das letzte Abenteuer," „die Bekenntnisse," »Bürgerlich und Romantisch," das Schauspiel „Helene," das Charaktergemälde „Franz Walter," das Zaubermärchen „Fortunat," u. A., von denen die meisten sich mit Glück auf dem Repertoire erhalten haben. Doch riefen dieselben, da der Mangel an Handlung ihnen einen Anstrich von Einförmigkeit verleiht, die auf der anderen Seite ein gewisses Haschen nach Scenen und Situationen zu ihrem Succurs herbeiholt, auch manche scharfe kritische Stimme gegen sich auf, welche Bauernfeld in einer momentanen Empfindlichkeit bekämpfen zu müssen glaubte, und so schrieb er zu diesem Zwecke sein Lustspiel: „Der literarische Salon." Da er aber hierbei nur seine eigene Angelegenheit und seinen persönlichen Unmuth vor Augen hatte, und wirkliche literarische Uebel unberücksichtigt blieben, so gewann das Ganze ein einseitiges und persönliches Ansehen, und ohne Kunstwerth an sich, wurde das Stück, nach einmaliger Aufführung im Hofburgtheater (im März 1836), billig der Vergessenheit übergeben. Das gefällige Lustspiel: »Das Tagebuch," strebte den unangenehmen Eindruck zu verwischen; minder lobenswerth, besonders in der Tendenz, war das Lustspiel: »Der Vater" (1837). Bald darauf erschien sein Charaktergemälde: „Der Selbstquäler," dessen krankhafte Färbung jedoch nicht erfreuen und erfrischen konnte; später (1838) das beifällig aufgenommene Schauspiel: „Zwei Familien;" 1840 das alterthümlich gehaltene, in mancher Beziehung recht gelungene romantische Lustspiel: „Die Geschwister von Nürnberg," und das Konversationsstück: „Ernst und Humor," und 1842 das Lustspiel: „Industrie und Herz." Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Uebertragung von Boz's Schriften, die ihn wegen ihrer dramatischen Lebendigkeit vorzugsweise anzogen. — Erfindungsgabe darf man bei Bauernfeld nicht obenan suchen; aber er kennt trefflich die Formen und Aeußerlichkeiten des Lebens und versteht diese in frappante Konflikte zu

bringen. Der herrschende Weltton und die Elemente der höheren Gesellschaft spiegeln seine Stücke anmuthig wieder. Auf Tendenzen macht er keine besondere Jagd; er nimmt das Leben und die Menschen mehr, wie sie nach Gegenwart und Zeitgeschmack erscheinen, bald in leichtverzierter Wirklichkeit, bald in satyrischem und karrikirtem Aufputze; wo Charaktere fehlen, treten Affekte und Launen an ihre Stelle, und meist reichen diese für seine Zwecke aus. Nicht die Handlung an sich, sondern das Beiwerk der Handlung ist bei ihm vorherrschend; aber hierin muß man ihm das Verdienst einer meist geschmackvollen Wahl, einer oft sehr glücklichen und geistreichen Durchführung zugestehen. Jede seiner Scenen hat ihre eigene epigrammatische Wirkung; selbst aus den Nebenfiguren blickt oft ein eigenthümliches Etwas und eine geistige Wahrheit, und sein glatter, eleganter Dialog schwillt von kräftiger poetischer Lebensäußerung, von gefälliger Kaprice, oder auch von kernigem Humor und allzeit schlagfertigem Witze.



P. J. de Crébillon.

Geboren 1674. Gestorben 1762.

Der Vorläufer des romantischen Terrorismus in der neueren Poesie, Prosper Jolyot de Crébillon, kam am 15. Februar in Dijon zur Welt, widmete sich, nachdem er seine Studien in dem Collège Mazarin durchgemacht hatte, der Jurisprudenz und prakticirte in Paris bei dem Prokurator Prieur, einem leidenschaftlichen Liebhaber des Theaters. Dieser, des jungen Mannes geringe Neigung zu seinem Fache und richtiges Urtheil über Erzeugnisse der dramatischen Kunst wahrnehmend, bestimmte ihn, für die Bühne zu arbeiten. Der erste Versuch: „La mort des enfants de Brutus," wurde nicht aufgeführt; „Idoménée" (1705) lenkte, trotz des mißlungenen Planes und bombastischen Styles, durch einige gute Situationen und kräftige Stellen die Aufmerksamkeit des Publikums auf den jungen Dichter. „Atrée" (1707) ließ die Richtung wahrnehmen, welche sein Genie gewonnen hatte. Das Schreckliche ist sein Element, in welchem er sich am liebsten bewegt, und er wurde daher auch der „Schreckliche"

geheißen. Die Rolle des Atreus ist indessen vortrefflich gehalten, der Styl stark und kräftig, nur manchmal in übertriebene Deklamationen verfallend. „Electre" (1709) zeichnet sich durch herrliche Scenen aus, dagegen ist der Dialog vernachlässigt, und zu lange Beschreibungen und endlose Deklamationen ermüden den Zuschauer wie den Leser. „Rhadamiste" (1711) fand außerordentlichen Beifall und wird gewöhnlich für Crébillon's Meisterstück gehalten. Zwar ist darin das Schreckliche bis zum Unnatürlichen getrieben; aber man fand in jener Zeit, wie noch häufig in der uns'rigen, an solchen Uebertreibungen Geschmack. Unbegreiflich ist's, wie man den Dichter mit Aeschylos vergleichen konnte. Boileau nennt ihn einen „betrunkenen Racine." „Xerxés" (1714) und „Semiramis" (1717) sind völlig verunglückt. Im »Pyrrhus« verließ Crébillon, an den Schrecknissen der eigenen Fantasie übersättigt, den bisher betretenen Weg; statt der gräßlichen herrschen hier sanftere Gefühle vor. Das Stück fand — obschon der Verfasser, dem alles Nichtgrelle als blaß erschien, es nur den „Schatten einer Tragödie" nannte — sehr großen Beifall. Häusliche Sorgen, durch des Dichters schlechtes Talent, den Großen zu schmeicheln, veranlaßt, unterbrachen jetzt auf längere Zeit seine schriftstellerische Laufbahn. Die geringen Einkünfte, welche er als Mitglied der Akademie (seit 1731) zu beziehen hatte, reichten kaum hin, sein Leben zu fristen. Erst als die Frau von Pompadour, jedoch mehr um Voltaire zu demüthigen, als um Crébillon's Verdienste zu belohnen, ihm eine Pension von tausend Francs und eine Stelle an der Bibliothek verschafft hatte, vollendete er 1749 seinen „Catilina," welcher auf königliche Kosten mit allem möglichen Prunke aufgeführt wurde, und trotz der vielen Fehler, welche den ruhigen Leser das Stück nicht sehr hoch stellen lassen, die Bewunderer des Dichters entzückte. Weil der Charakter Cicero's darin ganz in den Hintergrund trat, schrieb er, um dieses Unrecht gut zu machen, sein „Triumvirat ou la mort de Cicéron," welches aber kalt aufgenommen wurde und den Dichter bewog, seine dramatische Laufbahn zu endigen. Er hätte noch Größeres geleistet, wäre sein ausgezeichnetes Talent mehr ermuntert und unterstützt worden. Arm und verlassen, im Gefühle seines Werthes zu stolz, um seine Muse übermüthigen Mäcenen zu verkaufen, zog er sich in sein Studirzimmer zurück, wo er, unaufhörlich Tabak rauchend, und von einer Menge von Hunden und Katzen umgeben (die ihm, wie er sagte, lieb geworden waren, seit er die Menschen kennen gelernt), Plane zu Trauerspielen entwarf, welchen man jedoch den Sonderling nicht ansah. Er schlief wenig

und meist nur auf der harten Erde; die Vorschriften der Aerzte verachtete er, und brachte es, trotz seiner cynischen, wunderlichen Lebensweise, zu einem Alter von acht und achtzig Jahren. Er starb am 17. Juni 1762. Ludwig XV. ließ ihm durch den berühmten Bildhauer Lemoine ein Denkmal in der Kirche St. Gervais errichten. — In Crébillon's Trauerspielen spiegelt sich das Zeitalter Ludwig's XIV. auf eine frappante Weise ab, besonders was die Unkenntniß und Verunstaltung des griechischen und römischen Alterthums anlangt. Ein Fehler, welcher Crébillon allein eigen ist, besteht in seiner unnatürlichen Uebertreibung des Schrecklichen in der Darstellung des Aufruhrs der Leidenschaften. Die Verwickelungen, welche er aus altfränkischen Romanen schöpfte, sind überladen und selten mit Geschicklichkeit geknüpft. Das wirklich Gelungene in des Dichters Stücken, die einzelnen oft gut gehaltenen Charaktere, die nicht selten reine, kräftige und schöne Sprache, sind kaum hinreichend, jene Hauptfehler aufzuwiegen.

François de Malherbe.

Geboren 1555. Gestorben 1628.

Ein schlagendes Beispiel, wie man ohne eigentliche Poesie es zu einem klassischen Poeten bringen könne, hat Malherbe geliefert. Zu Caen aus einer alten adeligen Familie entsprossen, studirte er zuerst in seiner Vaterstadt, dann in Heidelberg und Basel die Rechte, und lebte hierauf längere Zeit zu Aix in der Provence. Eifriger Katholik, empfand er den Schmerz, seinen eigenen Vater zu dem Glauben und der Partei der Hugenotten übergehen zu sehen, und meinte nun zu doppeltem Eifer für seine Kirche verpflichtet zu sein. Um ihr sein Schwert zu widmen, nahm er Kriegsdienste unter der Ligue. Als später Heinrich IV. den Protestantismus abschwur, ward Malherbe ein begeisterter Verehrer dieses großen Königs, den er sich durch eine Ode auf eine Reise desselben so geneigt machte, daß er eine Pension von ihm erhielt. Er starb zu Paris als Kammerherr dieses Monarchen, nachdem er unter sechs französischen Königen gedient hatte, in einem Alter von drei und siebenzig Jahren, und wurde in der Kirche

St. Germain l'Auxerrois begraben. — Als Dichter war er nicht besonders fruchtbar, aber desto sorgfältiger in der Ausarbeitung, und hatte in allem Ernste die Ansicht: man müsse, nach einem Gedichte von hundert Versen, oder nach einer Rede von drei Bogen, Jahrelang ausruhen. Wie nun sein Geist mit schneckenartiger Langsamkeit über seine Arbeiten — meist Gelegenheitsgedichte, in Oden, Stanzen, Sonetten, Epigrammen, Chansons u. s. w. bestehend — hinkroch, wurden sie bis zur Sprödigkeit glatt, und es erforderte neue Mühe, die Spuren des Mühsamen hinwegzufeilen. Dichterische Fantasie und kühne Begeisterung mangelten ihm; aber er hatte Witz, Sinn für Harmonie und beherrschte seinen Gegenstand mit einer klaren, graziösen Ruhe. In Gleichnissen stark, hatte er einen besonderen Beruf zur Fabel, und war, da er mit höchster Bedächtigkeit arbeitete und daher jeder Wiederholung auswich, immer neu und sinnreich. Er ward der Stifter einer eigenen Dichterschule, indem er durch sein Streben nach sprachlicher Reinheit und rhythmischer Regelmäßigkeit vielen Dichtern nach ihm als Muster vorleuchtete; man nannte ihn den Dichter der Fürsten und den Fürsten der Dichter, sowie den Vater der französischen Lyrik. Weil aber sein Streben lediglich auf Zierlichkeit und Wohlklang des Ausdrucks gerichtet war, so ermüdete er häufig durch jenes Uebermaß des Ebenmaßes, und selbst seine Landsleute bewundern diesen poetischen Fabius Cunctator mehr von fern, als daß sie den näheren Umgang seines Geistes suchen.

Ferdinand V. der Katholische,

König von Aragonien.

Geboren 1453. Gestorben 1516.

Dieser mächtige und glanzvolle Fürst, durch dessen Kriegslust, Glück und Staatsklugheit Spanien zur herrschenden Macht in Europa erhoben wurde, war der Sohn Johann's II. von Aragonien zweiter Ehe, und kam den 10. März 1453 zur Welt. Erst sechzehn Jahre alt und muthig gegen die Catalonier kämpfend, vermälte er sich 1469 mit der schönen und geistvollen Isabella, Erbin von Castilien, und bereitete dadurch die spätere

Vereinigung aller einzelnen Königreiche Spaniens zu Einer Monarchie vor. Isabella bestieg nach ihres Bruders, Heinrich's IV. des Unvermögenden, Tode 1474 den Thron von Castilien, weil ein großer Theil der Reichsstände sich für sie erklärte; dem anderen Theile nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemals nach der Schlacht bei Toro 1476 die Zustimmung ab. In Aragonien, wo Johann die Catalonier bezwungen hatte, folgte nach dem Tode desselben 1479 Ferdinand als König. Ferdinand und Isabella, oder die „beiden Könige," wie sie in der spanischen Staatssprache genannt wurden, regierten zwar gemeinschaftlich, jedoch so, daß beide Reiche noch immer ihre besondere Verfassung behielten und Ferdinand's Einfluß auf die Regierung Castiliens gleich bei seiner Vermälung durch besonderes Uebereinkommen beschränkt worden war. Darin indessen waren sie einig, daß die königliche Macht in beiden Reichen von dem Adel und der hohen Geistlichkeit möglichst unabhängig gemacht werden müsse. Mit kluger Benützung der Zeitumstände wußten Beide die Besetzung der Bisthümer an sich zu bringen. Um einen allgemeinen Landfrieden einzuführen, wurde dem Adel die richterliche Gewalt genommen und die Gerichtshöfe mit Rechtsgelehrten besetzt. Zur Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe wurde von den Bürgern jeder Stadt, unter königlicher Sanktion, eine stehende Miliz errichtet, die „heilige Brüderschaft" (la santa hermandad) genannt. Bei allen diesen Unternehmungen stand Isabellen der staatskluge Kardinal Ximenes berathend zur Seite. Durch die zahlreichen Mauren und Juden hatte Spanien einen sehr bedeutenden Bestandtheil nichtchristlicher Bevölkerung, und Ferdinand glaubte, daß politische Einheit ohne Glaubensübereinstimmung nie wurzeln könne. Dazu gesellte sich mißverstandener Religionseifer, auch Habsucht, welche vorzüglich durch die außerordentlichen Reichthümer der Juden gereizt wurde. Dies veranlaßte die Einführung der Inquisition, welche 1483, wo der fanatische Beichtvater der Königin, Thomas von Torquemada, als erster Großinquisitor in Spanien auftrat, bestehendes Tribunal wurde und Anfangs mehr politische, als religiöse Zwecke verfolgte, indem sie dazu diente, sich staatsgefährlicher und verdächtiger Personen unter dem Vorwande der Ketzerei zu entledigen und die eingezogenen Güter der Verurtheilten in den Besitz der Krone zu bringen. Kein Grande, selbst kein Erzbischof konnte sich dieser furchtbaren Macht entziehen. Eine andere Maßregel Ferdinand's, durch welche er den unmittelbarsten Einfluß auf alle ständischen Berathungen, ja selbst auf die Schicksale der größten adeligen Familien in seine Hand bekam,

bestand darin, daß er sich nach und nach das Großmeisterthum der drei Ritterorden Spaniens übertragen ließ und dasselbe auf ewig mit der Krone verband. Es war ferner Ferdinand's und Isabellens vereinte Macht, welche der Herrschaft der Mauren in Spanien nach einer Dauer von 779 Jahren durch die Eroberung des Königreichs Granada 1492, nach einem langwierigen und blutigen Kriege, für immer ein Ende machte. Ferdinand schlug das eroberte Reich zu Castilien. Anfangs hatte man den Mauren in Granada für ihre Unterwerfung völlige Religionsfreiheit zugesichert; aber nach sieben Jahren verlangte man von ihnen, sich entweder taufen zu lassen oder bei Todesstrafe das Land zu räumen. Viele — darunter die geschicktesten und fleißigsten Gewerbsleute, Handwerker und Ackerbauer — wanderten aus; andere wurden aus Zwang Christen und gaben, in stetem Verdachte des Unglaubens oder auch als öffentlich Abtrünnige, der Inquisition häufigen Stoff zu Verfolgungen. Die Juden hatte schon früher (1481) ein gleiches Los betroffen. Kaum war Granada erobert, so erließen Ferdinand und Isabella eine Verordnung, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, dieselben innerhalb eines Monats zu verlassen hätten. Ihre Güter zu verkaufen, blieb ihnen gestattet; aber Gold, Silber und Edelsteine sollten sie nicht mitnehmen dürfen. Gegen diese Mißgriffe ihrer Politik, welche dem Lande tiefe Wunden schlug, wurden die beiden Könige entschädigt durch die großen Aussichten auf Länderbesitz und Goldquellen, welche Colombo's Entdeckung der neuen Welt (1492) vor ihnen aufthat, den Isabella mit drei kleinen Schiffen zu seiner Entdeckungsfahrt ausgerüstet hatte. Rastlos strebte Ferdinand, seine Macht nicht nur im Inneren mehr zu befestigen, sondern auch auf jede Weise nach Außen zu erweitern. Geschickte Minister und tapfere Feldherren unterstützten seine Unternehmungen. So sendete er seinen Feldherrn, Gonsalvo von Cordova, nach Italien, und die listige Erwerbung Neapels (1503), wobei er nicht blos den König Friedrich von Neapel selbst, sondern hauptsächlich den mit ihm verbündeten Ludwig XII. von Frankreich täuschte, gab der Macht Spaniens, durch die seit langer Trennung wieder bewirkte Vereinigung Neapels mit Sicilien, einen bedeutenden Zuwachs. Seine Gemalin, Isabella, starb den 26. November 1504, aber Castilien fiel dadurch keineswegs an Ferdinand, sondern an seine, mit Isabella erzeugte Tochter Johanna, welche mit dem Erzherzoge Philipp von Oesterreich vermält war. Zwar wollte Ferdinand, um nicht plötzlich wieder seine Macht auf das kleinere Aragonien beschränkt zu sehen, durch ein unterge-

schobenes Testament die Regentschaft von Castilien bis zu seines ältesten Enkels, Karl, Volljährigkeit an sich bringen; allein die castilischen Stände erklärten sich (1506) einstimmig für Philipp von Oesterreich und Johanna. Aus Zorn hierüber, schloß sich nun Ferdinand an Frankreich an, söhnte sich mit Ludwig XII. aus und vermälte sich mit dessen achtzehnjähriger Nichte, Germaine de Foix; denn, obschon drei und fünfzig Jahre alt, hoffte er doch einen Erben zu sehen, um Diesem, nicht aber dem ihm verhaßten Philipp, Aragonien zuzuwenden. Doch die politischen Verhältnisse Spaniens gestalteten sich durch den Tod des erst achtundzwanzigjährigen Philipp (25. September 1506) plötzlich anders; denn bei Johanna's unheilbarem Wahnsinne und ihres Sohnes Karl Minderjährigkeit mußte nothwendig eine Regentschaft in Castilien eingesetzt werden, um welche sich Karl's beide Großväter, Ferdinand von Aragonien und der römische König, Maximilian, bewarben. Ximenes fand Mittel, sie dem Ersteren zuzuwenden. Um nun das in sich befestigte Spanien auch nach Außen besser abzurunden, ergriff Ferdinand (1510) in dem italienischen Kampfe, welchem er in der heiligen Ligue beitrat, die Waffen gegen den vom Papste mit dem Banne belegten König von Navarra, und dehnte durch die Eroberung des auf spanischem Boden gelegenen, beträchtlichen Theils des Königreichs Navarra, seine Macht bis an die Pyrenäen aus. Eben so bezwang er im Jahre 1509 Oran, und machte Algier und Tunis zinsbar. Ferdinand hatte durch sein erstes Testament seinen Enkel, Karl von Oesterreich, von den spanischen Thronen ausgeschlossen; aber Ximenes, der eine Vereinigung der spanischen mit der burgundischen Macht und mit der Kaiserkrone wünschte, erschütterte das Gewissen des Königs, und so wurde von Diesem Karl zum Erben seiner Länder eingesetzt und dem Hause Habsburg der Thron des gesammten Spaniens in der alten und der neuen Welt eröffnet. Ohne aus seiner zweiten Ehe Kinder zu hinterlassen, starb Ferdinand den 23. Januar 1516 auf dem Schosse Madrigalejo in Estremadura an der Wassersucht, wie man sagt, in Folge eines Stärkungstrankes, den ihm seine zweite Gemalin, Germaine, um Erben zu erhalten, beigebracht hatte. — Ungeachtet mancher Fehler seines Charakters und seiner Politik, verdiente Ferdinand leichwohl in vieler Hinsicht den Namen eines weisen und wohlthätigen Regenten, und gehört unter Spaniens größte Monarchen. Streng gegen seine Unterthanen, sorgte er gleichwohl für ihr Bestes durch zweckmäßige Gesetze und Verschonung von drückenden Lasten. Sein Eifer und seine Begeisterung für die Religion erwarb ihm

den Beinamen des Katholischen; aber häufig würdigte er das Heilige zu weltlichen Zwecken herab, und, indem er ein verderbliches Verfolgungssystem damit verband, diente er seiner persönlichen Herrschsucht und Habgier.

Joseph I.,

römisch-deutscher Kaiser 2c.

Geboren 1678. Gestorben 1711.

Auf diesem edlen Dasein ruht kein anderer Fehler, als daß es zu kurz gewesen. Der älteste Sohn Kaiser Leopold's I. und der Eleonora Magdalena Theresia, gebornen Prinzessin von Pfalz-Neuburg, kam er am 26. Juli 1678 zur Welt. Frühzeitig offenbarte er einen hellen empfänglichen, jedem Vorurtheile abholden Geist, der unter der Leitung trefflicher Erzieher und Lehrer — des Fürsten Karl Theodor Otto von Salm, des Freiherrn von Wagenfels, welcher nicht müde wurde, seinem hohen Zöglinge die großen Lehren der Geschichte einzuprägen, und des, nachmals zum Bischof von Wien erhobenen, aufgeklärten Weltpriesters, Freiherrn von Rummel — bald zur herrlichsten Reife gedieh, während zugleich seine anmuthige Gestalt, sein leutseliges und einnehmendes Betragen ihm die allgemeinste Liebe erwarben. So machte er sich denn auch schon frühzeitig der höchsten Auszeichnungen würdig, auf welche seine Geburt ihm Rechte gab; am 9. December 1687 ließ sein Vater ihn zum Könige von Ungarn, drei Jahre später zum römischen Könige krönen. Ein und zwanzig Jahre alt, vermälte er sich mit Wilhelmine Amalie, des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg Tochter, und hielt mit dieser, durch Vorzüge des Geistes und Körpers gleich ausgezeichneten, Prinzessin einen imposanten Einzug in Wien. Seit seinem siebzehnten Jahre hatte Joseph mit der ganzen Fülle seiner Kraft sich den Staatsgeschäften hingegeben; endlich aber siegte die Sehnsucht, sich auch kriegerische Lorbeern zu pflücken, und er begab sich 1702 zu der kaiserlichen Armee gegen die Franzosen am Rhein. Bei der Belagerung Landau's zeigte er, wie ein kenntnißvoller

Biograph sagt, alle Einsicht eines erfahrenen Generals, mit der Bravour eines gemeinen Grenadiers verbunden, und doch entsagte er großherzig dieser Lieblingsneigung, weil er bei dem Heere sich durch Ludwig von Baden und Eugen ersetzt wußte, dafür aber seine Mitwirkung im Staatsrathe und bei den Geschäften des Friedens um so weniger sich entbehren ließ. Nach der Eroberung Baierns gewährte er großmüthig der Familie des Kurfürsten den Aufenthalt in München und alle, mit den Umständen nur vereinbaren Vorrechte. Nach dem Tode seines kaiserlichen Vaters, den 5. Mai 1705, nahm Joseph den Kaisertitel an und empfing noch im September desselben Jahres die Erbhuldigung der österreichischen Stände. Sofort griff seine Thätigkeit entscheidend in alle Zweige der Verwaltung ein; 1706 wurde die durch ihn errichtete kaiserliche Bank eröffnet, und die Akademie der bildenden Künste gegründet. Den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen übergab Joseph dem gefeierten Prinzen Eugen von Savoyen, welcher 1707 bei Oudenarde, 1709 bei Malplaquet über die Franzosen siegte; nur in Spanien behauptete sich Philipp V. gegen des Kaisers Bruder und Nachfolger, den nachmaligen Kaiser Karl VI. Großes Verdienst um Deutschland erwarb sich Joseph durch Erneuerung des Reichskammergerichts; auch bewirkte er 1708 die Wiederaufnahme Böhmens in das Kurfürstenkollegium. Eben so viele Kraft als Mäßigung entwickelte er in dem Kampfe gegen den, durch Franz Leopold Rakoczy's Ränke angezettelten Aufstand in Ungarn, dessen völliges Ende der Kaiser nicht mehr erleben sollte, indem erst sechzehn Tage nach des Letzteren Tode der Vertrag von Szathmar zu Stande kam. Am 12. April 1711 hatte der Kaiser bei den Karmeliten auf der Laimgrube dem Gottesdienste beigewohnt und das Mittagsmahl eingenommen. Es überkam ihn Appetitlosigkeit und allgemeines Unbehagen; durch scharfen Heimritt und eine am anderen Tage angestellte Jagd hoffte er das Uebel zu unterdrücken, aber umsonst. Nur zu bald kamen an ihm Spuren der damals tödtlich wüthenden Pocken zum Vorschein. Schmerz und Bestürzung bemächtigten sich der Umgebung des Kaisers; die Aerzte berathschlagten und sparten keine Mittel; doch bald zeigte menschliche Hilfe sich umsonst, denn das Uebel nahm mit trostloser Schnelligkeit überhand. Am 16. nahm der, nach den Niederlanden abgehende große Eugen — den der Kaiser so unbegränzt liebte, daß er ihn Bruder nannte und auch von ihm so genannt sein wollte — von dem sterbenden Monarchen Abschied, welcher, bis zur Ankunft des Königs Karl aus Spanien, die Regentschaft seiner Mutter übertrug und, noch nicht drei

unddreißig Jahre alt, den 17. April 1711 seinen edlen Geist verhauchte. Eine herrliche Zukunft, voll großartiger Entwürfe, ging mit ihm zu Grabe, und seine Staaten wurden sich, was sie an ihm besessen, durch die Wahrnehmung dessen, was sie an ihm verloren, doppelt bewußt. — Joseph war mittelgroß, doch von schönem und kraftvollem Bau, seine Züge höchst angenehm, sein Blick bewältigend durch feurigen Glanz und einen Ausdruck der Hoheit, sein Haar blond, seine Gesichtsfarbe überaus zart und jugendlich frisch, später gebräunt durch die Sonne der Schlachten und durch fleißiges Jagen. Leicht aufbrausend, aber auch eben so leicht versöhnt, war sein ganzes Wesen Herablassung und Leutseligkeit, und mit Zutrauen erweckender Güte sprach er mit seinen Unterthanen über ihre Bitten und Angelegenheiten, während er die hohen Kreise der Gesellschaft durch seinen Witz und seine Unterhaltungsgabe belebte. Allem Zwange abhold, verbannte er zuerst das burgundische Ceremoniel sammt der spanischen Manteltracht; aber auch ohne abgemessene Formen blitzte aus seinem Wesen der Strahl der Majestät und machte sich im rechten Augenblicke geltend. Für die Geschäfte des Staates besaß er die ausgebreitetsten Kenntnisse und einen merkwürdig schnellen, tief dringenden und sicheren Blick. Kurz, die Natur hatte alle großen Gaben des Geistes und Herzens verschwenderisch in ihm gesammelt, um sie neidisch durch seinen viel zu frühen Tod wieder zurückzunehmen.



Geboren 1726. Gestorben 1804.

Der redliche Mitkämpfer für die Wiederherstellung des Geschmacks, der Mitbegründer der deutschen Bühne, der liebenswürdige Kinderfreund Christian Felix Weisse, kam den 28. Januar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge zur Welt. Sein Vater, damals Rektor der Annaberger Stadtschule, wurde alsbald nach Altenburg als Direktor des dasigen Gymnasiums versetzt, wo auch der Sohn seine Vorbildung erhielt. Von hier ging derselbe 1745 auf die Universität nach Leipzig, um Philosophie zu

studiren. Hier schloß er sich an Männer an, deren Einfluß auf die deutsche Literatur unvergessen ist: an Klopstock, die Schlegel, Cramer u. A. Aber am entscheidendsten für ihn ward sein vertrauter Umgang mit Lessing, mit welchem er sich ungeahnet in die Reform der deutschen Bühne verwickelt sah. Damals setzte das Theater der berühmten Neuberin ganz Leipzig in Bewegung. Auch Lessing und Weisse kannten kein höheres Vergnügen, als die Vorstellungen auf der Neuberischen Bühne zu besuchen, und um freien Eintritt zu erhalten — die Zahlung fiel den beiden unbemittelten Jünglingen zu schwer — übersetzten sie gemeinschaftlich französische Schauspiele. Weisse's erster, hier aufgeführter Versuch war ein einaktiges Lustspiel in Versen: »Die Matrone zu Ephesus," worauf der „Leichtgläubige" folgte, der aber nicht gedruckt worden ist. Im Umgange mit den Schauspielern benahm er sich vorsichtiger, als Lessing, doch knüpfte er mit den besten, namentlich mit Eckhof, im Jahre 1749, wo dieser in Leipzig war, vertrautere Bekanntschaft an, eben so später mit dem Leipziger Theaterprincipale und „Hofkomödianten" Koch, für welchen er mehre kleinere Vorspiele schrieb und der seine „Poeten nach der Mode" auf die Bühne brachte. So hatte Weisse also noch während seiner Universitätsstudien sich Bahn auf der Bühne gebrochen. Nachdem er ausstudirt, wurde er 1750 Hofmeister eines jungen Grafen, mit welchem er noch einige Jahre in Leipzig verweilte. Die Bekanntschaft mit Gellert und Rabener gab seinem Geiste neue Anregung; die Bühne wurde mit mancherlei Beiträgen, namentlich mit dem damals berühmten Tyrannenstücke: „Richard der Dritte," beschenkt, und nebenbei erschienen seine „scherzhaften Lieder," von denen viele in den Gesang des Volkes übergingen. 1759 unternahm Weisse mit seinem vornehmen Zöglinge eine Reise nach Paris, welche neue Bekanntschaften, neue Eindrücke brachte. Nach Leipzig zurückgekehrt, lebte er dann einige Zeit als Gesellschafter bei dem Grafen Schulenburg zu Blankenburg, wo die Muße, die er genoß, ihn manche dramatische Arbeiten, ferner die damals sehr beliebten „Amazonenlieder" vollenden, und die Redaktion der bekannten „Bibliothek der schönen Wissenschaften" mit Eifer üben ließ. 1761 erhielt er die einträgliche Stelle eines Kreissteuereinnehmers in Leipzig, die er bis an seinen Tod bekleidete. Sein Amt gönnte ihm hinlängliche Zeit zu literarischen Leistungen, und seine Fruchtbarkeit blieb sich gleich. Bei seinen Bühnenstücken benutzte er zum Theil französische Muster; ja, selbst Shakespeare wurde, freilich in einer in den Zeitansichten begründeten einseitigen Weise, von ihm für die deutsche Bühne zugerichtet. Von

jeder seiner Arbeiten ließ sich etwas Rühmliches sagen. An dem Trauerspiele: „Mustapha und Zeangir," lobte man die Versifikation; kraftvoller war „Rosamunde," obgleich wegen des Schrecklichen der Handlung von keiner Wirkung auf der Bühne; als sein bestes und ausgeführtestes Lustspiel galt die „Haushälterin," dem das rührende Lustspiel: „Amalie," an die Seite gestellt wurde. Auch begann Weisse bereits die Herrschaft des, von Frankreich eingedrungenen, schleppenden Alexandriners zu stürzen; denn seine, 1766 erschienene Tragödie: „Atreus," die für jene Zeit sowohl in der Wahl des Stoffes, wie im Ausdrucke kühn genannt werden kann, ist das erste Schauspiel in Jamben, welches auf deutschen Theatern zur Aufführung kam. Das durch Weisse modernisirte Shakespeare'sche Trauerspiel: „Romeo und Julia," hatte wenigstens das Verdienst, auf das herrliche Original und dessen Schöpfer näher hinzuleiten. Einen eigenthümlichen Einfluß gewann Weisse auch durch seine Theilnahme an der Einführung der komischen Oper in Deutschland. In Hamburg hatte nämlich der Theaterprincipal Schönemann eine durch den Theaterdichter Bork gefertigte Uebersetzung von Coffey's „the devil to pay," mit der ursprünglichen englischen Musik aufgeführt. Durch den Erfolg dieses Unternehmens gereizt, ließ Koch eine neue Uebersetzung dieses Stoffes durch Weisse liefern und durch seinen Korrepetitor Standfuß komponiren. Unter dem Titel: „Der Teufel ist los," wurde diese Oper 1752 in Leipzig zum ersten Male mit unerhörtem Beifall aufgeführt und seitdem unzählige Mal wiederholt, besonders nachdem Weisse neue Arien hinzugedichtet und Hiller die Musik dazu geliefert hatte. Der außerordentliche Beifall, den dieses Unternehmen hatte, ermunterte zu Fortsetzungen, und so ward Weisse der Schöpfer der komischen Oper in Deutschland. Seine Opernstoffe brachte er der Komödie möglichst nahe, und fand dabei einen glücklichen Mittelweg zwischen dem Possenhaften und dem allzu Raffinirten. 1767 folgte die niedliche Operette: „Lottchen am Hofe," mit Musik von Hiller; 1770 die noch in unseren Tagen aufgeführte, in einzelnen Theilen zum deutschen Volksgesange gewordene Operette: „Die Jagd," zu welcher Hiller die lieblichsten und naivsten Töne fand. Aber auch dieses vielseitige Wirken hatte Weisse's Thätigkeit nicht erschöpft. Vielmehr suchte er durch seinen Ruhm im pädagogischen Gebiete beinahe seinen poetischen noch zu überstrahlen, und seine Verdienste als Jugendschriftsteller wirken eben so lebendig fort, als seine schönwissenschaftlichen Bestrebungen. Seine „Lieder für Kinder," sein ABC-Buch, welches lange das vorzüglichste Buch dieser Art blieb, sein in zahl-

losen Exemplaren verbreiteter „Kinderfreund," sein „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes," sind von hohem Werthe und haben zu ihrer Zeit entschieden günstig auf die häusliche Erziehung eingewirkt. — Seine theatralische Laufbahn beschloß Weisse mit „Jean Calas," seine irdische sanft und heiter im Kreise der Seinen am 16. Dezember 1804. Er schlummert auf dem Leipziger Johanniskirchhofe, wo auch seine Freunde Gellert und Hiller ruhen. Sein Gedächtniß wurde auf der Bühne Leipzigs, von wo aus er so edle Genüsse verbreitet hatte, mit allgemeiner Theilnahme begangen, und in seiner Vaterstadt, Annaberg, wurde, zu seinem Andenken, den 28. Januar 1826 — am Tage seiner Geburt vor hundert Jahren — durch Beiträge aus allen Gegenden Deutschlands eine Stiftung zu Erziehung armer verwais'ter Kinder des Erzgebirges feierlich eröffnet und so die Erinnerung an den unvergeßlichen Kinderfreund im schönsten Sinne begangen.

Wie viel ihm auch Deutschlands Literatur und Bühne verdanken: seine eigene Meinung über seine Produkte war äußerst bescheiden, wie er überhaupt Jedem erschien, der ihn kannte. Heiter, edel und wohlwollend, hatte er in seiner Selbstbiographie sich mit redlicher Aufrichtigkeit geschildert. Neben großer Anerkennung blieben auch mancherlei Anfechtungen nicht aus. Bodmer, der damals von einem politischen Endzwecke des Trauerspiels zu träumen begann, griff Weisse's „Atreus" unsanft an; besonders aber erhob sich ein kritisches Ungewitter über die neue Erscheinung der Operette, und Madame Gottsched schrieb, im Interesse ihres Gatten, unter dem Titel: „Der kleine Prophet von Böhmischbroda," eine weissagende Satire mit bitteren Bemerkungen gegen die Operette: „Der Teufel ist los," welche dafür Rost in einer beißenden Epistel gegen Gottsched in Schutz nahm. Weisse selbst sah dem Gelärme mit verständiger Ruhe zu, ohne polemisch einzuschreiten, und hatte die Genugthuung, den kritischen Sturm und dessen Urheber, nicht aber seinen eigenen Ruhm zu überleben.

Friedrich von Hagedorn.

Geboren 1708. Gestorben 1754.

Unverdient beginnt das freundliche Bild Hagedorn's sich, wie so manches Edle, dem Vergessen zuzuneigen, obgleich er einer der ersten deutschen Dichter am Anfange des vorigen Jahrhunderts ist, welche sich über die Geschmacklosigkeit ihrer Zeit erhoben. Im alten, norddeutschen Hamburg erblickte er am 23. April 1708 das Licht der Welt, erhielt in seinem elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung und machte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt bedeutende Fortschritte in den Sprachkenntnissen. Nachdem er sich drei Jahre lang auf der Universität Jena dem Studium der Rechte gewidmet hatte, ohne darüber sein poetisches Talent zu vernachlässigen, ging er 1729 als Privatsekretär des dänischen Gesandten nach London, wo er die Gelegenheit, sich mit der englischen Literatur genauer bekannt zu machen, mit Eifer benutzte. Eine Reise in Gesellschaft des Gesandten führte ihn durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, wo er, nachdem er lange vergebens auf eine Beförderung in Dänemark gewartet hatte, 1733 eine einträgliche Stelle als Sekretär bei der unter dem Namen des englischen Court bekannten Handelsgesellschaft erhielt. Sorgenfrei und stets heiter, lebte er fortan im geselligen Kreise achtbarer Freunde, und widmete die ihm von seinen Amtsgeschäften vergönnte reichliche Muße der Poesie und der Lektüre. Allgemein hochgeschätzt und betrauert, wurde er schon in seinem siebenundvierzigsten Jahre, den 28. Oktober 1754, durch eine unheilbare Wassersucht der Welt entrissen. — Hagedorn verdient schon deswegen Achtung, weil er sich zuerst von jedem Schulzwange frei zu erhalten wußte und, wie ein fröhlicher Vogel, aus dem Netze französischer Pedanterie herausflog, das Gottsched's einseitiges Geschmacksdogma damals ausspannte. Originalität darf man bei ihm freilich nicht in hohem Grade suchen, wohl aber — was ihn auch als Menschen bezeichnete — gesunden Verstand, richtiges Gefühl und die Anmuth heiteren Wohlwollens. Seine eben nicht kühne Fantasie wagt nicht leicht

einen eigenen Flug, weiß sich aber das Fremde mit Geschick anzueignen. Die Klarheit, Leichtigkeit, Bestimmtheit und Feinheit der besseren französischen Dichter diente ihm nicht weniger zum Vorbilde, als die kräftige Natürlichkeit und die Gedankenfülle der englischen, und mit diesen seinen Mustern wollte er auch den Leser in den, seine Gedichte stets begleitenden, gelehrten, moralischen und ästhetischen Anmerkungen, welche man nicht selten getadelt und belächelt hat, bekannt machen. Am besten gelingen ihm die Fabel und das kleine scherzende Lied, welches vor ihm mit der unerquicklichsten Steifheit behaftet war. Seine Oden, obschon sie sich durch Gefühl, gelungene Bilder und gute Wendungen auszeichnen, entbehren eben so sehr des höheren Schwunges der Gedanken, als seine Epigramme des schlagenden Witzes. In seinen poetischen Erzählungen, wobei ihm stets Lafontaine's Meisterwerke vorschwebten, beurkundet er die Gabe einer leichten, lebendigen und geistvollen Darstellung, welche ihm aber in seinen trockenen moralischen Gedichten ziemlich untreu wird. Sprachkorrektheit ist auch seinem geringsten Versuche nachzurühmen, und seine Verdienste um die deutsche Sprache, welche zu seiner Zeit einen neuen Bildungsprozeß durchzumachen begann, sind nicht die geringsten.

Johann Keppler.

Geboren 1571. Gestorben 1630.

Theils stürmisch, theils armselig war das Leben dieses großen Astronomen und Mathematikers, dessen Geist der Wissenschaft der Astronomie ihre neuen Bahnen öffnete, in welchen sie noch wandelt. Zu Weil im Würtemberg'schen, den 21. Dezember 1571, aus adelichem, doch verarmtem Geschlechte geboren, lernte er — von seinem Vater, einem unbemittelten Gastwirthe, ohne alle Unterstützung gelassen — gar bald den Kampf mit dem widrigen Schicksale kennen, das ihn bis an sein Grab verfolgte. Nur durch die äußersten Anstrengungen brachte er es dahin, daß er in seinem zwanzigsten Jahre in Tübingen die Theologie studiren konnte, während er sich seinen Unterhalt durch die Herausgabe von Kalendern, die bald

sehr beliebt wurden, und durch Erziehung fremder Kinder erwarb. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre wurde er als Professor der Moral und Mathematik an die neuerrichtete Universität zu Gratz berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte und 1596 sein erstes größeres Werk: „Mysterium cosmographicum," herausgab, welches zwar voll pythagoräischer Träume über die Geheimnisse der Zahlen, aber auch voll geistreicher und fruchtbringender Ideen war und ihm die Achtung des berühmten Tycho Brahe in Prag erwarb, zu welchem er auch bald vom Kaiser Rudolph II. als Gehilfe und kaiserlicher Mathematiker berufen wurde. Mit Tycho Brahe fertigte er die sogenannten Rudolphinischen Tafeln an, von welchen der große Lalande sagt: daß sie während eines Jahrhunderts der Grund aller astronomischen Berechnung gewesen wären. Aber während der Unruhen, welche dem dreißigjährigen Kriege vorangingen, wurde ihm seine kleine Besoldung nicht ausgezahlt, und so begab er sich 1613 als Professor der Mathematik nach Linz, wo er mit der lutherischen Geistlichkeit in Streit gerieth, weil er sich nicht unbedingt zur Concordienformel bekennen wollte. Dennoch schlug er, aus Liebe zur deutschen Heimat, mehre vortheilhafte Einladungen des Auslandes aus. Wegen der Kalenderverbesserung begleitete er den Kaiser auf den Reichstag nach Regensburg, und nahm endlich, von Dürftigkeit gedrängt, die Vorschläge eines Privatmannes in Ulm an. Weil aber auch hier die mit ihm eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurden, begab er sich in die Dienste des berühmten Albrecht von Waldstein, welcher damals eben Herzog von Mecklenburg geworden war. Dieser bekannte Anhänger der Astrologie fand in dem Astronomen nicht, was er suchte, und gab ihm, wahrscheinlich nur um seiner wieder auf eine gute Art los zu werden, eine Professur in Rostock, über welche Waldstein das Patronat hatte. Doch auch hier wurde ihm, der Kriegswirren halber, seine Besoldung nicht ausgezahlt. Um seine Rückstände einzufordern, reis'te er 1630 auf den Reichstag nach Regensburg; aber kaum hier angekommen, unterlag er den Anstrengungen der Reise, und dem Kummer, und starb den 15. November, noch nicht neunundfünfzig Jahre alt, seine Witwe und eine zahlreiche Familie in den dürftigsten Umständen zurücklassend. Er wurde auf dem nahen protestantischen Friedhofe beerdigt, und 1808 ihm auf Veranstaltung Karl Dalberg's ein Denkmal errichtet, mit Keppler's Büste aus carrarischem Marmor (von Döll in Gotha) und einem schönen, von Dannecker verfertigten marmornen Basrelief, Keppler's Genius darstellend, wie er die geheimnißvolle Ura-

nia entschleiert und sie ihm den von ihm erfundenen Tubus darreicht. Hinsichtlich der unsterblichen Verdienste Keppler's um die Astronomie reicht es vollkommen hin, zu erwähnen, daß er durch seine Berechnungen entdeckte, wie die Planeten keine Kreisbahnen beschreiben und keine gleichförmige Geschwindigkeit in ihren Bewegungen zeigen. Auch entdeckte er nach den mühevollsten Untersuchungen diejenigen drei Gesetze, welche die Grundlage der ganzen neueren Astronomie sind und seinen Namen führen, nämlich: 1. daß die Bahnen der Planeten Ellipsen sind; 2. daß der radius vector oder die von der Sonne auf die Planetenbahn gezogen gedachte gerade Linie immer gleiche Sektoren in gleichen Zeiträumen abschneidet, und 3. daß die Quadratzahlen der Umlaufszeiten der Planeten sich verhalten, wie die Kubus ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. Keppler war klein, hager und schwach von Körper, kurz vom Gesicht, aber nicht selten munter und scherzhaft; seine Begeisterung für die Wissenschaft ließ ihn alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit ertragen, aber auch, zu seinem Nachtheile, die Lebensklugheit vergessen. Die Deutschen haben ihn arm gelassen und auch seiner Werke sich nicht angenommen, während Italien in den Ausgaben der Werke Galilei's wetteiferte. Der Leipziger Professor Hansch, welcher 1718 Keppler's Briefwechsel herausgab, wollte auch dessen übrige Handschriften herausgeben; aber es fand sich kein Verleger dazu! Diese Handschriften sind gegenwärtig im Besitze der St. Petersburger Akademie. Jetzt beschäftigt sich Professor Frisch in Stuttgart mit der Herausgabe der Werke Keppler's. »Wollte ich" — sagt Montucla, der Geschichtschreiber der Mathematik — „es unternehmen, alle Entdeckungen Keppler's mitzutheilen, so möchte ich ihm allein in meinem Werke einen großen Theil des Raumes widmen, welcher zur Charakteristik vieler anderen Astronomen nöthig ist." Und Goethe sagt von diesem großen Genius: »Die ernstesten Dinge behandelt Keppler mit Leichtigkeit, und ein verwickeltes, mühsames Geschäft mit Bequemlichkeit. Gibt er schriftlich Rechenschaft von seinem Thun, so ist es, als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geschähe, und doch findet er immer die Methode, die von Grund aus anspricht. Wie gründlich und anmuthig beschreibt er, was an dem astronomischen Bau schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu schmücken sei. Und wie arbeitet er sein ganzes Leben an der Vollendung! Derjenige, der das Wahre erkennt, scheint nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren, und von dieser Art war Keppler. Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und

LXVIII



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth — Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst Anstalt in Nürnberg

Lateinischen, fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen sowohl als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja Dummen herab; manchmal sucht er wenigstens allgemein verständlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entscheidendere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspielungen und klassischen Stellen. Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt er gelegentlich kühne, seltsame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenstand ihm unerreichbar scheint."



F. W. Herschel.

Geboren 1738. Gestorben 1822.

Durch allerhand Kreuz- und Querzüge des Lebens wurde dieser merkwürdige Mann jenem Berufe zugeführt, der ihm die Bewunderung der Welt und die Unsterblichkeit erwerben sollte. Friedrich Wilhelm Herschel, den 15. November 1738 zu Hannover geboren, betrieb bei seinem Vater, einem Musiker, frühzeitig die Tonkunst und nebenbei Mathematik und Physik, erlernte auch die französische Sprache und machte sich mit der Logik vertraut. Seit seinem vierzehnten Jahre Regimentshautboist, ging er 1758 als solcher mit dem hannöver'schen Militär nach London, organisirte für Lord Darlington ein Musikkorps, ward Musiklehrer zu Leeds, Organist zu Halifax, später in Bath, und unterrichtete sich selbst in der Harmonielehre und in der Mathematik. Auch Italien soll er um 1765 besucht und, um das ihm fehlende Geld zur Heimreise zusammenzubringen, ein Konzert veranstaltet haben, in welchem er ganz allein auf drei Instrumenten — nämlich einer Harfe und zwei, auf seinen Schultern befestigten Hörnern — ein Quartett vortrug! Während er so mittels der Musik sich durch das äußere Leben schlug, zog innere Neigung ihn allgewaltig zur Sternkunde hin. Er studirte eifrig Ferguson's Werke, und machte den Anfang zur praktischen Astronomie mit einem geliehenen gregorianischen

Teleskope, das er aber, zu wenig bemittelt, nicht kaufen konnte und daher mit einem kühnen Entschlusse sich vornahm, selbst ein solches Instrument zu verfertigen. Nach vielen mühsamen und vergeblichen Versuchen brachte er 1774 ein fünffüßiges, newtonianisches Spiegelteleskop zu Stande. Dies gelungen, fertigte er noch größere an, bis ihm endlich sogar eines von zwanzig Fuß gelang, mit welchem ausgezeichneten Instrumente er nun rüstig die Räume des Himmels durchspähte und so glücklich war, am 13. März 1781 den entferntesten aller bis jetzt bekannten Planeten zu entdecken, den er, dem Könige von England zu Ehren, »Georgsgestirn" nannte. Jetzt heißt dieser Planet, welchem die Franzosen vormals den Namen »Herschel" gaben, allgemein Uranus. Der Entdecker hatte sich hiermit eine, seiner Neigung völlig entsprechende, sichere und bequeme Existenz errungen; denn der König ernannte ihn, mit einem Gehalte von vierhundert Pfund Sterling, zu seinem Privatastronomen, und Herschel zog als solcher Anfangs nach Datchet, dann nach Slough bei Windsor. Seine stillen und emsigen Forschungen wurden durch glänzende Entdeckungen belohnt, die seinen Namen unsterblich machten. Bald ward er auch Mitglied der königlichen Societät, die ihm die goldene Medaille verlieh; im Jahre 1786 wurde er von der Universität zu Oxford mit der juristischen Doktorwürde beehrt, und endlich erhob ihn der König in den Ritterstand. Seit seiner Ankunft in Slough gab Herschel sich ganz der Astronomie hin, und baute hier 1785 sein bekanntes, vierzig Fuß langes und fünfthalb Fuß im Durchmesser haltendes Riesenspiegelteleskop, welches viertausend Pfund schwer war und tausend- bis dreitausendfache Vergrößerungen zuließ. Mit diesem und dem zwanzigfüßigen Teleskope machte er alle berühmten Entdeckungen im Gebiete der Planetenwelt und des Fixsternhimmels. So entdeckte er 1787 zwei, und 1790 bis 1794 noch vier Monde des Uranus, fand zwei neue Saturnusmonde auf, bestimmte des Saturnringes Rotationszeit, erspähte eine Masse feiner Doppelsterne und blasser Nebelflecke, machte an den, von Piazzi, Olbers und Harding gefundenen vier neuen Planeten neue Beobachtungen, und betrachtete anhaltend den Mond. Am ausgezeichnetsten sind wohl Herschel's Beobachtungen und Schriften über die Natur und Anordnung der Fixsterne. In seinen letzten Lebensjahren schien er von den neueren Verbesserungen der achromatischen Fernröhre nicht viel Gebrauch zu machen, sondern blieb von Vorliebe für die katoptrischen Werkzeuge eingenommen, mit welchen er auch die großen Kometen von 1801 und 1811 anhaltend in physischer Hinsicht beobachtete. Selbst

mit der Licht- und Farbenlehre beschäftigte sich Herschel längere Zeit und fand, daß die vom Prisma gebrochenen Farbenstrahlen auch verschiedenen Wärmegrad haben, und daß der rothe Strahl allein die Wärme von den übrigen zusammenhalte. Nachdem er 1817 von seinem Könige den Guelfenorden erhalten hatte, fuhr er bis in's höchste Alter thätig für die Astronomie zu wirken fort. Nur erst sein, am 23. August 1822 erfolgter, Tod konnte seinen ruhmvollen Arbeiten ein Ziel setzen. Von seinem stillen und einfachen Privatleben ist wenig kund geworden; verheiratet war er mit einer Witwe, Maria Pitt. Seine geistverwandte Schwester, Karolina, unterstützte ihn als treue Gehilfin bei seinen Beobachtungen; sein Sohn, Sir John Herschel, ist der würdige Nachfolger seines Vaters im Gebiete der Astronomie geworden. — Herschel war einer von den seltenen Menschen, die Alles nur sich selbst zu verdanken haben, und sich durch keine Hindernisse abschrecken lassen, bei'm Mangel einer sorgfältigen wissenschaftlichen Erziehung dennoch nach einem vorgesteckten großen und edlen Ziele muthig zu ringen.

Lapérouse.

Geboren 1741. Umgekommen 1788.

Der kühne, unglückliche Taucher, der in den Tiefen jener Meere versank, welche sein unerschrockener Entdeckungseifer hoffnungsvoll durchmaß, Jean François Galaup de Lapérouse, stammte aus Albi, im Departement Tarn, kam sehr jung in die Marineschule und diente schon 1756 auf dem Geschwader des Marschalls von Conflans, welches auf der Höhe von Belle-Isle nach hartnäckigem Widerstande von den Engländern geschlagen wurde. Schwer verwundet fiel er in diesem Gefechte in feindliche Gefangenschaft. Nach der Zurückkunft in sein Vaterland widmete er sich mit erneuerter Anstrengung dem Seewesen, und zeichnete sich bei mehren Gelegenheiten aus. Nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten gegen England (1778) wurde er zum Schiffskapitän ernannt und erhielt den schwierigen Auftrag, die englischen Ansiedlungen an der Hudsonsbai zu zerstören. Er entledigte

sich dieses Auftrages mit großem Glücke und zugleich mit der möglichsten Schonung der unglücklichen Kolonisten. Nach dem Frieden von 1783 wurde er von Ludwig XVI. ausersehen, eine Entdeckungsreise um die Welt zu machen, bei welcher Wahl seine Kenntnisse und seine Erfahrungen eben so sehr in Anschlag kamen, wie seine Menschlichkeit. Die Hauptzwecke der Regierung bei dieser Unternehmung waren: die Förderung des Wallfischfanges in der Südsee, des Pelzhandels an der Nordwestküste von Amerika, und die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit China und Japan. Dabei sollte die Wissenschaft nicht leer ausgehen; eine genaue Untersuchung der Nordwestküste von Amerika, der japanischen Gewässer, der Salomoninseln im Südmeere und der Südwestküste ward zur Aufgabe gemacht, zu deren Lösung viele ausgezeichnete Männer im Fache der Mathematik und der Naturkunde mit eingeschifft wurden. Am 1. August ging die Expedition, bestehend aus zwei Fregatten, der Bussole und dem Astrolabe — letzterer geführt von Delangle — zu Brest unter Segel. Lapérouse erreichte, nachdem er die kanarischen Inseln berührt hatte, ohne Unfall die brasilianische Küste, umschiffte das Kap Horn und richtete dann seinen Lauf nach der Südsee. Die Osterinseln und die Sandwichinseln wurden besucht, worauf man wieder gegen Norden steuerte, um die, zwischen dem Vorgebirge St. Elias und dem Hafen Monterey gelegene, Nordwestküste von Amerika näher zu erforschen, und endlich Port Français erreichte. Hier fanden ein und zwanzig von Lapérouse's Begleitern — darunter die Brüder Laborde, Delangle, der Naturforscher Lamanon — theils in den Wogen, theils in Gefechten mit Eingeborenen, ihren Tod. Er verließ bald das traurige Land, erreichte glücklich Monterey in Californien, und kam im Januar 1787 in Macao an. Darauf berührte er Manila und Formosa, drang in das japanesische Meer vor, untersuchte die Küsten von China und Korea, und bereicherte die Erdkunde mit der Entdeckung, daß Jesso aus zwei, durch eine Meerenge getrennten Inseln, Sachalin und Tschika, bestehe. Nachdem er das Kap Crillon besucht hatte, ankerte er im September 1787 in der Bai Avatscha in Kamtschatka. Von hier aus schickte er sein Reisejournal, das ohne diese Vorsicht verloren gegangen wäre, nach Frankreich. Jetzt liefen die Schiffe wieder südwärts und fanden erst auf Maruna, einer der Schifferinseln, einen Ruhepunkt. Langlé, Befehlshaber des Astrolabe, wurde hier, nebst mehren Gefährten, von den Eingeborenen ermordet. Hierauf besuchte Lapérouse die Freundschaftsinseln und warf am 16. Januar 1788 in Botany-Bai Anker. Von hier aus schrieb

er seinen letzten Brief nach Frankreich, worin er sein Vorhaben, zwischen Neuholland und Neuguinea durch nach dem Meerbusen von Carpentaria zu segeln, die Westküste von Neuholland zu untersuchen und nach Isle de France zu steuern, kundgab. Wirklich war er bald darauf von Botany-Bai abgereiset, von da an aber spurlos verschwunden. Die französische Regierung setzte einen Preis von zehntausend Francs aus für Den, der die erste sichere Nachricht über Lapérouse brächte. Lange waren alle Nachforschungen vergeblich; erst der englische Kapitän Dillon fand auf der, zu dem heiligen Geist-Archipel gehörigen Insel Mallicolo die ersten Spuren, denen dann andere folgten, und verdiente sich den Preis. Auf Dillon's Andeutungen untersuchte der, im Jahre 1842 so traurig umgekommene, Dumont d'Urville 1828 die bezeichnete Stelle genauer, und fand noch mehre Ueberbleibsel der beiden gestrandeten Schiffe, deren Untergang durch die Mittheilungen der Eingeborenen bestätigt wurde. Auf der Klippe, an welcher sie gescheitert waren, wurde den Verunglückten durch Dumont d'Urville ein einfaches Monument gesetzt.

Robert Blake.

Geboren 1598. Gestorben 1657.

Dieser große englische Seeheld wurde im August 1598 wahrscheinlich zu Plansfield bei Bridgewater in Somersetshire, in welcher Stadt sein Vater als Kaufmann lebte, geboren, und in der Freischule zu Bridgewater erzogen, von wo er später auf die Universität Oxford ging und nach und nach Mitglied von St. Alban's Hall und des Wadham-Kollegiums ward. Sein ernster, schroffer Charakter, so wie die Verhältnisse seiner Familie ließen ihn die Grundsätze der Puritaner annehmen, was 1640 seine Erwählung zum Parlamentsmitgliede zur Folge hatte. Allein dieses vierte Parlament, welches Karl I. berief, wurde aufgelöset und durch das „lange“ oder „blutdürstige“ Parlament ersetzt. Blake, der in dieses nicht wieder eintrat, warb eine Kompagnie Dragoner und focht an ihrer Spitze gegen die königliche Partei. 1643 zeichnete er sich bei der Vertheidigung der Citadelle von Bri-

nen. Er war der Erste, welcher den Seemännern so hohen Muth einflößte, indem er ihnen durch die Erfahrung zeigte, wie Großes sie durch Entschlossenheit auszurichten vermöchten, der Erste, welcher sie im Feuer so gut, als zu Wasser fechten lehrte, und wie trefflich ihm auch Folge geleistet wurde, so war er doch zugleich der Erste, welcher das höchste Beispiel eines solchen Seehelden und so kühnen, unerschütterlichen Muthes gab, wie er ihn von Anderen verlangte.



B. Spinoza.

Geboren 1632. Gestorben 1677.

Der verlästerte Weise, Baruch, oder wie er sich übersetzte: Benedikt Spinoza, war der Sohn jüdischer, aus Portugal abstammender Eltern, und in Amsterdam den 24. November 1632 geboren. Die Lehren der mosaischen Religion gaben ihm Stoff zum Denken und Zweifeln; das eifrige Studium des Talmud, aus welchem er klare Einsicht zu schöpfen hoffte, diente nur dazu, seine Zweifel zu vermehren und ihn dem Ceremoniel seines Glaubens zu entfremden, und die von dem strengen Rabbinen gegen ihn erhobene Anklage, die Ausbrüche des auf ihn eindringenden Fanatismus, der ihn zum feierlichen Widerrufe in der Synagoge durch Androhung der Exkommunikation zu zwingen suchte, waren nicht geeignet, ihn seinem Volke und seinem angeborenen Glauben zu befreunden. Er gab daher, wiewohl widerstrebend und nur durch das höhere Interesse dessen, was ihm Wahrheit schien, gedrungen, seine Beziehungen zu Jenem und Diesem auf, und suchte bei Christen Belehrung und tieferes Wissen, ohne den christlichen Glauben selbst anzunehmen, da sein starrer Wahrheitsdrang, sein, keines positiven Glaubens sich bedürftig fühlender Geist an kein eigentliches Dogma gebunden sein wollte. Nächst dem Studium der griechischen und lateinischen Sprache, war es besonders die herrschende cartesianische Philosophie, welche ihn ernstlich und angestrengt beschäftigte. Indessen hatten seine jüdischen Glaubensgenossen, nachdem sie vergeblich versucht, durch Versprechungen das gefährliche Beispiel eines Uebertrittes abzuwenden, ihn,

nach einem mißglückten Mordversuche, nicht nur aus ihrer Gemeinschaft ausgestoßen, sondern auch als angeblichen Gotteslästerer bei dem Magistrate von Amsterdam verklagt und seine Verweisung aus dieser Stadt durchgesetzt. Er zog sich daher auf ein Dorf bei Amsterdam zurück, ausschließlich seinen Studien und der Verfertigung optischer Instrumente, durch welche er sich seinen Unterhalt verdiente, obliegend. Dieselbe Lebensweise setzte er in seinem späteren Aufenthalte im Haag fort, wo er ruhig und unangefochten, dürftig, aber in glücklicher und thätiger Muße, den Rest seines Lebens zubrachte und sogar eine Professur der Philosophie in Heidelberg, die ihm mit Zusicherung der größten Lehrfreiheit angeboten ward, aus Furcht, in seinem philosophischen Selbststudium gestört zu werden, ausschlug. Sein schwächlicher Körper erlag frühzeitig den übermäßigen Anstrengungen seines Geistes, und er starb schon im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters, den 23. Februar 1677, eines schnellen und sanften Todes. — Sein, streng konsequent aus dem cartesianischen hervorgegangenes, philosophisches System gehört nicht hieher. Wie und wo er dabei geirrt haben möge: sein reines, keiner unlauteren Quelle sich bewußtes Forschen nach Wahrheit macht ihn — der ohne Dank, ohne Aufmunterung, mitten durch die Wegelagereien fremden Hasses und zahlreicher Gefahren, die dornenvolle Bahn des Denkers verfolgte — selbst in seinen Irrthümern ehrwürdig. Verläumdung oder Mißverstand war es, ihn der Hinneigung zum Atheismus zu beschuldigen; wohl aber leitete seine Lehre zum Pantheismus hin, indem sie eine absolute Nothwendigkeit einführte, dadurch jedoch die menschliche Freiheit aufhob. Sein Charakter war so fleckenrein und edel, daß sogar die Versuche der Anschwärzung mißlangen. Mild, wohlwollend, uneigennützig im höchsten Grade, fern von aller Anmaßung, gab er sich, zur Erholung von der schwülen Arbeit des Denkens, den einfachsten und harmlosesten Freuden hin, und fand auch hierbei den „hohen Sinn im kindischen Spiele." Eine Pfeife Tabak, der Anblick eines Spinnenkampfes und dem Aehnliches, machte die Zerstreuung des stillen Mannes aus. Seine eigenen Feinde gaben ihm das Zeugniß der höchsten Mäßigkeit, Ordnungsliebe und haushälterischen Sinnes, so daß er von sich selbst zu sagen pflegte: er sey wie die Schlange, die, den eigenen Schweif im Munde, einen Kreis bilde.

Nicolo Macchiavelli.

Geboren 1469. Gestorben 1527.

Viel verkannt worden ist dieser wunderbare Mann, und noch jetzt stellt sich kein ganz deutliches Bild Desselben heraus, weil, wie sehr er auch innen mit sich abgeschlossen, die Widersprüche seiner Zeit ihn doch zum äußeren Widerspruche hindrängten. Nicolo Macchiavelli wurde den 3. Mai 1469 in Florenz aus edlem Geschlechte geboren. Von dem Staatsmanne und Philologen Marcellus Virgilius frühzeitig unterrichtet und mit den klassischen Werken des griechischen und römischen Alterthums vertraut gemacht, trat er schon jung in die Fußstapfen seiner Vorfahren, welche die wichtigsten Staatswürden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, ward im frühen Mannesalter Cancellierre und, durch seine Talente und Kenntnisse gleich ausgezeichnet, bald der Nachfolger seines Lehrers, Sekretär der Republik. Dieser erhebliche Posten war nur eine Stufe zu den bedeutendsten Aemtern, um so wichtiger, als Macchiavelli's Staatsdienst in eine Zeit fiel, wo Florenz seine politische Freiheit gegen die vertriebenen Mediceer zu erlangen und zu sichern suchte. Macchiavelli wurde zu dreiundzwanzig diplomatischen Sendungen und Verhandlungen mit fremden Staaten gebraucht; darunter besonders 1500 bis 1511 viermal am französischen, zweimal am Wiener Hofe Kaiser Maximilian's, und zweimal am päpstlichen Hofe. Bei allen diesen und mehren anderen Gesandtschaften, wie 1500 und 1508 im Lager zu Pisa und 1504 bei dem Herzoge von Valentino, so wie zur Zeit der Empörung des Val di Chiava, erwarb er sich große Verdienste um sein Vaterland, was auch die Republik erkannte, ohne sie jedoch verhältnißmäßig zu belohnen; ja nicht selten schmachtete er in Dürftigkeit und war genöthigt, den Senat um Unterstützung zu bitten. Die Republik befolgte seine Maximen, die auf friedliche Vereinigung, strenge, unparteiische Gerechtigkeispflege, mäßige Besteuerung des Volkes und Beachtung alles Dessen, was auf das Wohl des Staates Bezug haben kann, gerichtet waren, in Zeiten des Friedens wie des Krieges. Als der

Papst Julius den Einfluß Frankreichs in Italien geschwächt und, den Florentinern Feind, die Familie Medicis in Florenz wieder eingesetzt hatte, wurde Machiavelli durch Lorenz von Medicis 1512 aller seiner Würden entsetzt und später der Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Kardinal Johann von Medicis beschuldigt, daher eingekerkert und auf die Tortur gebracht, was er standhaft ertrug. Als Letzterer römischer Papst geworden war, erhielt er die Freiheit wieder, gewann durch Widmung seiner Schrift: »il Principe" an Lorenz von Medicis dessen Gnade, und wurde selbst vom Kardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt. Allein der Umstand, daß mehre reiche Jünglinge von Florenz mit Machiavelli umgingen, seine Gespräche und Vorlesungen in großer Anzahl hörten, erregte den Verdacht der Mediceer abermals, die ihn daher von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernten und ihn der Dürftigkeit preisgaben. Erst nachdem Julius als Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, wurde Machiavelli wieder aus dem stillen Privatleben hervorgezogen, ihm ein Antheil oder doch ein Gutachten an den Staatsangelegenheiten eingeräumt und er namentlich dazu gebraucht, bei den päpstlichen und florentinischen Truppen, welche gegen Karl V. zu Felde zogen, das Interesse des römischen Stuhles in Obacht zu nehmen. Bewies dieses ein großes Zutrauen der, den Florentinern verhaßten Mediceer, so fanden Jene darin einen Grund, Machiavelli zu hassen, der daher auch, als die Macht der Mediceer schwächer wurde, verkannt und geschmäht den 22. Juni 1527 in Florenz seine Tage beschloß. Aber sein Patriotismus, wie seine Gewandtheit in Staatsgeschäften, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit und seine Beobachtungsgabe, seine vielumfassende Menschenkenntniß und Welterfahrung, sein Geschmack, Kunstsinn und Drang nach Wahrheit, die sich in allen seinen Schriften aussprechen, sichern ihm die Achtung der neueren Zeit und ein unvergängliches Andenken. Während Friedrich II. Machiavelli's »Arte della guerra" selbst benutzte, erklärte er in seinem »Antimacchiavell" dessen „Principe" für eines der gefährlichsten Bücher, die jemals geschrieben worden. Allein wenn auch diese Schrift eine, an keine Gesetze der Moral gebundene Staatskunst predigt, so muß man doch erwägen, zu welcher und für welche Zeit Machiavelli sein Buch schrieb; wie denn in dieser Hinsicht selbst Herder sein Vertheidiger geworden ist. Andere Schriften Machiavelli's beweisen, daß das in seinem „Principe" Gesagte Sprache der politischen Nothwendigkeit, nicht des Gefühls und der Ueberzeugung war. Sein vorzüglichstes Werk ist die

florentinische Geschichte, worin er ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerke aufgestellt hat. Machiavelli schrieb auch zwei Lustspile, beide in Prosa: »Clytia,“ eine treffliche, durch feinen Dialog ausgezeichnete Nachahmung der Casa des Plautus, und „la Mandragola“ (das Alräunchen), eine in ihrer Art einzig dastehende Arbeit.



Benjamin West.

Geboren 1738. Gestorben 1820.

Unter den nicht zahlreichen bedeutenden Malern, welche England besessen hat, nimmt West einen der ersten Plätze ein. Er wurde in der Nähe von Springfield in der pennsylvanischen Grafschaft Chester von quäkerischen Eltern geboren, und es ist bewundernswürdig, wie in einer Gemeinde, die meist mit Ackerbau sich beschäftigt zu haben scheint, die durch ihre Lage von allen feinen Genüssen des geselligen Lebens abgeschnitten war, und überdies als einen ihrer Grundsätze annahm, daß alle Lebensbeschäftigungen, die nicht eine unmittelbare Beziehung auf Nutzen, auf Befriedigung menschlicher Bedürfnisse haben, nicht nur unnütz, sondern selbst sündhaft sind, ein Künstler erstehen konnte, der blos durch eigene Geistesanlagen zu einer seltenen Höhe sich erhob. Das inwohnende Talent trieb ihn, noch ehe er irgend ein Kunstwerk gesehen hatte, von früher Jugend an zu Versuchen im Zeichnen und Malen, und er war auf diese Weise in seiner Selbstbildung schon weit vorgeschritten, als ihm in seinem sechzehnten Jahre der Unterricht des Dr. Smiths, Vorstehers des Kollegiums zu Philadelphia, zu Theil wurde. Sein Wunsch, Italien zu besuchen, ging 1760 in Erfüllung, wo er in Rom eintraf und bei dem Kardinal Albani und dem gefeierten Mengs eingeführt wurde. Von hier aus besuchte er mehre Städte Italiens, reisete über Parma durch Savoyen nach Paris, wo er einige Zeit blieb, und kam im Jahre 1763 nach England. Hier wurde er mit vielen einflußreichen Personen, wie mit Dr. Markham, nachmaligem Erzbischofe von York, Dr. Johnson, Bischof von Worcester, und

mit dem berühmten Maler Reynolds bekannt. Sein Gönner, der Erzbischof von York, stellte ihn dem Könige Georg III. vor, dessen fortdauernder Huld er sich von dieser Zeit an zu erfreuen hatte. Nach Reynolds Tode 1791 wurde West zum Präsidenten der königlichen Akademie ernannt, und hielt hier verschiedene Vorlesungen über Gegenstände der Kunst. Nachdem er sich von diesem Posten zurückgezogen, nahm er thätigen Antheil an der Stiftung der, 1805 unter des Königs Schutze gegründeten British Institution, welche für die Beförderung der Kunst in England so wohlthätig ward, da sie durch ihre Ausstellungen ausgezeichneten Kunstwerken einen Markt eröffnete. Durch Beförderung dieser Anstalt und der Kunstakademie hat West noch mehr, als durch eigene Trefflichkeit, wohlthätigen Einfluß auf die Kunst in England gehabt. Er hatte vom Könige den Auftrag bekommen, die neu zu erbauende Windsorkapelle mit Gemälden zu verzieren; allein als der König im Jahre 1801 von seinem bekannten Kopfübel befallen wurde, erging an ihn der Befehl, mit Verfertigung der Gemälde für die Kapelle innezuhalten, und als der König 1810, in Folge dieses Uebels, ganz von der Regierung abtrat, hörte auch der Gehalt auf, den West jährlich für diese Arbeit ausgezahlt bekommen hatte. Von dieser Zeit an malte er bis zu seinem, am 11. März 1820 zu London erfolgten Tode, für Privatpersonen, und hatte in seinem schon vorgerückten Alter die Freude, daß seine Arbeiten fortwährend mit dem früheren Beifalle aufgenommen wurden; obschon seine späteren Werke weit unter den Erzeugnissen seines kräftigen Mannesalters stehen und wohl mehr durch ihre ungewöhnlichen Maßverhältnisse, als durch inneren Werth, gefielen. Die Anzahl der von West gelieferten Gemälde ist außerordentlich groß; sie beziehen sich theils auf Gegenstände der Geschichte, theils sind es Darstellungen aus dem Gebiete der Religion. Als seine gelungensten Gemälde können gewissermaßen diejenigen betrachtet werden, welche Scenen aus der neueren Geschichte darstellen, wie z. B. „der Tod des Generals Wolf vor Quebeck;“ er war in England der Erste, welcher in dieser Beziehung seine Helden im Kostüme der neueren Zeit abzubilden wagte. Daß sein Styl zwischen denen des Michel Angelo und des Rafael mitten inne stehe, ist jedenfalls eine zu starke Behauptung seiner Landsleute. Es fehlte ihm an jener ausgezeichneten Geisteskraft und jenem kühnen Schöpfergeiste, die den großen Künstler bilden. Er kannte die Regeln, und seine Komposition und Gruppirung ist immer wissenschaftlich; seine Figuren voll Würde und Adel, dagegen oft an Ausdruck und Leben darbend, eine Folge seiner allzu strengen Nachahmung

der Antike. Seine Zeichnung hat das Verdienst der Richtigkeit, und sein Kolorit — das in früheren Werken nicht harmonisch sich zeigt und gehöriges Studium vermissen läßt — ist in späteren ohne Tadel. Doch überrascht er nie durch Originalität des Gedankens, durch kräftiges Gefühl, und es fehlt ihm jene Kraft des Charakters und Ausdrucks, die einem Werke das Gepräge des Genie's verleiht. Sein „Paulus auf der Insel Melite, die Natter von der Hand schüttelnd," in der Kapelle des Hospitals zu Greenwich, ist ein Bild, das hinsichtlich der Erfindung, Gruppirung, Anordnung der Theile und Vertheilung des Helldunkels, zu den vorzüglichsten Werken der englischen Schule gehört.

James Watt.

Geboren 1736. Gestorben 1819.

Der berühmte Verbesserer der Dampfmaschinen, durch welchen diese geworden, was sie jetzt sind, kam zu Greenock in Schottland, wo sein Vater als Kaufmann lebte, den 19. Juni 1736 zur Welt. Von früher Jugend an zeigte er Talent und Neigung zu dem praktischen Theile der Mechanik, und in seinem achtzehnten Jahre ging er nach London zu einem Verfertiger mathematischer Instrumente in die Lehre, kehrte aber schon nach einem Jahre wegen schwächlicher Gesundheit in seine Heimat zurück. Bald darauf (1757) wurde er als Instrumentenmacher an der Universität Glasgow angestellt, und schloß mit Dr. Black und John Robison, einem nachmals ausgezeichneten Mathematiker und Naturphilosophen, einen dauernden Freundschaftsbund. Im Winter 1763 bis 1764 machte er den Anfang mit jenen Erfindungen, welche seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben, begann seine Verbesserung der Dampfmaschine und nahm ein Patent darauf. Da indeß Watt zu wirklicher Anwendung seiner Erfindung nicht die nöthigen Mittel besaß, so verband er sich mit Dr. Roebuck, dem Gründer der berühmten Eisenwerke von Carron, dessen Vermögen jedoch ebenfalls zur Ausführung des Unternehmens nicht ausreichte, und Watt war daher schon nahe daran, seinen Plan aufzugeben, als der große Manufak-

turist Boulton, Besitzer der Sohoer Werke bei Birmingham, zufällig von der neuen Erfindung sprechen hörte und sogleich die Wichtigkeit derselben einsah. Dieser zahlte Roebuck den geleisteten Vorschuß aus, ersetzte ihm den gehabten Verlust, lud Watt, welcher sich unterdessen als Baumeister mit dem Entwurfe zu mehren Kanälen und ähnlichen Arbeiten beschäftigt hatte, 1774 zu sich nach Birmingham ein, und Beide verfertigten nun zu Soho ihre erste Dampfmaschine. Das Parlament, von der nationalen Wichtigkeit der Erfindung Watt's überzeugt, verlängerte 1775 dessen Patent auf fünfundzwanzig Jahre. Die Zweckmäßigkeit jener Maschine bei ihrer Anwendung in den Bergwerken in Cornwallis zeigte sich sogleich, und Watt erhielt jährlich ein Drittheil von dem Betrage des durch die Einrichtung der Maschine ersparten Kohlenbedarfs. Da jedoch die verbesserten Maschinen nur zur Hebung des Wassers benutzt werden konnten, so dehnte Watt 1780 ihre Anwendung durch eine neue Verbesserung auch auf die Herstellung von Dampfschiffen, Spinn- und Webemaschinen, von Mühlen und Dampfwagen dadurch aus, daß er die eine wechselnde Bewegung, wie bei Wasserleitungen, in eine drehende umzuwandeln verstand. Kaum hatte er jedoch ein Modell von seiner neuen Erfindung vollendet, so wurde ihm dasselbe durch einen gewissen Rückards gestohlen, welcher nun in Birmingham eine durch Dämpfe getriebene Mahlmühle erbaute und ein Patent darauf zu erlangen wußte, so daß sich Watt genöthigt sah, eine andere Erfindung zu suchen. Er brachte dieselbe durch die sogenannte Sonnen- und Planetenbewegung zu Stande, als deren Vorbild er das gewöhnliche Spinnrad annahm, und verbesserte bald darauf die Bewegungen des Stämpels, die er in senkrechter Richtung geschehen ließ, obgleich das Ende des Hebels sich in einem Kreise bewegte. Hierdurch wurde nicht allein die Sicherheit in den Bewegungen der Maschine vermehrt, und die Kosten des Anbaues verringert, sondern auch ein Drittheil des Kohlenbedarfs erspart und die Maschine auf einen kleineren Raum eingeschränkt. Außerdem erfand Watt 1779 eine Maschine zum Kopiren der Briefe, welche seitdem allgemein eingeführt worden ist. In seinem höheren Alter übergab er die Manufaktur seinem Sohne, der sie von jetzt an mit dem jungen Boulton in Gemeinschaft betrieb. Watt starb am 25. August 1819 auf seinem Landhause Heathfield bei Birmingham. Zur Anerkennung seiner Verdienste um die Mechanik war er, nach Bekanntwerdung seiner Erfindungen, zum Mitgliede der beiden königlichen Gesellschaften von London und Edinburgh, wie auch der französischen Akademie, ernannt worden. Seine Bildsäule, von

Francis Chandler ausgeführt, wurde im Jahre 1827 zu Birmingham aufgestellt; ein anderes Denkmal, von Chantry verfertigt, befindet sich in Hondsworth, und ein prachtvolles Standbild wurde ihm 1838 in seinem Geburtsorte errichtet. — Im Umgange war Watt sehr liebenswürdig. Niemand konnte geselligeren Geistes, entfernter von Anmaßung und Hochmuth, zuvorkommender und duldsamer gegen Alle, die mit ihm in Berührung kamen, seyn, als er. Seine Unterhaltung, obgleich überaus belehrend, nahm doch nie die Miene an, belehren zu wollen; sie war vielmehr ergötzlich und anspruchlos, und vereinigte den Reiz des Traulichen mit dem geistvollsten Gehalte. Seine Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit entwaffneten selbst den Neid, den sein Glück hätte erzeugen können, und er starb, ohne einen Feind zu hinterlassen.



Suwarow.

Geboren 1729. Gestorben 1800.

Peter Alexei Wasiliowitsch Suwarow wurde den 25. November 1729 (nach Anderen 1730) in Suskoi, einem Dorfe der Ukraine, aus einer ursprünglich schwedischen, aber seit hundert Jahren in Rußland ansässigen Familie geboren, deren meiste Glieder sich dem Militärstande gewidmet hatten. Sein Vater, der als Infanteriegeneral und Senator starb, ließ seinem Sohne die erste Erziehung in der Kadetenschule zu St. Petersburg geben, wo Derselbe sich in fremden Sprachen, desgleichen in Mathematik und Geschichte ausgezeichnete Kenntnisse erwarb, und ihn schon als dreizehnjährigen Knaben in die Listen des Garde-Grenadierregiments Semonow eintragen, in welchem er nach fünf Jahren zum Korporal, nach zwölf Jahren zum Lieutenant vorrückte, bald nachher aber in ein Feldregiment versetzt wurde. Bald nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges betrat Suwarow seine Heldenlaufbahn, focht in der Schlacht bei Zorndorf (1758) mit außerordentlicher Bravour, wohnte im folgenden Jahre der Schlacht bei Kunnersdorf als Hauptmann bei, wurde 1760 zum Major befördert, nahm 1761 Theil an der Erstürmung von Schweidnitz durch Loudon, kämpfte unter Romanzow vor Kolberg und erstürmte, obgleich durch Wun-

LXIX



den entkräftet, an der Spitze seines Bataillons eine Hauptschanze, wobei er abermals verwundet wurde. Zur Belohnung für diese Heldenthat wurde er zum Oberstlieutenant und Platzmajor in Königsberg ernannt und reisete, nach dem Frieden (1763) mit Empfehlungsbriefen zur Kaiserin Katharina II. nach Petersburg, um von ihr das eigenhändig geschriebene Oberstenpatent zu empfangen, und an ihrem Hofe durch kecken Witz nach Hofnarrenweise Wahrheit oder Unrecht zur Sprache zu bringen, wodurch er manches Gute stiftete. Im Jahre 1768 führte er einen Theil des russischen Heeres nach Polen, nahm Theil an der Erstürmung von Krakau, überfiel den Grafen Oginsky bei Slonim, schlug den Fürsten Sapieha, und brachte durch bewunderswürdige Ausdauer auch das in die Hände der Insurgenten gefallene feste Schloß zu Krakau wieder in seine Gewalt. Die Kaiserin ernannte ihn dafür zum Generalmajor und ertheilte ihm den Alexander-Newski-Orden. Im Jahre 1773 ging er an der Spitze eines gegen die Türken gesendeten Armeekorps über die Donau, lagerte sich unter den Mauern von Silistria, und schlug, nach seiner Vereinigung mit Kamenskoi, den Reis-Effendi bei Kasladschi. Nach dem Frieden mit der Pforte dämpfte er den Aufruhr des Kosakenanführers Pugatscheff, unterwarf 1783 die Tataren von Kuban und Budziak, und zwang sie, seiner Monarchin den Eid der Treue zu leisten. Diese beschenkte ihn dafür mit ihrem Bildnisse, ertheilte ihm den Wladimirorden und ernannte ihn zum General der Infanterie und Gouverneur jener Provinzen. Bei dem 1787 ausgebrochenen neuen Kriege gegen die Pforte vertheidigte Suwarow die bedrohte Krimm, wurde in der Schlacht bei Kinburn bei einem Angriffe mit der Reiterei durch den Unterleib geschossen, raffte sich aber doch wieder auf, ordnete seine wankenden Schaaren, erhielt einen Kartätschenschuß in den linken Arm, verließ aber dennoch den Kampfplatz nicht eher, als bis der Sieg errungen war. Nach manchen anderen Waffenthaten erfocht er am 1. August 1789 in Verbindung mit dem, die Oesterreicher befehligenden Prinzen von Sachsen-Koburg bei Fokschani einen vollständigen Sieg über den Seraskier Mohammed Pascha, so wie er am 22. September jenes Jahres mit denselben tapferen Verbündeten bei Martinestie am Rimnikflusse das große türkische Heer schlug. Während Suwarow für diesen Sieg von dem Kaiser Joseph II. in den deutschen Grafenstand erhoben wurde, machte ihn seine Monarchin ebenfalls zum russischen Grafen und legte ihm den Namen Rimnikský bei. Am 22. Dezember 1790 erstürmte er die von seinem Vorgänger im Kommando ohne allen Erfolg belagerte Festung Ismail mit beispielloser

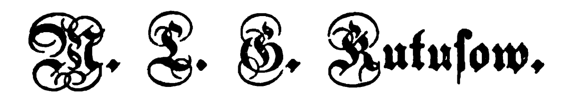
Kühnheit; vierundzwanzigtausend Türken wurden in dem wüthenden Kampfe niedergehauen, und Suwarow schrieb seiner Kaiserin: »Ehre Gott und Ehre Euch! Ismail ist gewonnen, und Suwarow drin.« Bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Polen (1794) erhielt er den Oberbefehl über die gegen sie marschirenden Truppen, schlug am 17. September den General Sierakowsky bei Krupecice, vernichtete zwei Tage später den verstärkten Rest dieses Korps bei Brcszc-Litowski, erstürmte am 4. November unter Strömen Blutes das verschanzte Lager bei Praga, und beendigte hierdurch den Krieg. Der Wuth seiner Truppen, welche gegen zehntausend gefangene Polen über die Klinge springen ließen, konnte oder wollte er nicht wehren, behandelte aber im Uebrigen die unterworfenen Polen mit großer Leutseligkeit. Sein Siegesbericht an die Kaiserin enthielt nur die drei Worte: „Hurrah! Praga! Suwarow!“ und die Monarchin ernannte ihn in einer eben so lakonischen Antwort zum Feldmarschall. Nach dem Frieden zog Suwarow sich auf sein Landgut Kankschansk im Gouvernement Nowgorod zurück, lebte hier ein stilles, patriarchalisches Leben und beförderte mit edlem Eifer das Glück seiner Unterthanen. Im Jahre 1799 befehligte er, durch den Sturm der Zeit aus seiner ländlichen Ruhe herausgerissen, die in Italien kämpfenden russischen Truppen, und war zugleich Feldmarschall und Oberbefehlshaber über die dortigen österreichischen Truppen. Der siebzigjährige Feldherr schlug, alle Strapazen des Feldzuges theilend, die Franzosen bei Piacenza, Novi u. s. w., nahm in fünf Monaten alle von ihnen besetzt gewesenen Städte und Festungen Oberitaliens und Piemonts und vertrieb den Feind aus diesen Ländern. Von seinem Kaiser wurde er dafür zum Fürsten Italinsky, von dem Könige Karl Emanuel zum Prinzen von Sardinien, Granden des Reichs, so wie zum Großfeldmarschall der piemontesischen Armee ernannt und durch die Großkreuze der sardinischen Orden ausgezeichnet. In Folge seiner Siege ging Suwarow unter ungeheueren Anstrengungen und Beschwerden mit seinem Heere über die Alpen nach der Schweiz, mußte aber, als Massena den Fürsten Korsakoff bei Zürich geschlagen hatte, sich zurückziehen, und vereinte, nach einem äußerst mühevollen Marsche über steile Berge, bei Mutten seine Macht mit dem Heere Korsakoff's. Darauf bezog er in Böhmen Winterquartiere, von wo ihn der Kaiser Paul, der inzwischen seine Politik geändert hatte, zurückrief. Schon wurde an den Zurüstungen zu dem Triumphzuge, welchen der Kaiser Paul seinem siegreichen Feldherrn in St. Petersburg zugedacht hatte, gearbeitet, als mehre Generale, eifersüchtig auf den Ruhm des greisen

Helden, Denselben anklagten, daß er während des Krieges die Befehle des Kaisers nicht befolgt habe. Der Monarch hatte nämlich befohlen, daß der Generalissimus täglich einen der Generale zum général du jour ernennen sollte, um ihnen Allen auf diese Weise Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Suwarow hatte aber diesen Befehl nicht gehörig beachtet, sondern den Fürsten Bagration, in welchen er vorzügliches Vertrauen setzte, beständig als général du jour (Chef des Generalstabes) beibehalten. Dieserhalb zog er sich die Ungnade des Kaisers zu, und der Triumphzug fand nicht Statt. Krank traf der alte Held in Petersburg ein, und stieg — statt im kaiserlichen Winterpalaste, wie vorher beschlossen worden war — ohne Aufsehen bei seinen Verwandten ab. Der Kummer über die Ungnade seines Fürsten verschlimmerte sein Leiden, und er starb trauernd und lebensmüde den 18. Mai 1800. Der Kaiser Paul ließ ihn zwar feierlich beerdigen; doch seine kolossale Statue ließ erst Kaiser Alexander im kaiserlichen Garten zu Petersburg aufstellen.

Suwarow war hager von Gestalt und in seiner Jugend kränklich, hatte aber seinen Körper durch kaltes Baden, durch einfache und thätige Lebensweise dergestalt abgehärtet, daß er mit Leichtigkeit die größten Anstrengungen und Beschwerden ertrug, und daher auch von seinen Untergebenen die angestrengteste Thätigkeit forderte. Die Originalität seines Wesens streifte oft an das Bizarre; doch hatte es immer einen naiven und heiteren Ausdruck. Er schlief gewöhnlich auf Heu, und hatte nur Einen Ordonnanzsoldaten zum Bedienten; er hielt kein eigenes Reitpferd, sondern bestieg den ersten besten Kosakengaul. Seine Kleidung bestand in der Uniform seines Regiments und einem Schafpelze; oft trug er eine gewöhnliche Soldatenjacke, öfters noch ging er im Sommer im bloßen Hemde einher, und selbst im Getümmel der Schlacht sah man ihn häufig im bloßen Hemde reiten und Befehle geben. Tapfer und verwegen, streng im Dienste, aber auch herzlich und herablassend gegen die gemeinen Soldaten und väterlich für ihr Wohl besorgt, war er ihr Abgott. Von den Offizieren wurde er jedoch weniger geliebt, indem er allen Luxus aus den Lagern verbannte. Weil er ein leicht aufbrausendes Temperament hatte und dann zuweilen harte Worte hören ließ, oder auch seine Umgebung schlug, machte er allen seinen Adjutanten zur Pflicht, in solchen Momenten zu ihm zu sagen: „der Feldmarschall Suwarow hat befohlen, daß man sich nicht vom Zorne hinreißen lassen solle,“ und er pflegte dann gewöhnlich zu antworten: „wenn der Feldmarschall das befohlen hat, muß Suwarow gehorchen.“ Als Feld-

herr vereinigte er alle großen Eigenschaften in sich. Bewundernswürdig war sein taktischer Ueberblick; er verstand es musterhaft, die Zeit zu berechnen, welche der Feind zur Beendigung seiner Angriffs- oder Vertheidigungsmaßregeln brauchte, und kam ihm deshalb immer mit dem Angriffe zuvor; hierin und in dem Wörtchen Stupai (vorwärts), dem er einen besonderen Nachdruck zu geben wußte, bestand das Geheimniß seiner Siege, welche die Zeitgenossen in Erstaunen setzten. Entschieden in Worten und Thaten, war er ein geschworener Feind aller Zweideutigkeiten, halben Maßregeln und gelehrten Ausflüchte. Er hatte den Grundsatz, daß Alles möglich seyn und gelingen müsse, wenn man es nur recht anfange. Obgleich vielseitig gebildet, mit der älteren und neuesten Geschichte vertraut, hegte er doch eine große Abneigung gegen schriftliche Arbeiten, und war im Ausdrucke sehr unbehilflich. Seine Angriffsdispositionen waren in wenigen aphoristischen Sätzen, oft nur in einzelnen Worten abgefaßt, wie z. B.: »Schnelligkeit, Nachdruck; blanke Waffen, damit schlägt man den Feind;" bisweilen faßte er seine Befehle sogar in Knittelversen ab. Von Rückzügen wollte sein ungeduldiger Geist Nichts wissen; er meinte, wenn man zurückgehen wolle, könne man sich das Blutvergießen ersparen; das führe zu Nichts, und entmuthige die Truppen. Subordination und Disciplin handhabte er mit großer Strenge; denn er erblickte darin das wirksamste Mittel zum Siege; doch konnte ihn Nichts mehr erfreuen, als wenn er Niemand wegen solcher Vergehungen zu bestrafen hatte. Die Kriegsbeute überließ er stets den Soldaten, und seine Uneigennützigkeit war gewiß ein seltener Charakterzug; er machte aber auch keinen Aufwand, und wurde deshalb für geizig gehalten. Gegen Spott und Schimpf seiner Gegner war er gleichgiltig und ließ dergleichen Schmähungen oft durch den Druck verbreiten. Schmeicheleien aber konnte er durchaus nicht leiden; selbst die verdientesten Lobeserhebungen hörte er ungern an, pflegte dann die Ohren zuzuhalten, im Zimmer herumzuspringen oder davonzulaufen. In mancher Beziehung war er ein räthselhafter Mensch; in seinem Arbeitszimmer erkannte man in ihm sogleich den Mann von Verstand, Besonnenheit und gründlichem Wissen, das sich selbst auf die schönen Künste erstreckte; sobald er aber die Schwelle desselben verließ, machte er Possen und tolle Streiche. Sein größtes Vergnügen bestand darin, Offiziere und Soldaten durch seltsame Fragen in Verlegenheit zu setzen, denn Jedermann hütete sich vor der Antwort: „das weiß ich nicht." Er haßte Nichts so sehr, als blinde Zerstörung und zwecklose Grausamkeit, und obschon er in seinen Schlachten das Blut

in Strömen fließen ließ, so unterzeichnete er doch nie ein Todesurtheil, tödtete nie ein Insekt mit eigener Hand und konnte sich stundenlang an den unschuldigen Spielen kleiner Kinder ergötzen.



M. L. G. Kutusow.

Geboren 1745. Gestorben 1813.

Michaila Larionowitsch Golenitschef Kutusow stammte aus einer altadeligen Familie, und erhielt seine Erziehung in Straßburg. Kaum vierzehn Jahre alt, trat er als Artilleriekorporal in die Dienste seines russischen Vaterlands, und schon zwei Jahre später war er Lieutenant in dem von Suwarow kommandirten Regimente. In den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, wo ihn 1762 der Fürst von Holstein-Beck zum Adjutanten wählte und er bald darauf das Patent als Hauptmann erhielt, fand er bereits einige Gelegenheit, sich auszuzeichnen, mehr aber noch in den Feldzügen gegen die Polen von 1764 bis 1769, und später gegen die Türken, wo er in mehren Gefechten seine Bravour bewährte und dafür am Schlusse des Feldzuges mit dem Majorsgrade belohnt wurde. Nach Erstürmung der türkischen Postirungen jenseits der Donau wurde er 1771 zum Oberstlieutenant, im folgenden Jahre zum Obersten, 1773 zum Brigadier ernannt. Er wohnte nun unter Romanzow und Potemkin, zwischen denen er, bei ihrer gegenseitigen Eifersucht, eine sehr politische Stellung behauptete, den weiteren Operationen gegen die Türken, 1788 der Belagerung von Oczakow bei, wurde bei dieser Gelegenheit schwer verwundet, erschien aber, kaum hergestellt, wieder auf dem Kampfplatze, focht ruhmvoll bei Fokschan und vor Ismail, stieg 1791 zum Generallieutenant und hatte den größten Antheil an dem Siege von Matschin, der den Feldzug beschloß. Nach dem Frieden ward er Gouverneur von der Ukraine, dann aber, wegen seiner diplomatischen Gewandtheit, als Gesandter nach Konstantinopel geschickt, erhielt er, nach seiner Rückkehr, unter Suwarow ein Kommando in Polen, nahm Theil an der Erstürmung von Praga, befehligte hierauf die erste Division der ukrainischen Armee, bekam nach Beendigung des Feld-

zuges das Generalkommando von Finnland, und ward später Generalgouverneur von Lithauen. In Wilna, wo er mit einiger, durch eine Sendung an den preußischen Hof herbeigeführten Unterbrechung, mehre Jahre verlebte, beschäftigte er sich anhaltend mit den Wissenschaften, besonders mit der Mathematik, und erwarb sich durch zugleich würdevolles und herablassendes Benehmen die Liebe der Soldaten wie der Bürger. Nach der Thronbesteigung Alexander's ward er 1801 Generalgouverneur von Petersburg, und bei dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich im Jahre 1805 übernahm er den Oberbefehl über das erste, vierzigtausend Mann starke Armeekorps, das sich mit den Oesterreichern vereinigen sollte. Zwar traf er, trotz angestrengter Märsche, erst nach der Kapitulation von Ulm am Inn ein, hielt aber doch, durch ein österreichisches Korps verstärkt, die französische Armee eine Zeitlang auf, und schlug, nach seinem in Ordnung vollbrachten Rückzuge über die Donau, den Marschall Mortier bei Dürnstein. In der darauf folgenden Schlacht von Austerlitz führte er unter dem Kaiser Alexander den Oberbefehl über die verbündete Armee. Zwar vermochte er diesmal nicht den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, verhinderte aber durch geordneten Rückzug die völlige Vernichtung des Heeres. 1808 erhielt er das Kommando der Moldauarmee, und 1809 abermals das Generalgouvernement von Lithauen. 1811 sendete ihn der Kaiser in die Türkei, um den Kampf an der Donau schnell zu beendigen, da man den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich voraussah. Im Anfange war er nicht glücklich, und sah sich sogar genöthigt, nach dem Treffen bei Rustschuk (4. Juli 1811) ganz auf das linke Donauufer zurückzugehen. Doch hier gelang es ihm, das fünfundzwanzigtausend Mann starke Heer des Großwesirs einzuschließen und am 26. November zur Kapitulation zu zwingen. Der Grafentitel belohnte den General Kutusow für diesen Sieg, der Rang eines Fürsten für den Abschluß des Bukarester Friedens (16. Mai 1812). Hochgefeiert kehrte der achtundsechzigjährige Krieger nach Rußland zurück, aber nicht zur ersehnten Ruhe, sondern nur um Feind und Kampfplatz zu wechseln; denn der Wille seines Kaisers berief ihn an Barclay de Tolly's Stelle zum Oberbefehle der gegen Napoleon in's Feld gerückten Armee, welche nach einer allgemeinen rückgängigen Bewegung eine feste Stellung bei Zarewo-Szalomitzi genommen hatte. Kaum im Hauptquartiere (29. August 1812) angekommen, setzte Kutusow, welcher einsah, daß man schlagen müsse, das Heer in Bewegung, lieferte am 7. September die Schlacht an der Moskwa, zwar nicht siegreich, aber doch ehrenvoll für die

russischen Waffen, und zog sich hierauf hinter Moskau zurück, überzeugt, daß man, um das Reich zu retten, nicht die Armee auf das Spiel setzen, wohl aber die Hauptstadt preisgeben dürfe, und daher an seinen Kaiser berichtend: »noch lebe das Heer und sein Muth; der Verlust von Moskau sey nicht der Verlust des Vaterlands, mithin zu ersetzen.“ Die Richtigkeit seiner Berechnung zeigte sich; Napoleon mußte Moskau verlassen. Aber auch jetzt noch war Kutusow vorsichtig genug, die errungenen Vortheile nur langsam zu verfolgen, und blos dann verfuhr er angriffsweise, wenn der Sieg sicher war, wie bei Smolensk am 18. und 19. November. Zum Gedächtnisse dieses Sieges wurde dem Fürstentitel Kutusow's der Name Smolenskoy angehängt. Langsam folgte der Fürst den geschlagenen Franzosen nach der Berezina. Er kannte ihren aufgelöseten Zustand nicht, und hoffte, daß der Admiral Tschitschagow ihnen den Uebergang unmöglich machen werde. Die Angabe einiger Schriftsteller, als habe Kutusow dem genannten Admiral den Triumph nicht gönnen wollen, die französische Armee ganz zu vernichten, und ihm deshalb einen falschen Uebergangspunkt der Franzosen angegeben, bedarf keiner Widerlegung. In Wilna empfing er persönlich von seinem Kaiser das Großkreuz des Georgenordens. Die Scheidestunde des greisen Feldherrn schlug. Nachdem er noch in einer Proklamation von Kalisch aus ganz Europa gegen die Franzosen aufgerufen hatte, starb er, allgemein betrauert, zu Bunzlau in Schlesien den 28. April 1813. — Kutusow war ein Krieger aus der Schule Suwarow's und Romanzow's, in seiner Art Krieg zu führen mehr dem Letzteren, in seiner Art zu leben und auf die Soldaten einzuwirken dem Ersteren ähnlich. Man macht ihm seine Bedächtigkeit zum Vorwurf; da er jedoch mit derselben so große Erfolge bewirkte, so mag er wohl die Ueberzeugung gehabt haben, daß sie für das Heer, welches er führte, für das Land, in welchem er kriegte, und für die Jahreszeit, in welcher er stritt, die passendste sey. Kaiser Alexander ehrte Kutusow's Andenken dadurch, daß er nicht nur ihm zu St. Petersburg vor der Isaakskirche ein ehernes Standbild setzen ließ, sondern auch seiner Witwe und, nach deren Ableben, seinen Töchtern eine jährliche Pension von sechsundachtzigtausend Rubel ertheilte.

Nikolaus Freiherr von Jacquin.

Geboren 1727. Gestorben 1817.

Dieser ausgezeichnete Naturforscher, am 16. Februar 1727 zu Leyden geboren, schien durch seine Herkunft nicht bestimmt, andere als materielle Schätze zu erwerben und zu verbreiten. Sein Vater, Besitzer eines großen Tuch- und Sammtgewerbes in jener holländischen Stadt, bestimmte ihn zur Fortführung eines Geschäftes, das ihm einen so wohlhäbigen Zustand bereitet hatte. Glücklicherweise hinderte ihn diese Bestimmung nicht, die Schule zu Antwerpen zu besuchen, wo er mit der dem Holländer eigenen Vorliebe für die Literatur der Alten seine Bildung begründete. Ein plötzlicher Schlag des Schicksals vernichtete die Hoffnungen des Vaters und unterbrach die Studien des Sohnes. Der größte Theil des väterlichen Vermögens ging zu Grunde; der Vater überlebte den Verlust nicht lange, — und der Jüngling, mit seinen Träumen schönerer Zeiten und Zustände, stand, früh verwaiset und entwaffnet, der kalten, rauhen Wirklichkeit gegenüber. Das Studium, das ihm sein Leben nur schmücken sollte, mußte es jetzt erhalten. Lange rang sich der jugendliche Geist an diesem Zwiespalt wund, und sein später so oft geäußerter Abscheu vor dem Zwang des Schulpedantismus würde seine keimende Kraft vielleicht erstickt haben, wenn nicht ein glücklicher Augenblick über sein Leben entschieden hätte. Es war an einem schönen Sommermorgen des Jahres 1746, als der junge Jacquin am Arme seines Freundes Gronov, eines enthusiastischen Schüler's Linnée's, im Schulgarten zu Leyden lustwandelte. Hier hatte eben der Costus speciosus zum ersten Male die ganze Pracht seines Blütenkelches entfaltet. Gronov stand bei der Blume still, zergliederte an ihr alle Einzelheiten seiner Lieblingswissenschaft, — und der Funke in der Seele seines Freundes war entzündet. Eine Leidenschaft für die tiefere Erkenntniß der Natur, besonders des Pflanzenreichs, bemächtigte sich Jacquin's, begründete seinen Ruhm, und erlosch nur mit seinem Leben. Von jenem Augenblicke an widmete er sich ganz diesen Studien, und machte, wie er sagte, mehr durch den

Unterricht seines Gronov und des Schulgärtners, als durch den des Professors, Riesenfortschritte darin. Allein — ein sogenanntes Brotstudium mußte gewählt werden. Die Botanik gehörte dem ärztlichen an, und Jacquin ergriff es. Dabei ist es aber ein eigenthümlicher und dem Gewöhnlichen gerade entgegengesetzter Zug, daß er eine unüberwindliche Scheu vor innerlichen Krankheiten hatte, und sich deshalb der Chirurgie zuwandte. Er ward wundärztlicher Gehilfe in Paris. Doch stand ihm eine andere Laufbahn bevor. Der berühmte van Swieten, seines väterlichen Hauses alter Freund, in Wien an Maria Theresia's Throne für Wissenschaft und Menschheit thätig, berief den strebsamen jungen Mann von Paris nach Wien, um an der neu begründeten Anstalt für Heilkunde sich zu den höheren Zwecken auszubilden, die er ihm in seinem Innern zugewiesen hatte. Pflanzen sammelnd, meist zu Fuße, nach manchen Umwegen, war Jacquin im Jahre 1752 in Wien angelangt. Hier im Garten zu Schönbrunn sah ihn der Kaiser (Franz I.), erfreute sich seines Enthusiasmus für die Botanik, — und, als er den Entschluß faßte, Westindiens Naturerzeugnisse für die kaiserlichen Sammlungen und durch sie für die Wissenschaft zu benützen, trug er Jacquin die Reise dahin und die ganze Leitung dieser Unternehmung auf, die für alle Zweige der Naturgeschichte und für den Ruhm des Monarchen wie des Gelehrten so schöne Früchte trug. Im Juni 1755 langte Jacquin auf den amerikanischen Inseln an; vier Jahre verweilte er in diesem Welttheile; siebenzig Kisten mit Zoophyten, Fossilien, Pflanzen und Kunsterzeugnissen der alten Karaiben sandte er nach Wien, wo sie zum Theile noch jetzt die kaiserlichen Sammlungen zieren. Er selbst aber brachte, als Hauptresultat seiner Anstrengungen, sein botanisches Meisterwerk: „Die Pflanzen Amerika's," mit zurück, das er dem Kaiser widmete. Fünfzig neue Pflanzengattungen hatte er entdeckt, die früher bekannten vielfach berichtigt, und so in diesem Werke der Natur und sich selbst ein unsterbliches Denkmal errichtet. Aber auch Oesterreich ward dem Zurückgekehrten eine neue Welt für sein Lieblingsstreben. Die Flora des Landes wurde von ihm ausgebeutet, der in Schutt versunkene Schulgarten am Rennwege in Wien in einen der ersten botanischen Gärten Europa's umgezaubert, der Garten in Schönbrunn aus den Schätzen von beiden Indien verschönert. Dreiunddreißig Werke über Botanik, alle für den Naturforscher von hoher Wichtigkeit, enthalten die Leistungen Jacquin's in dieser Wissenschaft. Aber eine neue Umgestaltung im Reiche des Forschens fesselte bald nach seiner Rückkehr sein Interesse. Es waren die Entdeckungen

Lavoisier's in der Chemie. Mit Feuer schloß er sich diesen Fortschritten, trotz des vielfachen Widerstandes, den sie in der Gelehrtenwelt fanden, an, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Lavoisier, und breitete dessen Grundsätze auch durch sein eigenes Lehrbuch und seinen lebendigen Vortrag aus. Durch diese neue Wirksamkeit vermochte Jacquin Einfluß auf die Gewerke in seinem zweiten Vaterlande zu nehmen, und diesem einige drückende Handelsverhältnisse zu erleichtern. Unter solchen Thätigkeiten nahte ihm freundlich und fruchtbringend der Herbst des Lebens. Auszeichnungen von seinem (Franz I. erhob ihn in den Freiherrnstand) und von fremden Monarchen, Achtung von seinen Fachgenossen, Liebe von seinen Schülern, Ehrfurcht selbst von Seite des Feindes, der im Jahre 1809 die Schätze der eroberten Sammlungen, denen Jacquin's Name vorstand, nicht antastete, — lohnte so vielfache Verdienste. Linnée bezeigte seine Hochachtung für ihn dadurch, daß er eine Pflanzengattung „Jacquinia" nannte. Ein unvollendetes Werk über die Stapelien war Jacquin's letztes. Er selbst nannte es seinen Schwanengesang. Ungeduldig sah er der Vollendung desselben entgegen, welcher auch die Jahreszeit ungünstig war. »Blüht denn noch keine Stapelie?" fragte er noch auf dem Sterbebette, und schlummerte, in einem Alter von neunzig Jahren und acht Monaten, in eine Welt unverwelklicher Blumen hinüber.

Jacquin war als Mensch rein und edel, gemüthlich und sanft. Die Freuden der Geselligkeit umgaben sein ehrwürdiges Alter, und seine Einsamkeit verschönerte der Geschmack an der Dichtkunst, den er durch eigene Versuche, im Style des Alterthums, bethätigte.

Joseph Freiherr von Jacquin.

Geboren 1766. Gestorben 1839.

Nicht nur der Ruhm, sondern auch die Fähigkeiten des unsterblichen Nikolaus Jacquin vererbten sich auf seinen Sohn Joseph, der ihm zu Schemnitz in Ungarn am 7. Februar 1766 geboren ward. Hier, im

Schooße einer merkwürdigen Gebirgsnatur, unter der Leitung eines in den Naturwissenschaften so vollendeten Lehrers, als sein Vater war, an den Behelfen, die eine altbegründete Berg- und Forstakademie für Botanik, Mineralogie und Chemie so reichlich bietet, entfaltete sich aus kindlich unmittelbarer Anschauung wunderbar früh das Talent Joseph Jacquin's für Naturstudien; so, daß der zwölfjährige Knabe bereits mit einer Abhandlung in den „schweizerischen Verhandlungen" auftrat, worin eine bedeutende physiologische Entdeckung mitgetheilt ward. Solche Fähigkeiten konnten in der beschränkteren Sphäre wohl emporblühen, aber sich nicht vollenden. Sein Vater ließ ihn daher in Wien sich vollkommen ausbilden Joseph II. sandte im Jahre 1788 den jungen Naturforscher, mit hinlänglichen Mitteln unterstützt, nach Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien, um die Früchte dieser wissenschaftlichen Reisen Oesterreich zuzuwenden. In London lebte er durch längere Zeit im Hause des berühmten Banks, des Gefährten Cook's, und fand daselbst die seinem Naturelle und seinen Wünschen entsprechendste Atmosphäre. Mit jugendlicher Innigkeit schloß er sich an den erprobten Mann, der ihm als Lehrer in der Wissenschaft und zugleich als Muster im heitern, geselligen Umgange galt, und diese Einwirkung war so bleibend, daß man Jacquin noch in seinen alten Tagen mit Banks zu vergleichen pflegte. Von dieser Reise zurückgekehrt, war es Jacquin's Aufgabe, an der Seite seines berühmten Vaters sich zu dessen Beistand und — für die Folgezeit — Vertreter im Lehramte auszubilden. Die Kanzel der Chemie konnte ihm sogleich übertragen werden, und, als im Jahre 1797 der Vater sich in den längstverdienten Ruhestand begab, konnte der Sohn auch die der Botanik rühmlich übernehmen, und beide Lehrämter vereinigt, wie sie sein Vater geführt hatte, ohne den Ruf dieser Schulen zu vermindern, fast bis an sein Ende fortführen. Die medicinische Fakultät Wiens gab ihm das Doktordiplom, er ward zum Regierungsrathe ernannt, erhielt ehrende Zeichen der Anerkennung von jeder Art, und setzte so, gleichsam dem Verhängnisse zum Trotze, die segenreiche Existenz seines Vaters ohne Unterbrechung fort. Eine eigene Art socialen und bildenden Verdienstes erwarb sich der jüngere Jacquin dadurch, daß er durch Gründung bestimmter Gesellschaftstage sein Haus zum Sammelplatz für Alles machte, was irgend im Interesse der Bildung anziehend und wichtig war. Der gesellige Kreis, den er dadurch erschuf, und dessen Seele und Mittelpunkt er selbst war, stellte eine Zierde Wiens, eine Pflanzschule jüngerer Talente, und eine Centralisation für Fremde

dar, wo sie gewiß waren, alles Ausgezeichnete, was sich gleichzeitig in Wien bewegte, ohne Unterschied des Standes oder der Wirkungssphären, in lebendigem Verkehre zu finden. Jacquin selbst, der, mit einer eigenthümlichen Gabe, eine gewisse Repräsentation mit Herzlichkeit zu verbinden wußte, belebte das Ganze, und hinterließ in jedem Einzelnen das Gefühl achtungsvoller Zuneigung. So begründete und befestigte sich im In- und Auslande der alte Ruhm des Namens, und, wenn von wissenschaftlichen Bestrebungen in Oesterreich die Rede ging, wurde dieser Name stets obenan genannt. In diesem Sinne ward ihm der Auftrag, Oesterreichs Naturforscher und Aerzte bei der ersten Versammlung der deutschen Gesellschaft dieses Namens, in Hamburg, im Jahre 1830, zu vertreten. Der Erfolg dieser Mission war, daß sich die Gesellschaft zu ihrer nächsten Versammlung im folgenden Jahre für Wien bestimmte. Hier ward Jacquin, der allgemein Verehrte, zum Präsidenten gewählt; eine Stellung, die er, zum Glanze Wiens und zum Vergnügen der Versammelten, mit eben so viel Würde als Freundlichkeit ausfüllte. Aber nicht nur Freuden und Ehren, sondern auch Wirksamkeiten, bezeichneten den Abend seines Lebens. Besonders wandte er seine Thätigkeit, nach Vollendung seiner mannigfachen schriftstellerischen Arbeiten, den Agrikulturangelegenheiten praktisch zu, und noch in den letzten Tagen erfreuten ihn die Verbesserungen des Mikroskopes, woran er mit dem ausgezeichneten, von ihm angeregten Optiker Plößl mit jugendlichem Eifer arbeitete. Im vierundsiebenzigsten Jahre eines so erfreulichen und wirkensreichen Lebens, am 9. Dezember, raffte ihn eine Lungenlähmung hinweg. Tief und allgemein ward sein Verlust betrauert; noch lebt er in frischem Andenken, nicht nur der Naturforscher Oesterreichs, die fast sämmtlich seine Schüler sind, sondern so Vieler, welche das Glück hatten, von seinem Wirken und seiner Persönlichkeit Zeugen gewesen zu sein.



Geboren 1689. Gestorben 1773.

Mit einem eigenthümlichen Vergnügen versetzt sich jeder Gebildete in jene geist- und lebenvolle Epoche der französischen Literatur, die noch jetzt der größere Theil der Nation als ihr goldenes Zeitalter betrachtet, und in welcher die Vorzüge und Anlagen derselben sich allerdings am lebhaftesten entwickelten. Wem ist es nicht, wenn die Namen: Diderot, Dorat, Marivaux, Scarron, Voltaire, genannt werden, — als ob die Erinnerung an eine, in guter Gesellschaft angenehm verlebte Zeit in seinem Innern auftauchte? Fühlt sich gleich die strenge, sittliche, und die tiefe, ernste Gesinnung in jenem Kreise nicht immer völlig zufriedengestellt, so werden doch Verstand, Einbildungskraft, Empfindung und Geschmack auf das Angenehmste angesprochen, und Europa sollte nie vergessen, was die allgemeine Weltbildung diesem heitern Bestreben zu danken hat.

Unter die charakteristischesten Figuren jener Epoche gehört unstreitig Alexis Piron, halb verrufenen, halb beliebten Andenkens. Geboren in dem freundlichen Dijon im Jahre 1689, lebte er bis in sein dreißigstes Jahr ein leichtsinniges, zweckloses Jugendleben, unter fröhlichen Kameraden, getheilt zwischen Gelagen, Liebeshändeln und leichten poetischen Studien. Sein Vater Aimé hatte sich als Volksdichter in burgundischer Mundart beliebt gemacht, und war dabei auch nicht in den Stand gekommen, die Kosten einer Lebensweise, wie sie der lustige Sohn führte, in die Länge zu bestreiten. Dazu kam, daß Alexis durch ein unanständiges, ja schmutziges Gedicht, das zur Oeffentlichkeit gelangte, sich in seiner Vaterstadt in so üblen Ruf setzte, daß er genöthigt war, diese zu verlassen und sein Heil in dem frivolen, Talente aller Art begünstigenden Paris zu suchen. Fast im Leben jedes Menschen gibt es Momente oder Ereignisse, in denen, wie im Keime, ihre ganze Zukunft gleichsam vorgebildet ist, und die man als Symbole ihres Lebens betrachten kann. Ein solches war jenes Gedicht

Piron's, welches den ganzen Menschen, seinen Leichtsinn, sein Schicksal und sein Talent bezeichnet. Es galt also jetzt, sich eine Existenz begründen. Gelernt hatte Piron wenig, — aber doch etwas; nämlich: eine sehr hübsche Handschrift; diese mußte für's Erste herhalten, und verschaffte ihm die Stelle eines Sekretärs bei einem Herrn v. Belleisle, die er später mit einer gleichen, aber etwas einträglicheren bei einem Finanzpächter vertauschte. Die größere Hoffnung aber wurde in die Muse gesetzt; und die Muse, die einem begabten Streben und einem fröhlichen Gemüthe sich selten versagt, — täuschte nicht. Anfangs ging es noch nicht so besonders; verschiedene kleine Lustspiele für das Théâtre de la foire waren vielleicht zu originell, um von den, an bestimmte Normen gewöhnten, Parisern sogleich in ihrem Verdienste begriffen zu werden; als er aber mit dem Lustspiele »Metromanie» (Versewuth) auftrat, war der Erfolg glänzend, bleibend und entscheidend. Er hatte seine Landsleute bei ihrer schwachen und ihrer starken Seite getroffen; man setzte ihn dem Molière an die Seite, und sein Glück wäre gemacht gewesen, wenn er sich zu übertreffen, und — wenn er zu sparen gewußt hätte. Piron fuhr fort, zu genießen, und dazwischen müßig zu gehen. So verschlenderte er den Rest seines Lebens in ungebundenem Wesen; — dichtete, scherzte und spottete. Er suchte Nichts und erstrebte Nichts, als etwa, der poetischen Ehre halber, ein Plätzchen in der Akademie. Da man es ihm aber, seiner Anzüglichkeiten wegen, nicht ertheilte, tröstete und rächte er sich durch eine launige Grabschrift, die er sich setzte, und die, verdeutscht, etwa lauten würde:

Hier ruht Piron; und nichts war er, —
Nicht einmal Akademiker.

Sein Witz, seine treffenden und kaustischen Einfälle, seine pikanten Bonmots und Repliken waren eben so berühmt, als man sie scheute; sie machten schnell die Runde durch Paris, und Niemand übertraf ihn darin; selbst Voltaire nicht, der selbst gestand, keinen Gegner so sehr zu fürchten, wie den liebenswürdigen Piron. Denn liebenswürdig war er bei all' diesen Tücken im hohen Grade, und wird als einer der besten, geistreichsten Gesellschafter gerühmt. So, von Wenigen ganz gebilligt, von Einigen gehaßt, von Vielen gefürchtet, von Mehren geliebt, von Allen in seinen Talenten geschätzt, ja bewundert, verließ Piron die Schaubühne des Lebens im Jahre 1773, die er auf der breternen mit so vieler Heiterkeit parodirt hatte. Er hinterließ eine große Anzahl Werke: Lustspiele, Lieder, Epigramme, Erzählungen, ja einige Trauerspiele. In allen waltet ein

freier, feiner, durchdringender Geist, Lebendigkeit, Witz, Laune, ja eine mitunter liebenswürdige und naive Keckheit, Originalität und Schalkheit; dagegen verletzt in ihnen häufig Frivolität, Egoismus und Zügellosigkeit, und das Urtheil seiner Zeit- und Volksgenossen spricht sich in dem Refrain aus, den Diderot als eine gewöhnliche Redensart französischer Literaturfreunde anführt: „so viel Geist und so wenig Geschmack als Piron.“

Fürst de Ligne.

Geboren 1735. Gestorben 1814.

„Der froheste Mann des Jahrhunderts“ gewesen zu sein, wie Goethe diesen Fürsten genannt hat, und zwar in der hohen und edlen Bedeutung des Wortes, ist ein größerer Ruhm, als es für eine oberflächliche Betrachtung scheinen mag. Und in der That bietet uns de Ligne in seinen Schriften und in seinem Leben ein Charakterbild, dem kein zweites an die Seite zu stellen ist, das ganz nach seinem eigenen Maßstabe beurtheilt sein will. Diese eigenthümliche Verbindung von Ernst und Witz, Charakter und Weltsinn, Naivetät und Feinheit, Aristokratismus und Vorurtheilslosigkeit, Tiefe und Leichtigkeit, ist vielleicht nie vor ihm da gewesen und wird es kaum je nach ihm sein. So zeigen uns den seltenen Mann seine Schriften, und schildern ihn Alle, die ihn persönlich gekannt haben. Ja, sie behaupten, seine Erscheinung sei von Dem nicht völlig zu begreifen, der nicht Zeuge derselben gewesen sei. Gewiß ist es, daß die Lektüre seiner Briefe und Aufsätze ganz eigenthümliche, lebendige Reize bietet, und Frau von Staël bezeichnet seine Schreibart treffend, wenn sie selbe le style parlé (etwa „ein gesprochenes Wort“) nennt.

Am 29. Mai 1735 zu Brüssel, aus einem der ältesten und ritterlichsten Geschlechter der Niederlande, geboren, zeigte Karl Joseph de Ligne als Jüngling den abenteuerlichen, romantischen Sinn, der das schönste Erbtheil des mittelalterlichen Adels bildet und sich in tüchtigen Naturen bei

männlicher Reife zu wahrem Muthe vollendet. Mit jugendlichem Feuer ergötzte er sich am Anblicke der Beschießung der Stadt im Jahre 1746, und trat, neun Jahre darauf, in österreichische Kriegsdienste. Bald darnach kämpfte er mit beim Siege von Hochkirch, eroberte mit stürmender Hand den großen Garten bei Dresden, und wurde mit dem Range eines Obristen belohnt. Das folgende Jahr sandte ihn Maria Theresia an den Hof Ludwig's XV., um die Nachricht von dem Siege bei Maxen zu überbringen, den er gleichfalls mit erfechten geholfen hatte. Hier war der Platz, an dem ein Naturell, wie das seine, die Elemente zu seiner Entwickelung fand. Der Winter, den er in Paris verlebte, blieb ihm unvergeßlich. „Ich habe dort — sagte er später — viele Bekanntschaften, Dummheiten, Betrachtungen und Schulden gemacht." — Joseph II. wurde zum Kaiser gekrönt, de Ligne bei der Krönung zum General avancirt, und im Jahre 1770 erwählt, den Monarchen zu jener merkwürdigen Zusammenkunft mit Friedrich II. zu begleiten, von welcher er uns eine so anziehende Schilderung hinterlassen hat. Beide großen Gestirne des Jahrhunderts erkannte er in ihrem Wesen und begriff ihre Bahnen; beiden fühlte er sich verwandt, und das Herz des Einen fand in ihm dasselbe Verständniß, wie der Geist des anderen. Jene Epoche war überhaupt eine denkwürdige; die Abendröthe feudalistisch-ritterlicher Zeiten verband sich mit dem Morgenroth einer verjüngten Bildungstendenz, und es ist von hohem Werthe für die Geschichte, ein treues Bild dieser Zustände, die eine kurze Friedensepoche recht zur Entwickelung kommen ließ, in den Schriften eines Mannes, wie in einem Spiegel, zu finden, der selbst beide Richtungen in sich vereinte, und der, durch Geist und Verhältnisse, in der seltenen Stellung war, die Welt von oben zu betrachten und darzustellen. Er, der die Haltung eines Vornehmen mit dem Interessanten eines geistvollen und der Liebenswürdigkeit eines guten Mannes zu verbinden wußte, wurde der bewunderte Liebling an den Höfen, in den Cirkeln, im Privatumgange. Ueberall gesucht, floh er, — um vollendeter wieder erscheinen zu können. Es trieb ihn nämlich, da der Krieg keine Abenteuer mehr bot, die Welt in ihren Breiten zu durchziehen und durchzugenießen. Er schiffte nach England, dem er weniger Sympathie abgewann, reiste nach Italien, worüber er schwieg, besuchte Voltaire in seinem Ferney, den unglücklichen Jean Jacques in seiner Einsamkeit, den großen Friedrich in Sanssouci, Kaiserin Katharina in Rußland; er sah und beschrieb Polen, die Türkei, Griechenland, die Schweiz, Deutschland; es war fast kein Theil Europa's, den er nicht gesehen, — aber

LXX.



SEB BACH
1685
1750
CLEMENTI
1832
OXENSTIERNA
1654
SICKINGEN
1481
1523
ADDISON
DRYDEN
1631
1701

immer wieder und vor Allem zog es ihn in den Lebensmittelpunkt der gebildetsten Welt, nach Paris. Hier wetteiferten die Großen, die Reichen, die Damen, die Gelehrten um die Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes, dem man die Rechte eines geborenen Franzosen einräumte; eine Concession, welche die modernen Franzosen so schwer machen, als die antiken Athener und Römer, die alle Fremden als Barbaren betrachteten. De Ligne hatte Zutritt im ersten Cirkel der königlichen Familie, er war die Seele der lebensfrohen Abende Marie Antoinette's in Trianon, — die ein so tragisches Ende nahmen. Ein geistreicher und gemüthlicher Leichtsinn, wie er im Charakter der Franzosen liegt, gab den Ton jener heiteren Periode an, und der fürstliche Held verschmähte es nicht, sich mit einigen Theaterheldinnen in kleine Galanterien und mit einigen Journalhelden in literarische Intriguen einzulassen. Zur selben Zeit aber trug er dem menschenscheuen Rousseau, dem er sich bei seinem Besuche nicht zu erkennen gegeben hatte, in einem rührenden Schreiben eine Freistätte an, die dieser unglückliche Mann, der überall nur Schlingen von seinen Feinden gelegt sah, — zurückwies. Im Jahre 1787 begleitete er die Kaiserin Katharina und Joseph II. auf der berühmten Reise nach der Krimm, die seine unvergleichlichen Briefe beschreiben. Im Jahre 1808 wurde der Fürst zum Feldmarschall erhoben, eine Würde, welche sein Vater und sein Großvater bekleidet hatten. Von nun an lebte de Ligne, geehrt und geliebt von seinen Mitbürgern und seiner liebenswürdigen Familie, deren Stolz und Freude er war, ein ruhiges Leben. Er selbst nannte sich glücklich, und äußerte den einzigen Wunsch, daß er in der zweiten Hälfte seines Lebens mehr Gelegenheit gehabt hätte, Tapferkeit zu beweisen. Aber sein Glück war nicht blos das des Geschickes, es war das Glück des Weisen. Er trug einen großen Vermögensverlust noch in spätem Alter mit bewundernswerther Ruhe, und that Nichts, ihn zu repariren. Seine Seelenruhe ward nur Einmal erschüttert: beim Tode seines ältesten Sohnes, der sich, mit der Bravour seines Vaters, in einem Gefechte bloßgesetzt hatte. Vergebens verbarg damals de Ligne hinter die gewohnten, leichten Wortspiele die nur um so tiefer eingreifende Wunde seines Lebens. Vergebens blieb er die Krone der Gesellschaften, die er um sich bildete, in denen noch zuletzt der merkwürdige Casanova auftauchte, den er besonders liebgewann, von dem er sagte, was am besten von ihm selbst gesagt werden kann: „jedes seiner Worte ist ein Zug, und jeder seiner Gedanken ein Buch." Die Wunde vernarbte nicht, und der froheste Mann des Jahrhunderts entschlief, ein ehrwürdiger Greis, dem auch der Ernst

des Lebens nur ein Lächeln abgewann, am 13. Dezember seines achtzigsten Lebensjahres. Sein Privatleben hat seinen Werth noch mehr, als sein öffentliches, bewährt. Sein Haus war eine Freistätte der Unglücklichen, wie es eine Wohnung der Glücklichen war. Unerschöpfliche Herzensgüte war der Quell seines Wesens, und Trost und Freude geben, war seine Lebensaufgabe. Seine Unterhaltung hatte nicht ihres Gleichen, und wird als ein Glück Derer geschildert, die sie genossen haben. In Disputen ließ er immer dem Gegner den Gewinnst oder doch den Schein des Gewinnens; sein Witz war ohne Dornen, und seine Einfälle, die noch jetzt, besonders in den höhern Kreisen Wiens, öfters wiederklingen, verbreiteten sich, kaum gesprochen, mit Blitzesschnelle durch ganz Europa.

„Menschen, Dinge, Zeiten, Ereignisse, sind an de Ligne vorübergezogen; mit den merkwürdigsten Personen des Jahrhunderts ist er als Freund und Genosse umgegangen; er schildert sie wie ein reiner, ungetrübter Spiegel; er gibt überall Leben, weil er nirgends Kunst anwendet; aber wenn Ihr über das staunt, was er schreibt, — was würdet Ihr sagen, wenn Ihr ihn gehört hättet?“ Wenn diese Schilderung durch seine Freundin, Frau von Staël, den Schriftsteller bezeichnet, so charakterisiren die folgenden Worte von de Ligne selbst, den Menschen, — rühmlicher als Alles, was man hinzufügen könnte. »Es ist — sagte er — viel Geist in der Gutmüthigkeit; ja sie verlangt mehr Scharfblick, als die Kunst zu tadeln; denn das, was an den Menschen das Beste ist, liegt tief im Grunde ihrer Seelen verborgen.«

Sebastian Bach.

Geboren 1685. Gestorben 1750.]

Der Vater der neueren Musik, Johann Sebastian Bach, ist zugleich Ahnherr eines Tonkünstlergeschlechtes, welches nach ihm bis auf die neuere Zeit noch in vielen Zweigen geblüht hat. Die Familie stammt aus Ungarn, welches Land Sebastian's Vater, Johann Ambrosius Bach (gestorben 1695

als Hof- und Rathsmusikus in Eisenach) wegen der religiösen Wirren verließ und sich nach Deutschland wendete. Sebastian erblickte das Licht zu Eisenach den 21. März 1685, bekam den ersten Unterricht von seinem Bruder Johann Christoph, Organisten zu Ohrdruff, später in Hamburg von dem berühmten Organisten Reinke, und setzte dann seine Ausbildung auf der Michaelsschule zu Lüneburg fort. 1704 wurde er Organist zu Arnstadt, nachdem er bereits ein Jahr in Weimar die Stelle eines Hofmusikus versehen hatte. 1707 folgte er dem Rufe als Organist nach Mühlhausen, und 1708 nahm er die Stelle als Hoforganist in Weimar an. Später wurde er erst Concertmeister, nachmals Kapellmeister bei dem Fürsten von Anhalt-Köthen, und 1723 Kantor und Musikdirektor an der Thomasschule zu Leipzig. Hier erhielt er den Titel als Kapellmeister und königl. poln. und kurfürstl. sächsischer Hofkompositeur; hier war es auch, wo er durch Lehre und Vorbild einen Stamm vortrefflicher Organisten und Kantoren bildete, der zunächst durch Sachsen und Thüringen über ganz Norddeutschland sich verbreitete. Was Albrechtsberger, Kirnberger und Marpurg in der Theorie des Satzes geleistet, läßt sich auf Bach zurückführen, gleichwie in ihm jene Klavierschule wurzelt, die durch seinen Sohn Philipp Emanuel Aufsehen erregte, durch Clementi und Cramer weiter geführt ward und in Hummel scheinbar ihren Abschluß erhalten hat. — Sein Tod erfolgte den 8. Juli 1750. — Das Zeitalter Bach's war hinsichtlich der Musik nicht etwa ausgezeichnet; es wurde charakterisirt durch eine gewisse tödtende Schlaffheit und einen herz- und geistlosen Schlendrian. Bach's großartiger Geist erschuf sich eine neue Bahn, mit ihm begann ein neues Zeitalter. Natürlich trugen seine Bestrebungen das Gepräge des damals herrschenden Geschmacks, d. h. sie bewegten sich im Gebiete der Kirchenmusik, gingen also besonders vom Orgelspielen aus. Und hier war er vollendeter Meister. Er leistete Unerhörtes, Neues, aber Besseres. Wir erwähnen hier nur seiner Fugen. Mit seltener Kunst wußte er die größten harmonischen Schwierigkeiten zu überwinden, und die verschiedenartigsten Melodien zu einem schönen, prächtigen Ganzen zu verbinden. Meister im Kontrapunkte, phantasiereich und gewandt, schrieb er seine Werke, die durch ihre Tiefe und prächtige Erhabenheit noch jetzt die Bewunderung Aller im hohen Grade erregen. Ueberdies verdanken ihm die Klavierspieler die Aufstellung eines ganz neuen Fingersatzes, indem er die Anwendung des Daumens, welcher vorher nur selten gebraucht worden war, als wesentlich nothwendig empfahl.

Muzio Clementi.

Geboren 1750. Gestorben 1832.

Der Vater des neuen Klavierspieles, Muzio Clementi, stammte aus Rom, wo sein Vater, ein Silberarbeiter, frühzeitig das Talent des Sohnes entdeckte und zweckmäßig ausbilden ließ. Unter Buroni's Leitung machte er in kurzer Zeit große Fortschritte im Klavierspiele; Corbicelli lehrte ihn den Generalbaß, und durch Santarelli und Carpini wurde er in die höheren Regionen der Kunst eingeführt. Sein erstes Werk, eine vierstimmige Messe, erschien in seinem zwölften Jahre. Ganz neue Ansichten erhielt er in England, wo wir ihn bei seinem Gönner, dem Lord Beckford, wiederfinden, und wo er sich auch die englische Sprache eigen machte. Sebastian Bach ward sein Vorbild, und schon in seinem achtzehnten Jahre übertraf er durch sein Klavierspiel alle seine berühmtesten Zeitgenossen. Damals gab er auch sein zweites Werk heraus, welches seitdem der ganzen Form der modernen Sonaten für das Pianoforte als Grundlage gedient hat. Nach seinem Abgange von Dorsetshire hielt er sich eine Zeitlang in London auf, wo er zur Direktion des Orchesters am Flügel bei der Oper zu London angestellt wurde, und unternahm dann in den Jahren 1780 und 1781 Reisen nach Paris und Wien, wo er mit den bedeutendsten Künstlern, unter andern mit Mozart und Haydn, innige Verbindungen anknüpfte. Nach England zurückgekehrt, wurde er bei den Concerten des Adels angestellt. Einen Theil des Jahres 1784 brachte er abermals in Paris zu, und ging dann wieder nach England, wo er bis 1802 blieb und sich mit Lektionen beschäftigte, die sehr einträglich für ihn wurden, da man, um von ihm als Schüler aufgenommen zu werden, die höchsten Preise nicht scheuete. Der Verlust, welchen er im Jahre 1800 durch den Sturz des Hauses Langman und Broderig erlitt, veranlaßte ihn, die Geschäfte desselben auf einige Zeit zu übernehmen. Daher gab er den Unterricht auf, beschäftigte sich aber, nachdem er schon früher seine klassische „Einleitung in die Kunst, das Klavier zu spielen," hatte erscheinen lassen, in seinen Freistunden mit Pianoforte-

spiel und Verbesserung des Pianoforte. Mit Field, dem berühmtesten seiner Schüler, reisete er 1802 nach Paris, Wien und Petersburg, ging dann, nachdem er Denselben an letzterem Orte zurückgelassen, in Begleitung Zeuner's nach Berlin und Dresden, von da mit dem Organisten Klengel in die Schweiz, und endlich, von seiner Gattin begleitet, nach Italien. Nach Berlin zurückgekehrt, finden wir ihn in Begleitung Berger's abermals in Petersburg, Wien und kurz darauf in Italien. Im Sommer 1810 begab er sich wieder nach England. In dieser Periode schrieb er mehre seiner besten Werke, und trieb zu gleicher Zeit einen Handel mit Musikalien und Instrumenten, welche er nach seiner eigenthümlichen Angabe selbst bauen ließ. Zehn Jahre später unternahm er abermals eine Reise auf das feste Land, und hielt sich während des Winters von 1820 zu 1821 in Leipzig auf, wo mehre seiner Kompositionen zur Aufführung gebracht wurden. Als rüstiger Greis kehrte er nach England zurück, und starb auf seinem Landgute Evesham in Worcester am 10. März 1832. — Was Clementi der Kunst gewesen, darüber herrscht nur Eine Stimme. Er ward der Schöpfer eines reinen, geschmackvollen Klavierspiels und der eigentlichen Sonate. Außer einer glänzenden Ausführung im Spiele, zeichnete ihn auch vor allen seinen früheren Zeitgenossen eine hohe Gabe zu improvisiren aus. Wir besitzen von ihm eine zahlreiche Sammlung von Sonaten, welche durch angenehme Melodien, Reinheit des Satzes und kunstgemäße Durchführung allgemeine Bewunderung erregt haben. Unter seinen Werken darf der „Gradus ad Parnassum," welcher unbedingt von jedem, nach Höherem strebenden Klavierspieler studirt werden muß, nicht unerwähnt bleiben.

Axel Graf von Oxenstierna.

Geboren 1583. Gestorben 1654.

Dieser große schwedische Staatsmann, dessen Feder vollendete, was Gustav Adolf's Schwert begonnen, und der mit den Zügeln seines Reiches zugleich die Angelegenheiten Europa's lenkte, kam zu Fano in Upland zur Welt und wurde, nachdem er seinen Vater frühzeitig verloren, von seiner

Mutter mit großer Sorgfalt erzogen. Er studirte zu Rostock, Wittenberg und Jena besonders Theologie, da ihn seine Familie zum geistlichen Stande bestimmt hatte, besuchte nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn die vorzüglichsten deutschen Höfe, und kehrte im Jahre 1602 nach Schweden zurück, da Karl IX. alle im Auslande lebenden Schweden in ihre Heimat rief, um ihnen den Eid der Treue abzunehmen. Vier Jahre später ging er als Gesandter an den Hof nach Mecklenburg, und trat 1609 in einem Alter von sechsundzwanzig Jahren in den Senat ein, in welchem schon dreizehn seiner Vorfahren gesessen hatten. Nachdem er hierauf die zwischen dem liefländischen Adel und der Stadt Reval ausgebrochenen Streitigkeiten geschlichtet hatte, stellte ihn der König, wegen seiner in Beilegung jenes Zwistes bewährten Umsicht, an die Spitze der Regentschaft. Als Gustav Adolf im Jahre 1611 die Regierung antrat, erkannte sein scharfer Blick in Oxenstierna, dem jüngsten der damaligen Reichsräthe, den geeignetsten Mitlenker seiner großen Entwürfe, erwählte ihn zu seinem Kanzler und knüpfte ihn durch die Bande der innigsten Freundschaft an sich. Dieser erschien bei der Friedensunterhandlung zwischen Schweden und Dänemark im Jahre 1613 als erster schwedischer Bevollmächtigter, begleitete im folgenden Jahre den König nach Deutschland, schloß 1617 den für Schweden so ehrenvollen Frieden mit Rußland zu Stolbova ab, führte 1620 die künftige Gemalin des Königs, die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg, nach Schweden, begleitete Gustav Adolf in dem Feldzuge nach Liefland, und ward später Generalgouverneur aller den Schweden in Preußen unterworfenen Besitzungen. Er unterhandelte hierauf mit dem Herzoge von Pommern und dem Könige von Dänemark über die Besetzung Stralsunds durch die Schweden und schloß, unter Vermittelung Englands und Frankreichs, den sechsjährigen Waffenstillstand mit Polen ab. Während Gustav Adolfs Feldzug in Deutschland blieb Oxenstierna Anfangs zur Verwaltung des Reiches in Schweden zurück; allein der König rief ihn bald zu sich, um ihn mit unbeschränkter Vollmacht in allen Staats- und Kriegsgeschäften am Rheine zu versehen, und Oxenstierna nahm daher sein Hauptquartier in Mainz, während Gustav Adolf in Franken und Baiern eindrang. Als dieser im November 1632 auf dem Schlachtfelde von Lützen verblutete, stand Oxenstierna in Oberdeutschland. Tief gebeugt durch den Tod seines königlichen Freundes, wurde er durch denselben doch nur zu dem Entschlusse ermuthigt, den Krieg desto thätiger fortzusetzen. Er verstärkte die Heere und befestigte die Bündnisse mit Sachsen und Preußen. Die schwedische

Regierung ertheilte ihm hierauf unumschränkte Vollmacht in allen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens. Oxenstierna versammelte nun einen Kongreß zu Heilbronn, wo er mit fürstlichem Glanze auftrat und zum Vorsteher des evangelischen Bundes ernannt wurde. Es kam sogar zu dem Vorschlage, ihm das Kurfürstenthum Mainz und die Kur selbst anzutragen, wogegen sich jedoch der französische Gesandte mit Entschiedenheit erklärte. Um auch Frankreich und Holland für die Sache der Protestanten zu gewinnen, reisete er selbst in jene Länder, fand aber bei seiner Rückkehr nach Sachsen die Bundesgenossen schwankend, die Soldaten mißvergnügt, muth- und zuchtlos, und den Kurfürsten von Sachsen, nach dem unglücklichen Ausgange der Nördlinger Schlacht, selbst als Bundesgenossen der Gegner Schwedens. Nur durch große Umsicht und Thätigkeit gelang es ihm, seine Partei vom Untergange zu retten. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte er im Jahre 1636 nach Schweden zurück, legte die ihm anvertraute Gewalt nieder, und trat als Kanzler des Reichs in den Senat, worauf er die Königin Christina, zu deren fünf Vormündern er gehörte, in den Grundsätzen der Staats- und Regierungskunst unterrichtete. Zum Abschlusse des westphälischen Friedens sendete er seinen Sohn, Johann Oxenstierna, nach Deutschland, während er selbst die Unterhandlungen des Friedens mit Dänemark zu Bremsebrö im Jahre 1645 leitete, nach dessen Abschlusse ihn die Königin in den Grafenstand erhob. Für das Gedeihen der Universität zu Upsala, zu deren Kanzler er jetzt ernannt wurde, war er besonders thätig. Als er die Königin von dem Entschlusse, einen Nachfolger zu ernennen und die Krone niederzulegen, nicht abbringen konnte, zog er, eine Krankheit vorschützend, sich von den darüber eingeleiteten Verhandlungen, in denen er den Grund zu großem Unglücke für den Staat sah, zurück, wirkte aber, obgleich ihm hierdurch die Staatsgeschäfte verleidet worden waren, doch unermüdlich zum Wohle des Landes, dessen Schulden, so wie der zerrüttete Zustand der Finanzen, nur seinen Schmerz vermehrten. Gebeugt durch solche Erfahrungen, und von den Gebrechen des Alters heimgesucht, entschlummerte er den 28. August 1654. — Oxenstierna, dessen große Anlagen durch zweckmäßige Erziehung und wissenschaftliche Bildung gleichmäßig entwickelt worden waren, muß den ausgezeichnetsten Männern der Geschichte beigezählt werden. Seine Vieles umfassende Wirksamkeit trug für sein Vaterland die segensreichsten Früchte. Die Umstände, unter welchen er lebte, boten ihm oft Gelegenheit, seinen politischen Scharfsinn, seine tiefe Einsicht, und sein richtiges Urtheil, vor der

ihn achtenden und bewundernden Welt zu zeigen. Während er mit sicherem Blicke und mit hoher Staatsklugheit die Politik des Welttheils zum Vortheile Schwedens lenkte, fand er noch Zeit zu gelehrten Arbeiten. Er wird als Verfasser des zweiten Theiles der Schrift: „Historia belli suevo-germanici," dessen ersten Theil Chemnitz bearbeitete, angesehen; auch schrieb er: »De Arcanis Austriacae domus ab Hippolyto a lapide.« Die von ihm entworfene und von den schwedischen Ständen im Jahre 1634 angenommene Regierungsform wurde als ein Meisterwerk der Staatskunst betrachtet. Ohne als Redner zu glänzen, waren seine Worte stets kräftig und nachdrucksvoll. Der Erfolg entsprach meistentheils seinen im voraus genommenen Maßregeln. Seine unbestechliche Rechtschaffenheit wurde selbst von den Gegnern anerkannt und bewundert. Auch unter den schwierigsten und verwickeltsten Umständen zeigte er Besonnenheit, Umsicht und Beharrlichkeit. Immer aber blieb sein vorzüglichstes Streben darauf gerichtet, die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes nach außen zu schützen und die innere Wohlfahrt desselben durch Beförderung des Handels und des Kunstfleißes zu erhöhen.

Franz von Sickingen.

Geboren 1481. Gestorben 1523.

Dieser kühne, immer schlagfertige Mann, in welchem, an der Ausgangsschwelle des Mittelalters, das verendende Ritterthum sich, wie ein scheidendes Gewitter, noch einmal austobte, und dessen Schwert auch den großen Geistersturm jener Zeit mit seinen Blitzen durchkreuzte, entstammte einer alten schwäbischen Familie, von welcher die Urkunden schon 936 sprechen, und wurde entweder auf dem Schlosse zu Ebernburg oder Sickingen, der Stammburg seines Hauses am Rhein, den 1. März 1481 geboren. Wegen seiner kleinen Körpergestalt nur Fränzchen genannt, empfing er doch nach damaligem ritterlichen Brauche frühzeitig Unterricht in allen Waffen- und Leibesübungen, worin der übrigens kräftige Knabe eine vorzügliche Gewandtheit und Ausdauer zeigte. Zugleich wurde auch sein Geist

gebildet und mit Kenntnissen bereichert. Nachdem er 1495 zum Knappen aufgenommen worden, unterzogen nun Geiler von Kaisersberg und Johann Reuchlin, die Hausfreunde seines Vaters, sich der ferneren und höheren Ausbildung des Jünglings. Sieben Jahre später erhielt Franz den Ritterschlag, und schon damals sprach sich in seinem Charakter jene praktische Richtung aus, durch welche er in der Folge einen so gewichtigen Einfluß auf das politische Leben seiner Zeit gewann; besonders strebte er nach tüchtigen Kenntnissen in der Kriegskunst. Nach seines Vaters Tode trat Franz selbständig als Vertheidiger seines Hauses auf, und vermälte sich mit Hedwig, der einzigen Tochter des Hans von Flersheim, deren liebenswürdiges häusliches Wesen oft die aufbrausende Hitze des Ritters entwaffnete und nicht wenig dazu beitrug, seinem biederen Herzen jene theilnehmende Güte, seinen Sitten jene Anmuth einzuprägen, welche alle Gemüther für ihn gewann. Franzens äußeres thatkräftiges Leben, im Gegensatze zu seinem häuslichen, bezeichnet eine Reihe von Fehden und politischen Einflüssen. Tapfer focht er für den persönlich ihm wohlgewogenen Kaiser Maximilian I. im Jahre 1508 gegen Venedig, und 1513 befehdete er, von der durch des Kaisers Macht bezwungenen Volkspartei um Beistand gebeten, die Stadt Worms, fiel darüber als Landfriedensbrecher in die Reichsacht, gab aber gleichwohl die Belagerung nicht früher auf, als bis ein kaiserliches Heer zum Entsatze nahte. Bald darauf verband er sich mit dem Hause von der Mark, um dasselbe gegen die Anmaßungen des Herzogs Anton III. von Lothringen zu schützen, fiel in dessen Gebiet ein und zwang ihn zu einem Vergleiche. Sein Muth und seine Kriegserfahrung machten schon damals solches Aufsehen, daß König Franz I. von Frankreich ihn für seine Dienste zu gewinnen suchte. Wie früher in Worms, so nahm er sich jetzt auch in Metz der durch die regierenden Familien unterdrückten Bürgerpartei an, erschien mit einem Heere von zweitausend Berittenen und siebzehntausend Fußgängern vor der Stadt, und zwang dieselbe nicht nur zur Wiederaufnahme der Geächteten und Bestätigung ihrer Rechte, sondern legte ihr auch eine Brandschatzung von dreißigtausend Goldgulden auf. Er wurde dieserhalb auf den Reichstag zu Mainz 1517 vorgeladen, wo jedoch der ihm gütig gesinnte Kaiser sich mit ihm aussöhnte und die Acht aufhob. Nachdem Franz auch der Witwe des Landgrafen Wilhelm von Hessen wirksamen Beistand gegen ihren Sohn Philipp geleistet hatte, diente er 1519 seinem Kaiser als Feldhauptmann gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg und ließ diesen die Schwere seines Armes empfinden. Inzwischen focht er noch

manche kleinere Fehde aus, häufig unterstützt von seinen treuen Feunden, Götz v. Berlichingen, Ulrich v. Hutten, Philipp vno Flersheim, Dietrich v. Dalberg und Anderen, deren Umgang und Freundschaft Zeugniß für Sickingens moralischen Werth ablegt. Nach Kaiser Maximilian's Tode behauptete er bei den Wahlgeschäften einen wichtigen Einfluß zu Gunsten Karl's von Spanien, der, nachdem ihm die deutsche Kaiserkrone zugefallen, den ihm als so ergeben bewährten Ritter nach der Krönungsstadt Aachen berief, und ihn sammt seinen Nachkommen in den Reichsgrafenstand erheben wollte. Aber Franz, stolz auf sein altes Geschlecht, lehnte dieses Anerbieten ab und nahm, aus Achtung gegen den Kaiser, nur die Ernennung zum obersten Hauptmann, Rath und Kämmerer an. So hoch war bereits sein Ansehen gestiegen, daß selbst der Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht von Brandenburg, sich eifrig um seinen Beistand in dem Unabhängigkeitskampfe mit der Krone Polen bewarb. Franz, durch die ausgebrochenen Reformationshändel in Deutschland zurückgehalten, sendete seinen Sohn mit einem Heere als Beistand. Im Jahre 1521 finden wir Sickingen nebst dem Grafen Heinrich von Nassau als kaiserlichen Feldherrn im Kriege gegen Frankreich. Er zog mit vor Mezières, welches Bayard vertheidigte, und so standen sich hier die beiden Männer gegenüber, welche Deutschland und Frankreich als die letzten würdigen Vertreter des untergehenden Ritterthums anerkannten. Der von Sickingen und Nassau befehligte Rückzug soll ein Meisterstück der Kriegskunst gewesen seyn. Doch hatte der unbefriedigende Erfolg eine Abnahme der kaiserlichen Gunst veranlaßt. Unmuthig hierüber und von der Gicht geplagt, dankte Franz sein Kriegsvolk ab und ging nach Ebernburg heim. Vielleicht war die Kälte des Kaisers eine Veranlassung mehr, daß er sich auf das Entschiedenste für die Sache der Reformation erklärte, die Urheber derselben schützte, dem verfolgten Ulrich von Hutten auf seinen Burgen eine Zuflucht gewährte. Ungeschreckt von Warnungen und Gefahren, wollte er dem neuen Glauben Bahn mit seinem Schwerte brechen, und auf seine Anregung versammelte sich 1522 zu Sandau ein Ritterconvent, welcher sich zu dem bevorstehenden Kriege eng' verbrüderte; der Plan dieses Bundes war allgemeine Demüthigung sämmtlicher hohen Prälaten. Franz zog zuerst gegen den Erzbischof Richard von Trier; aber der Landgraf Philipp von Hessen, des Ritters unversöhnlicher Feind, eilte dem Kirchenfürsten unerwartet zu Hilfe und nöthigte die Belagerer zum Rückzuge. Nun schlossen die Fürsten von der Pfalz und von Hessen, und der Erzbischof von Trier ein Bündniß zu Sickingen's Bekäm-

pfung, nachdem über denselben wiederholt Acht und Aberacht ausgesprochen worden war. Die Verbündeten zogen 1523 vor Sickingen's Feste, Landstuhl, und beschossen sie so heftig, daß selbst der schlachtengewöhnte Ritter gestand: „solch' unchristlichen Schießens hätt' er sein' Tage noch nie erfahren." Doch vertheidigte er sich auf das Aeußerste. Da traf eine Kugel aus einer Nothschlange einen Balken mit solcher Gewalt, daß ein Holzsplitter in Franzens Seite fuhr und ihm eine schreckliche Wunde schlug. Auf den Tod darniederliegend, mußte er die Burg übergeben. Die verbündeten Fürsten suchten ihn auf seinem Krankenbette auf und machten ihm bittere Vorwürfe über sein Benehmen. Franz antwortete, naiv ausweichend: »es fähet Mancher eine Sache an, und meinet, es soll ihm wohl ersprießen, und fehlet ihm dennoch; so ist auch hier geschehen." (Vgl. des Zeitgenossen Spalatin: »Wie Franz von Sickingen mit Leib und Gut dahingangen ist.") Von dem Landgrafen von Hessen aufgefordert, sich mit Gott zu versöhnen, versicherte der sterbende Ritter: „er wüßte nicht viel zu beichten," sprach aber doch seinem Kaplan die offene Beichte, und verschied, männlich und kühn im Tode, wie im Leben, den 7. Mai 1523, nichts beklagend, als daß in seinem Unglücke seine Freunde und die Bundesritter ihn verlassen, ihm »viel zugesagt und wenig gehalten," und daher die Seinigen warnend: „daß Keiner sich auf groß' Gut und der Menschen Vertröstung verlasse." Seine Leiche zwängten, da es an einem Sarge fehlte, einige Bauern und des Landgrafen Köche in einen alten Harnischkasten, dergestalt, daß ihm Haupt und Knie gebogen wurden, und begruben ihn unterhalb Landstuhl in einer kleinen Kapelle, nicht viel über anderthalb Spannen tief unter der Erde, und in dieser gedrückten Lage ruht nun der kühne Ritter, dessen ungeduldigem Sinne es im Leben überall zu enge ward, der Freund des Kampfes, doch, wo sein heißes Blut ihn nicht verblendete, auch Freund des Rechts, dessen Schwert als immer wacher und drohender Anwalt aller Unterdrückten und Verfolgten, selbst der Uebermacht beherzten Trotz bot, und der zugleich in Freundestreue und Liebe zu den Wissenschaften die sanftere Seite seines Charakters zeigte. Sein Geschlecht starb am 24. November 1834 mit Franz Wilhelm Grafen von Sickingen aus.

Addison.

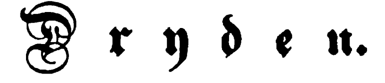
Geboren 1672. Gestorben 1719.

Die soliden Vorzüge des englischen Nationalcharakters werden durch wenige Charaktere so vollständig und erfreulich repräsentirt, als durch den Addison's. Ohne durch schaffende Gaben hervorzuragen, leistete dieser treffliche Schriftsteller Großes, wirkte auf Mit- und Nachwelt, und stellt, durch edle, verständige Rechtlichkeit, gesunde, gründliche Denkart und besonnenes Maßhalten ein Muster für Schriftsteller dar, die wirken wollen, ohne glänzen zu können.

Sohn eines Landgeistlichen, zu Milston in Wiltshire geboren, genoß er der in England herkömmlichen, soliden Schulbildung. Lateinische Gedichte, die er in seinem fünfzehnten Jahre machte, und die später gedruckt erschienen, versetzten seine Lehrer in Bewunderung. Der junge Gelehrte war zum Stande seines Vaters bestimmt, aber seine feinen Anlagen verschafften ihm die besondere Gönnerschaft zweier Großen, deren Einer, Lord Montague, Kanzler der Schatzkammer, ihm höhere Bahnen zeigte. Der jugendliche Ehrgeiz folgte der reizenden Perspektive, aber die mehr reelle, als repräsentative Natur Addison's, die immer mehr zur Entwickelung kam, entriß ihn, nach manchen unangenehmen Erfahrungen, der Illusion des Glanzes, und gab ihn der Wahrheit des inneren, geistigen Lebens zurück. Ein Gedicht, das er im Jahre 1689 an den König (Wilhelm) richtete, verschaffte ihm die Bewilligung eines jährlichen Reisegeldes von dreihundert Pfund Sterling. Der junge Addison schiffte nach Frankreich über, wo er sich lange aufhielt, wo ihn Sprache, Bildung, Sitte und Geschmack vorzüglich ansprachen, und wo sich eigentlich die Sphäre seines Talentes in jene gefällige Popularität entwickelte, die vor ihm in England Niemand besaß, und die ihn zugleich seinen Landsleuten wie den Franzosen angenehm machte; so daß der ultra-französische Voltaire Joseph Addison späterhin für den einzigen englischen Dichter erklärte. In Italien, wo er den Kunstsinn in sich zu bilden gedachte, sah er sich, kaum angekommen, in einer verdrießlichen

Lage. Die königlichen Gelder blieben aus; er schrieb nach Hause, — das Ministerium hatte gewechselt, und sein Gehalt war eingezogen. Schnell kehrte er nun mit dem Reste heim, und kam, ohne Geld, an. Allein seine aristokratische Muse nahm ihn wieder in Protektion. Britannien jubelte eben über den Sieg bei Hochstädt; Lord Godolfin wünschte das Ereigniß von einem Dichter der Nation gefeiert; da erinnerte man sich des jungen Mannes, der den Monarchen so glücklich besungen, und — noch ehe das Gedicht vollendet war, sah sich Addison zu der Stelle eines Appellationskommissärs befördert, — eine Stelle, welche vor ihm der weise und vortreffliche John Locke bekleidet hatte. Eine Reise nach Hannover, welche Addison mit Lord Halifax machte, vollendete seine Laufbahn. Das folgende Jahr war er Unterstaatssekretär. Was man sein Glück zu nennen pflegt, hatte Addison nun gemacht, und da es sich stets nur um den ersten festen Fuß handelt, so ging es nun von Stufe zu Stufe. Marquis Warton war zum Vicekönig in Irland ernannt worden; er wählte den, durch seine aristokratischen Verbindungen empfohlenen Dichter zum Sekretär, und machte ihn zugleich zum Archivar des Schlosses Birmingham, — eine Stelle, die nichts forderte und viel gab. Die Muse hatte nun das Ihre geleistet; Addison war in jene Situation freien Müßiggangs versetzt, in welcher man ihr am bequemsten huldigt; er fühlte seine Verpflichtung — und lösete sie vollkommen. Hier war es, wo er mit seinem Jugendfreunde Steele den Plan entwarf und ausführte, der eigentlich sein größtes Verdienst ausmacht. Das Wochenblatt: »der Zuschauer,« das sie herausgaben, fand einen so unerhörten Beifall, daß einige zwanzigtausend Blätter an Einem Tage verkauft wurden; es ist seitdem oft aufgelegt und wieder aufgelegt, bewundert, nachgeahmt, und — an Erfolg nie wieder erreicht worden. Fragt man um den Grund dieser Erscheinung, so wäre zu antworten: er liegt in der Vollendung des populären Styls und in der Empfänglichkeit der Engländer für diese Art der Literatur. Addison traf ganz seine Zeit und sein Volk; bescheiden, klar, elegant, sittlich und rechtlich, — das Ideal eines Engländers. Die Königin selbst verlangte, daß sein Trauerspiel »Cato« (obwohl an Werth bei weitem unter seinen Prosaschriften) ihr zugeeignet werde; beide Parteien, Whigs und Tories, wiewohl eben im heftigsten Kampfe, wetteiferten im Lobpreisen dieses Stückes, und Addison's Ruhm blieb ihm bis an sein Ende treu. Nicht so seine Stellung im Leben und die daraus resultirende Ansicht. Nach dem Tode der Königin ward er Lord des Handelsgerichtes, und im Jahre 1717 Staatssekretär. Diese hohe Stel-

lung streifte manche schöne Illusion von seinem Gemüthe. Er hatte die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen; Mißverstehen und Kränkung von der Einen, Undank von der anderen Seite waren sein Gewinn. Die Gesundheit des feinfühlenden Mannes litt; er legte seine Stelle nieder, sagte den Welthändeln Lebewohl, und kehrte in die edle Stille seines Innern zurück. Leider genoß er sie nicht lange. Im Jahre 1719 verschied er, in ländlicher Einsamkeit. Er ward in der Westminsterabtei begraben. Als Mann war Addison untadelhaft; ernst und zurückhaltend in seinem Betragen, zart und sittlich, charaktervoll und, im ächten Sinne, religiös, anmuthig und geistreich im engeren Kreise, schien er sich seiner Vorzüge nicht bewußt, ja im größeren Kreise sich ihrer zu schämen. „Ich habe nie," sagte Lord Chesterfield, „einen bescheideneren und verlegeneren Menschen gesehen." Als Schriftsteller war und bleibt er musterhaft, und wenn gleich Lessing, trotz seiner Fruchtbarkeit, sagte: Addison hat nur Eine Tragödie und nur Eine Komödie gemacht, — so ist doch die Klarheit und Gediegenheit seiner Prose und seiner Gesinnung viele Tragödien und Komödien werth.



Dryden.

Geboren 1631. Gestorben 1701.

John Dryden war zu Aulbwinkle, einem Flecken in Nordhamptonshire, geboren, besuchte die Westminsterschule und die Universität zu Cambridge und besang den triumphirenden Cromwell in Stanzen, die erst nach dem Tode des Protektors erschienen. Bald darauf feierte er in anderen Stanzen die Wiederherstellung des Königthums, und, da diese Art Poesie ihm zwar den Titel eines Hofdichters, aber kein Vermögen eintrug, suchte Dryden durch das Theater sich eine Subsistenz zu begründen. Es gelang ihm damit nur mittelmäßig, er lebte dürftig fort, und aus dem früher lobenden und huldigenden wurde ein satyrischer Dichter, der in einem Spottgedichte die vornehmsten Personen jener Zeit angriff. Jakob II. bestieg den Thron, Dryden trat zur katholischen Kirche über, und ward dafür vom Könige

zum Hofgeschichtschreiber gemacht. Ein neues Gedicht feierte seinen neuen Glauben. Jakob II. starb, Dryden verlor seinen Posten, und mußte wieder von der Feder leben. Sie nährte ihn kümmerlich, und, obwohl er an Fruchtbarkeit die meisten englischen Schriftsteller übertraf, starb er dürftig im siebenzigsten Lebensjahre. Seine Reste ruhen in der Westminsterabtei, zwischen Chaucer und Cowley.

Diese einfache Geschichte seines äußeren Lebens schließt durch sich selbst dem aufmerksamen Leser auch die Geschichte seines inneren auf. Der öftere Wechsel der Ansichten und Gesinnungen deutet auf keinen festen, wahren Charakter, das Dichten um äußerer Zwecke willen, auf keinen echten Dichter. Trotz dieser Mängel kann man ein vortrefflicher Schriftsteller im Allgemeinen sein. Und so war es hier. Dryden's dramatische Werke, die Anfangs keinen, später großen Beifall fanden, sind im Geschmacke seiner Zeit und seines Publikums; seine Uebersetzungen in ihrer Art vollendet; seine Gedichte (worunter das durch Händel's Komposition berühmte »Alexanders Fest") wohlklingend, korrekt und verständig; aber Alles mehr gedacht und bezweckt, als gefühlt. Bei diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß Dryden als Prosaist einen hohen, als Kritiker in seinem Vaterlande vielleicht den höchsten Platz einnimmt. Sein Styl ist rein, schön, geschmackvoll, bedeutend, inhaltreich, — seine Ansichten sind klar und verständig. England wußte dies Verdienst zu schätzen, nannte ihn den Vater der Kritik, und Dryden's Wort in dieser Hinsicht galt seinen Zeitgenossen als Orakel. Diese Doppelseiten Dryden's erinnern an den gleichzeitigen Addison; — nur war Dryden etwas mehr Poet, und etwas weniger Mensch. Vielleicht wäre er das Erste ganz geworden, wenn er das Letztere zu seyn ernster angestrebt hätte; denn, so gewiß es ist, daß die Gesinnung und der Charakter nicht den Dichter machen, so gewiß ist es auch, daß mit einer halben Gesinnung Niemand ein großer Dichter wird.

Bayard.

Geboren 1476. Gestorben 1524.

„Der Ritter ohne Furcht und Tadel," Pierre du Terrail, Seigneur de Bayard, kam auf dem Schlosse Bayard bei Grenoble in der Dauphiné zur Welt, und ging in seinem fünfzehnten Jahre, wegen seiner beschränkten Vermögensumstände, nach Grenoble zu seinem Oheim, dem Bischof Georg du Terrail, welcher gewissenhaft seine Erziehung vollendete und ihm zu Chambery am Hofe des Herzogs von Savoyen eine Pagenstelle auswirkte. Bayard, mit seinem Herrn zu Lyon anwesend, zog die Aufmerksamkeit des Königs Karl VIII. von Frankreich auf sich und folgte diesem als Page. Ein heldenmüthiger Zweikampf, in welchem er einen, wegen seiner Stärke und Geschicklichkeit in Führung der Waffen berühmten burgundischen Ritter, Claude von Vaudrai, besiegte, verschaffte Bayard bald darauf eine Anstellung bei einer zu Aire in Artois garnisonirenden Kompagnie Gensdarmen, wo er sich durch besondere Freigebigkeit und Ritterlichkeit von Neuem auszeichnete. Im Jahre 1495 ging er mit dem Heere des Königs nach Neapel, zeichnete sich in der furchtbaren Schlacht bei Fuoronovo durch glänzende Beweise von Tapferkeit aus, und wurde dabei zum Ritter geschlagen. Unter der folgenden Regierung Ludwig's XII. erfocht er sich jenseits der Alpen 1499 neue Lorbeern, schlug den italienischen Anführer Cajappo von Binasco nach Mailand zurück und drang im Eifer zugleich mit ihm in die Stadt ein, wurde dabei gefangen genommen, aber von Ludwig Sforza, dem Herzoge von Mailand, in Anerkennung seiner Tapferkeit, ohne Lösegeld freigegeben. Bei der Eroberung Neapels durch Ludwig XII. (1501) focht Bayard tapfer vor Canossa und Bisceglia, und während seines Gouvernements von Monervino im kleinem Kriege; er schlug ein spanisches Korps, geführt von Don Alonzo Sottomayor, nahm diesen gefangen und behandelte ihn edelmüthig, tödtete ihn aber nachher, weil derselbe wortbrüchig und an Bayard zum Verläumder geworden war, unweit Andria im Zweikampfe. Nach der unglück-

LXXI





lichen Schlacht bei Serignola unter dem Herzoge von Mantua gegen die Spanier (1505) vertheidigte er, ein zweiter Horatius Cocles und Baumkircher, ganz allein die Brücke über den Garigliano gegen zweihundert Mann Reiterei, und deckte so den Abzug der Franzosen. Nicht minder kühn warf er mit seinem Freunde Louis d'Ars und einer Handvoll Leute sich in die Festung Venosa, verweigerte als Herr mehrer Festungen einem, zwischen dem Herzoge von Mantua und dem spanischen Befehlshaber Gonsalvo geschlossenen Vertrage seine Unterschrift, und erwartete ruhig Gonsalvo, welcher den Abenteurer Bayard züchtigen zu wollen sich rühmte, weil er wußte, daß zu dem Kampfe gegen ihn nicht die nöthige Eintracht im spanischen Heere herrschte. Hierauf bemächtigte er sich noch mehrer von den Spaniern besetzten Plätze in Neapel, und dieser seiner Herrschaft machte nur der Friede zwischen Frankreich und Spanien ein Ende. Bayard, von Ludwig XII. mit dem Posten eines königlichen Stallmeisters beehrt, focht 1509 gleich tapfer gegen die Genueser und Venetianer. Als im folgenden Jahre sich der Papst Julius II. gegen Frankreich erklärte, zog Bayard dem Herzoge von Ferrara und der Gräfin von Mirandola zu Hilfe. Das kühne Wagestück, den Papst auf einer Reise gefangen zu nehmen, scheiterte an der eingetretenen üblen Witterung; ihn aber auf Anerbieten eines pästlichen Verräthers vergiften zu lassen, wies er mit Abscheu zurück. Bei der Bestürmung von Brescia (1512) verwundet in ein Haus daselbst gebracht, schützte er dasselbe vor der Plünderung und nahm eine aus Dankbarkeit von der Besitzerin ihm dargebotene Belohnung von zweitausend fünfhundert Ducaten nur an, um zweitausend an die Töchter des Hauses als Ausstattung zurückzugeben und den Rest für wohlthätige Zwecke zu verwenden. Von da eilte er zu seiner, mit der Belagerung von Ravenna beschäftigten Armee. Die Spanier hatten daselbst eine so vortheilhafte Stellung angenommen, daß die Franzosen weder die Belagerung fortsetzen, noch das Lager verlassen konnten. Bayard rieth zur Schlacht, und diese wurde gewonnen; noch im nämlichen Jahre wurde er zum Commandeur einer Ordonnanz-Kompagnie ernannt. Auf dem Rückzuge der Franzosen von Pavia wurde er, indem er die nachsetzenden Schweizer mit Gensdarmen aufhielt, abermals verwundet, setzte aber, mit einem oberflächlichen Verbande zufrieden, seinen Rückzug tapfer bis Alessandria fort. Fieberkrank kam er hierauf nach Grenoble, und bedauerte nur, „daß er, wie ein Weib, auf dem Bette sterben solle.“ In dem Kriege zwischen Ferdinand von Aragonien und dem Könige von Navarra, welchem Lud-

wig XII. beistand, bedeckte er sich unter dem Grafen von Angoulême mit neuem Ruhm. Als 1513 König Heinrich von England und der Kaiser Maximilian in die Picardie eindrangen, leistete Bayard bei Guinegate den beherztesten Widerstand, mußte aber doch endlich seine Freiheit aufopfern, behauptete indessen auch hier seine Ehre. Nachdem die Franzosen ihn und die wenigen seiner getreuen Gensdarmen verlassen hatten, jagte er auf einen mitten im Felde abgesessenen feindlichen Offizier los und setzte ihm mit den Worten: „ergib dich, oder du bist des Todes!" den Degen auf die Brust. Bestürzt reichte ihm der Engländer seinen Degen, den ihm Bayard sogleich sammt seinem eigenen Schwerte zurückstellte und ihm, seinem Gefangenen, sich selbst gefangen gab. Der Kaiser, dem dieser sonderbare Fall vorgelegt wurde, entschied, daß beide Offiziere gegenseitig ihres Wortes entbunden wären. Bayard, ohne Lösegeld entlassen, ging, wie er hatte versprechen müssen, auf einige Zeit in die Niederlande, von wo ihn König Franz I. von Frankreich 1515 zurückrief, ihm nun auch die Einkünfte eines Generallieutenants gab, zu welchem ihn Ludwig XII. erhoben hatte, und den St. Michaelsorden ertheilte. Bald darauf zum Gouverneur der Dauphiné ernannt, that Bayard viel zum Wohle dieser Provinz. Als Franz I. im Begriffe stand, in Italien einzudringen, durfte auch Bayard nicht fehlen. Nach der Schlacht von Marignano, in welcher derselbe glorreich an des Königs Seite focht, ehrte ihn Franz I. dadurch, daß er sich von ihm, als dem Tapfersten, zum Ritter schlagen ließ, und nach der muthigen Vertheidigung von Mezières gelangte er, indem er zum Kapitän einer Ordonnanz-Kompagnie ernannt wurde, zu dem Range der höchsten Generale. Im Jahre 1523 ging er unter dem Admiral Bonnivet zur Wiedereroberung Mailands über die Gebirge. Nach dem unglücklichen Ausgange dieses Feldzuges legte der verwundete Admiral das Kommando in Bayard's Hand und vertraute ihm die Rettung des Heeres. Bei dem Rückzuge durch das Thal Aosta an der Sessia zerschmetterte ihm, während er tapfer an der Spitze der Nachhut gegen den verfolgenden Konnetable von Bourbon focht, ein Schuß aus einem Doppelhaken das Rückgrat. Sein nahes Ende fühlend, ließ er sich, das Gesicht den Feinden zugewendet, an einen Baum lehnen, um auch in seiner letzten Stunde nicht dem Feinde den Rücken zu kehren. In diesem Augenblicke kam der, Frankreich abtrünnige Konnetable von Bourbon herbei und beklagte mit Thränen den Fall des einstigen Freundes; aber der sterbende Bayard erwiederte ihm mit edlem Unwillen: „Nicht mich

habt Ihr zu beklagen, wohl aber Euch selbst, der Ihr, Eurem Eide zuwider, gegen König und Vaterland die Waffen führt.“ Er küßte das Kreuz seines Schwertes, beichtete, da kein Priester zugegen war, seinem Haushofmeister, und starb den 30. April 1524, in seinem achtundvierzigsten Jahre, betrauert von Freunden und Feinden. Seiner Leiche wurden bei dem Durchzuge durch Savoyen fürstliche Ehren erwiesen; man brachte sie nach Grenoble und setzte sie daselbst in der Kirche eines von seinen Verwandten gestifteten Minoritenklosters bei. — Bayard war einer der letzten, aber herrlichsten Sprößlinge des französischen Ritterthumes, das, auf die Begeisterung der Religion und der Ehre gestützt, mit Unerschrockenheit auch Großmuth und Sittenreinheit vermälte, und wie auf dem Schlachtfelde zu Wundern der Tapferkeit, so im Leben zu Wundern des Edelmuthes und hoher Entsagung führte.

Nikolaus von Catinat.

Geboren 1637. Gestorben 1712.

Die Dienste, welche dieser vorzügliche Feldherr seinem kriegerischen Könige, Ludwig XIV., leistete, trugen nicht wenig zu dem Glanze bei, welcher Frankreichs Waffen in jener Epoche umstrahlte. Geboren den 1. September 1637 zu Paris, wo sein Vater Parlamentsrath war, wurde er von diesem für das Studium der Rechte bestimmt. Nachdem er jedoch als Advokat einen, nach seiner Ansicht gerechten Prozeß verloren hatte, gab er diese Beschäftigung auf und trat bei dem Kavallerieregimente Fourilles in Dienste. Während der Belagerung von Lille 1667 fand er Gelegenheit, sich unter den Augen des Königs so auszuzeichnen, daß er als Lieutenant zur Garde versetzt wurde. In diesem Grade wohnte er den Feldzügen von 1672—1675 bei, wurde im folgenden Jahre zum Generalstabe der Armee des Marschalls von Rochefort, welche damals zwischen der Maas und Mosel thätig war, versetzt, bald darauf zum Kommandanten in St. Quilain, später in Chateau Cambresis, dann zum Brigadier und Kommandanten in Dünkirchen, und hierauf zum Gene-

ralinspektor der Armee ernannt. Im Jahre 1681 zum Maréchal du Camp befördert und von seinem Gönner Louvois nach Pignerol geschickt, besetzte er alsbald die Citadelle von Casal und verstärkte die Werke dieses Ortes. Leider mußte er auch, dem grausamen Willen jenes Ministers unterthan, Werkzeug zur Verfolgung der Waldenser in Savoyen werden. Im Anfange des Jahres 1687 traf er als Gouverneur in Luxemburg ein, und zeichnete sich als Generallieutenant bei der Belagerung von Philippsburg, welcher er unter des Dauphins unmittelbaren Befehlen beiwohnte, sowohl durch Umsicht, als durch Proben persönlicher Tapferkeit vor Allen aus. Ludwig XIV., durch die Vorkehrungen des Herzogs von Savoyen, welcher mit dem Kaiser und mit Spanien eine geheime Allianz geschlossen hatte, lebhaft beunruhigt, sendete im Jahre 1690 eine Armee unter Catinat gegen ihn. Catinat, nur über etwa zwölftausend Mann verfügend, lockte am 17. August durch den Marsch auf Saluzzo, eine allerdings gewagte List, den um ein Drittheil ihm überlegenen Feind aus der fast unüberwindlichen Stellung bei Villa Franca, und schlug ihn Tags darauf, trotz des für den Gegner so überaus günstigen Schlachtfeldes, bei Staffarda auf's Haupt. Der Feind verlor gegen dreitausend sechshundert Todte und alles Geschütz. Auf französischer Seite zeichneten sich vorzüglich der Prinz von Robecq, der Generallieutenant Feuquier und der General von Grancey aus, auf der gegnerischen der Prinz Eugen und die deutschen Truppen. Die Einnahme von Susa beschloß den Feldzug von 1690. Im folgenden Jahre belagerte Catinat mit glücklichem Erfolge Nizza, Carmagnola und das Schloß Montmelian, sah sich jedoch jetzt durch den Tod des Ministers Louvois seiner Stütze beraubt. Am 4. Oktober 1693 schlug er die unter dem Herzoge von Savoyen und dem Prinzen Eugen zwischen den Bächen Cisola und Non stehende feindliche Armee dergestalt, daß sie mit einem Verluste von sechsthalbtausend Todten sich bis nach Turin zurückzog. Catinat erhielt noch im Laufe dieses Jahres die Würde eines Marschalls von Frankreich, und durch seine äußerst kluge Vermittelung wurde am 29. August 1696 der Frieden zwischen Frankreich und Savoyen zu Turin abgeschlossen. Der Monarch empfing den General bei seiner Rückkunft nach Paris mit vorzüglicher Auszeichnung, und sendete ihn als Befehlshaber eines Korps nach Flandern, wo am 5. Juni 1697 die Veste Ath an die französischen Truppen überging. Vom Ryswiker Frieden an, welcher den 30. Oktober 1697 geschlossen wurde, lebte Catinat als Privatmann in Paris, bis ihm 1701

das Kommando der italienischen Armee im Mailändischen übertragen wurde. Hier befand er sich abermals, durch hemmende Instruktionen beengt, mit einer Armee, der er weder nothwendige Bekleidung noch Besoldung gewähren konnte, dem unbeschränkten Prinzen Eugen gegenüber, und verlor gegen Diesen, durch die Schuld des aus Unentschlossenheit oder Absicht zaudernden Herzogs von Savoyen, am 9. Juli 1701 das Gefecht von Carpi. Nachdem durch Kabalen des Hofes dem Marschall das Kommando genommen und auf Villeroi übertragen worden war, wurde er bei dem Uebergange über den Oglio am Arme verwundet. 1702 kommandirte er im Elsaß, nahm aber bald seinen Abschied und lebte, ohne jemals verheiratet gewesen zu seyn, bis zu seinem Tode (25. Februar 1712) auf seinem Gute bei St. Denis. — Ohne glänzende Eigenschaften, bei einem unansehnlichen Aeußeren, schroff und unbiegsam von Charakter und den Vortheil einer berühmten Abkunft entbehrend, mußten Catinat's kriegerische Tugenden von um so größerem Werthe seyn, da sie sich, trotz Minister- und Favoritinnen-Herrschaft, Anerkennung zu erringen wußten. Catinat war Soldat im wahren Sinne des Wortes, tapfer und vorsichtig, — daher er der „Vater der Gedanken" genannt wurde — aber rasch in der Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses, den Angriff erwägend, aber kein Opfer scheuend, um durch ihn zum Siege zu gelangen. Er war im höchsten Grade uneigennützig und, trotz seiner großen Strenge, ein Liebling der Soldaten, mit welchen er alle Gefahren theilte, alle Entbehrungen ertrug.

Claude Lorrain.

Geboren 1600. Gestorben 1682.

Von diesem außerordentlichen Manne, der auf dem Schlosse de Champagne bei Toul zur Welt kam, wird erzählt: sein Vater Peter Gelée, ein armer Pastetenbäcker, habe stets geklagt, sein Sohn Claude sey so geistesschwach, daß er es nie verstehen lerne, wie man eine Pastete einrühren

oder auch nur einen Ofen heizen solle. Wirklich konnte man dem blöden Knaben kaum das Lesen beibringen. Oft deshalb hart angelassen, entfloh derselbe endlich und vermiethete sich als Bedienter bei einigen flamändischen Künstlern, die nach Rom wanderten. Bei einem Einweihungsschmause entwickelte Claude in seiner Küchenbeschäftigung einige bis jetzt verborgen gebliebene Talente für Gastronomie, dergestalt, daß Agostino Tassi, ein römischer Maler, der nebst seiner Kunst auch die Pasteten leidenschaftlich liebte, ihn als Koch und Farbenreiber zugleich bei sich anstellte. In dem Studium dieses neuen Herrn fühlte Claude zum ersten Male das innere Aufstreben zu einem anderen und höheren Berufe. Aus dem Stumpfsinne gedankenloser Trägheit, aus der Erniedrigung früherer Bestimmung, trat bald einer der glücklichsten Mitbewerber um den Kranz der Unsterblichkeit hervor, und Tassi erlebte es noch, daß sein Farben und Pasteten rührendes Automat der erste Maler seiner Zeit wurde. Der durch seine Einfalt verschrieene Claude versenkte sich plötzlich in das Studium ganz abstrakter Gegenstände, berechnete die Brechungen des Lichtes und maß die Luftperspektive mit strahlenden oder idealen Linien. Er war es, der die ernsten und festen Wahrheiten der Geometrie aus jenem unsicheren Lehrgebäude seiner Zeit herausfand, und so ward er der größte Landschaftsmaler aller Nationen.

In seinem sechsunddreißigsten Jahre wirkte Claude noch mit der Küchenschürze und als Farbenreiber, und zehn Jahre nachher erscheint er wieder als Freund des geistreichen Kardinals Bentivoglio. Als entschiedener Liebling Urban's VIII. stand er da, als modegewordener Patentmaler der ganzen Aristokratie Europa's. Der Weg zu seiner Gallerie war, wie einer seiner Lebensbeschreiber sagt, Allem verschlossen, was nicht den höchsten Rang im Staate einnahm. Päpste, Könige und Fürsten wurden die Einzigen, welche sich die gefeierten Werke seines Genie's zu erwerben im Stande waren; denn seine ungeheuren Preise beschränkten die Käufer nur auf solche, die selbst ungeheuere Reichthümer besaßen, und das Publikum war gewissermaßen vom Genusse seiner Gemälde ausgeschlossen, deren Besitzer nach und nach drei Päpste und zwei regierende Fürsten zu seyn strebten.

Indessen ward nicht plötzlich sein Glück, so wie er selbst nicht mit Einemmale ein großer Künstler. Es fehlte ihm Anfangs an guter Anweisung, seine Gedanken und Empfindungen auf der Leinwand auszudrücken, und seine kleinen Bilder fanden noch immer wenig Aufmerksamkeit. Er mühte sich aber bei Tag und Nacht, lag vor Sonnenaufgang in Feldern und

Wäldern, um die Scheine und Lichter zu beobachten, und dann lief er in stechender Sonnenglut nach Hause, um die beobachteten Erscheinungen in seine Bilder zu bringen, wodurch diese wohl natürlich und richtig, aber ängstlich wurden, so daß sie Niemand, selbst um geringes Geld, kaufen mochte und Claude dabei in Armuth und Noth gerieth. Da traf ihn eines Tages der berühmte Sandrart in Tivoli, wo der deutsche Künstler an Ort und Stelle gleich nach der Natur malte. Claude kam zufällig durch das Gebüsch, sah das Verfahren des Meisters, und jetzt schien sich ihm mit Einemmale das Heiligthum zu öffnen. Freudig betroffen fragte er weiter, machte sogleich Versuche und richtete von Stund' an auf gleiche Weise seine Studien ein. Seit dieser Zeit war zwischen beiden Meistern ein Herzensbund gestiftet, der auch nie getrennt wurde. Sie waren täglich zusammen, zogen bald in Ein Haus und malten, anstatt zu zeichnen, sogleich nach der Natur. Als Sandrart abreisete, gab ihm Claude die schönsten Gemälde, die Jener bis an seinen Tod als Lieblinge bewahrte. Claude selbst brachte den größten Theil seines Lebens in Rom zu, und es steht noch gegenwärtig die Villa, die er an einem der herrlichen Abhänge des Janiculus erbauen ließ. In Rom erlag er auch hochbejahrt einem Gichtanfalle.

Claude's Werke sind entzückende Naturbilder, herrliche Schilderungen ihrer Feier bei auf- und niedergehender Sonne. Es herrscht darin Ebenmaß und Anmuth der Formen und Umrisse in einem Grade, wie er wohl nicht mehr höher anzutreffen ist. In der malerischen Ausführung bleibt er ein Muster der Vollkommenheit; denn diese Wärme der Farben, dieses Wellenlinienspiel, dieser Schmelz und Duft der Töne, diese Wirkung des Lichts, sind noch nicht erreicht worden, und in den Fernen und in den mannigfaltigen Effekten des Sonnenlichts, in den Fernen und in der harmonischen Wirkung des Ganzen, steht ihm Keiner gleich. Im großen Style der Komposition, in dem bestimmteren historischen Charakter oder der tieferen ethischen Bedeutung seiner Bilder, wurde er von Poussin übertroffen, denn Claude's Hauptstreben geht auf das sinnlich Angenehme. Auf seine sehr mittelmäßigen menschlichen Figuren legte er selbst geringen Werth, indem er zu sagen pflegte, daß er sie bei dem Verkaufe der Landschaften darein gebe. Man behauptet auch, daß dem Künstler das Zeichnen schwer geworden sey, woran etwas Wahres seyn mag, da er als ein ächter Maler Alles farbig sah und dachte, obwohl seine Radirungen höchst geistreiche und gefühlvolle Zeichnungen sind. Im Kolorit dürfte ihm vielleicht nur der einzige Tizian den Vorrang streitig machen. Zauberhaft sind in Claude's Bildern die Reize

einer prächtigen Natur versinnlicht, und unbeschreiblich der zarte Dunst und die Weichheit, welche seine Formen umschwebt. Er verstand es, die zarte Gränzlinie der Wahrheit und der Täuschung auf bewundernswürdige Weise zu treffen, und erkannte mehr, als irgend ein Anderer, den Geist der Natur, der in freundlich-sanften Gegenden aus Formen und Farben spricht.

Tizian.

Geboren 1477. Gestorben 1576.

Wenn man auf den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, die glänzendste Epoche neuerer Kunst, zurückblickt, so muß man über den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der größten Talente staunen, welche in einem Zeitraume von wenigen Jahren sich begegneten und unter denen Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian Alles überstrahlten, was vor und nach ihnen Epoche gemacht hat.

Tiziano Vercelli wurde zu Cadore (einem venetianischen Marktflecken in der Delegation Belluno) aus einer achtbaren Familie geboren, welche noch gegenwärtig besteht. Sein Vater beabsichtigte, ihm eine gelehrte Erziehung zu geben; aber der Knabe zeigte eine so entschiedene Neigung zum Zeichnen, daß Jener seinem Wunsche nachgab und ihn nach Venedig zu Sebastiano Zuccato schickte, der zwar gut in Mosaik arbeitete, aber sonst ein schlechter Zeichner war. Bald darauf wurde er bei Giovanni Bellini untergebracht, der damals eines ausgebreiteten Rufes genoß. Die Trockenheit und Härte in Bellini's Manier sagte jedoch dem genialen Jünglinge wenig zu, und er schweifte daher von den Vorschriften seines Lehrers dergestalt ab, daß dieser unzufrieden mit ihm war und ihm sogar das Prognostikon stellte: er werde auf solche Art ewig ein Sudler bleiben. Die Elemente seines künftigen Styls fand Tizian zuerst in den Werken Leonardo's da Vinci vorgeführt, noch deutlicher aber in jenen Giorgione's ausgesprochen, welcherz war auch Leonardo's Weise sich angeeignet, jedoch durch noch mehr Kraft, Anmuth und Glanz gehoben

hatte. Tizian studirte sein Vorbild mit solchem Glücke, daß seine Werke bald mit denen Giorgione's verwechselt, und nach kurzer Zeit schon über sie gestellt wurden. Voll feurigen Eifers, jede Quelle zu seiner Vervollkommnung zu benutzen, soll er sogar, namentlich für die Behandlung seiner Landschaftsgründe, die Art und Weise deutscher Künstler, welche eben in Venedig sich aufhielten, beobachtet und benutzt haben. Schnell verbreitete sich sein Ruhm; von allen Seiten kamen ehrenvolle Bestellungen, die ihn auf einige Zeit nach Vicenza und Padua riefen, um für die dortigen Kirchen zu arbeiten, und als er nach dem Tode des Giorgione 1511 nach Venedig zurückkehrte, vollendete er mehre, von Letzterem unvollendet gelassene, für den Saal des großen Rathes bestimmte Gemälde. Der Senat beförderte ihn, zur Belohnung seiner Arbeiten, zu dem Posten der Senseria, wodurch er verpflichtet war, jedesmal den neuerwählten Dogen zu malen. Gleich in seinen ersten Werken seit seiner Rückkehr nach Venedig zeigte sich, daß er bereits jene Vereinigung des großen Styls in der Zeichnung mit dem Glanze des Kolorits sich eigen gemacht hatte, welche Tintoretto als höchste Vollkommenheit in der Malerei pries. Als 1514 Alfons von Este, Herzog von Ferrara, zur Ausschmückung seines Palastes verschiedene Maler zu sich berief, durfte auch Tizian nicht fehlen, welcher bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft Ariosto's machte und innige Freundschaft mit ihm schloß. Hier stellte er in einem Zimmer des Palastes den „Triumph des Amor" und die so berühmt gewordenen Bacchanalien dar, welche Carracci für das Meisterstück der Malerei erklärte. Der Papst Leo X. und König Franz I. suchten ihn, unter den glänzendsten Anträgen, an ihre Höfe zu ziehen; aber Tizian zog es vor, in Venedig zu bleiben und sein Vaterland mit den Meisterwerken seines Pinsels zu schmücken. Um ihn für das Ablehnen so großer Vortheile einigermaßen zu entschädigen, gab ihm der Senat von Venedig den Auftrag, die Schlacht von Cadore zwischen den Venetianern und den Kaiserlichen zu malen, ein mächtiges Kunstwerk, das bei dem Brande des Dogenpalastes unterging. Im Jahre 1526 ließen sich der berühmte Satyriker Aretino und der Bildhauer Sansovino in Venedig nieder, und mit Beiden schloß Tizian ein Freundschaftsbündniß, das nur mit dem Leben dieser Männer aufhörte. Als drei Jahre später Kaiser Karl V. Bologna besuchte, wurde Tizian dorthin eingeladen, und malte den Kaiser zu Pferde. Dieser, nicht nur ein Bewunderer, sondern auch ein Kenner der Kunst, zeichnete ihn vor Allen aus, belohnte ihn glänzend und erklärte, sich nie von einem Anderen malen zu lassen, als

von ihm. Auch als Kaiser Karl im Jahre 1532 nach Bologna zurückkehrte, zog er den Künstler an seinen Hof, ertheilte ihm große Aufträge, belohnte ihn mit der Würde eines Ritters und Pfalzgrafen, und setzte ihm zugleich einen bedeutenden Jahresgehalt aus. Karl V. schätzte ihn so sehr, daß er ihn mehrmals zu seiner Rechten reiten ließ und den darüber murrenden Höflingen entgegnete: »Ich habe viele Edelleute in meinem Reiche, aber nur Einen Tizian.» Der Senat von Venedig bezeigte dem Künstler seine Achtung dadurch, daß er ihn von einer neueingeführten Abgabe befreite, von deren Zahlung sonst Niemand ausgenommen war. Im Jahre 1545 unternahm Tizian eine Reise nach Rom, welche mehr einem Triumphzuge glich, und führte hier binnen zwei Jahren mehre Gemälde für den Papst Paul III. und den Kardinal Farnese aus. Auch traf er hier zum ersten Male mit Michel Angelo zusammen, der zwar mit seiner Zeichnung sich nicht ganz einverstanden erklärte, aber seinem Bilde der Danae die unbegränzteste Bewunderung zollte. Er kehrte über Florenz nach Venedig zurück, unternahm aber schon 1548, und zum anderen Male 1550 eine neue Reise, und zwar nach Deutschland zu Karl V., auf dessen Wunsch er nach Augsburg kam. Wieder von diesem Monarchen mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, malte er denselben abermals. Als ihm bei dieser Gelegenheit einmal der Pinsel entfiel, bückte sich Karl darnach und gab ihn dem Maler mit den Worten zurück: „Tizian ist würdig, von einem Kaiser bedient zu werden." Später verlieh er ihm, zu den früheren Auszeichnungen, auch noch den Orden des goldenen Sporns. Kaiser Karl's Sohn und Nachfolger in Spanien, Philipp II., zeigte sich in Erwerbung Tizian'scher Meisterwerke eben so eifrig, wie sein Vater, und schmückte mit ihnen die Paläste von Madrid und des Escurial. Auch König Heinrich III. von Frankreich stattete, als er 1574 nach Venedig kam, Tizian einen Besuch ab und wurde von dem ehrwürdigen Greise mit fürstlichem Glanze aufgenommen. Tizian stand seinem hundertsten Jahre nahe, als eine in Venedig 1577 ausbrechende Pest ihn hinraffte. Die allgemeine Trübsal, welche jene ansteckende Krankheit bewirkte, verhinderte ein prachtvolles Leichenbegängniß, das ihm unter anderen Umständen zu Theil geworden seyn würde. Er ruht in der Kirche de' Frari. — Tizian hat sein großes Talent in den verschiedensten Gattungen der Malerei bewährt; wir besitzen von ihm Darstellungen aus der heiligen, wie aus der Profan-Geschichte, Landschaften und eine große Anzahl von Porträts. Er kannte und

schätzte die idealen Formen der Antiken; doch ohne die Absicht, sie erreichen zu wollen, zog er es vielmehr vor, dem Wahreren zu huldigen und seine Nachahmung auf die Natur zu beschränken. Hieraus erklärt sich, daß man in seinen männlichen Körpern nicht sowohl die Schönheit der Formen, als das Edle und Großartige derselben, bewundert. Daß ihm aber auch die Darstellung des Anmuthigen nicht gebrach, zeigen seine weiblichen Figuren. Mit gleicher Wahrheit, wie die blos äußeren Formen, gelang es ihm, das Innere des Menschen, wie es sich bei heftigen Erregungen auf dem Antlitze zeichnet, darzustellen. In Beziehung auf die Komposition bemerkt man in seinen früheren Werken etwas Unfreies, nach einer gewissen Symmetrie Geordnetes; später jedoch ist sie voll Bewegung, einfach und harmonisch, und jede Figur voll Bedeutung. Die Zeichnung ist im Allgemeinen richtig und verräth anatomische Studien; doch scheint es, als ob der Künstler hierin manche Schwierigkeiten mehr zu vermeiden, als zu überwinden gesucht hätte. Findet sich in den ebenerwähnten Beziehungen hin und wieder an Tizian's Werken Einiges auszusetzen, so ist man doch in dem Urtheile einstimmig, daß er in der Schönheit seines Kolorits kaum seines Gleichen hat. Wie er den so außerordentlichen Farbenreiz, der nach dem Verlaufe so vieler Jahre noch immer derselben geblieben ist, hervorbrachte, ist bis jetzt ein Geheimniß geblieben. Sein Helldunkel, sein Vertheilen von Licht und Schatten, erscheint nicht durch die Kunst bewirkt, sondern es gehört der Natur an, wie die Beleuchtung eines Sommertages.

Karl Philipp Fürst von Wrede.

Geboren 1767. Gestorben 1838.

Eine Eigenthümlichkeit im Leben dieses Mannes ist es, daß er, nicht für den Soldatenstand erzogen und ohne die unteren Grade desselben durchlaufen zu haben, seine kriegerische Laufbahn in höherem Range eröffnete und gleich bei seinem Auftreten als gewandter Führer selbständiger Abtheilungen sich zeigte. Sein Vater, Ferdinand Joseph Wrede, war fürstbischöflich speyerischer Hofrath, wurde 1790 in den Adelstand, später als

kurpfalzbaierischer Regierungs- und Geheimrath in den Freiherrnstand erhoben. Er lebte in Heidelberg, wo ihm sein zweiter Sohn, Karl Philipp, am 29. April 1767 geboren wurde. Dieser erhielt eine sorgfältige Erziehung in seiner Geburtsstadt, studirte daselbst und widmete sich vorzüglich der Forstwissenschaft. Bald nach vollendeten Studien wurde er zum Hofgerichtsrathe in Mannheim, 1792 zum Assessor bei dem Oberamte in Heidelberg ernannt. Nach dem Ausbruche des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich trat er als pfälzischer Landeskommissär unter ein von dem Fürsten Hohenlohe befehligtes österreichisches Korps, und begleitete in den Jahren 1793 bis 1798 als Oberlandeskommissär die Armeen unter den Generalen Wurmser, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, Clairfayt und Erzherzog Karl. In dieser Stellung machte er sich mit dem Kriege und dem Wesen des Soldatenstandes bekannt, und es entwickelte sich immer mehr seine Neigung für den letzteren. Als er im Jahre 1798 vom Erzherzoge Karl den Auftrag erhielt, ein kurpfälzisch-baierisches Korps zu bilden, entsagte er der kurz vorher angetretenen Stelle eines Oberforstmeisters, und nahm am 14. Oktober mit seinen Truppen zuerst an dem Kavalleriegefechte bei Friedrichsfelde am Neckar Theil. Hierauf wohnte er als Oberst seines Korps mehren Gefechten und Schlachten während der Feldzüge von 1799 und 1800 mit Auszeichnung bei, wurde im letztgenannten Jahre zum Generalmajor ernannt, deckte den Rückzug der Oesterreicher in diesem Feldzuge, und focht in der Schlacht von Hohenlinden mit, wo er, nachdem sein Mitwirken auf dem Schlachtfelde unthunlich wurde, mit großer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart eine concentrirte Stellung nahm. Nach dem Abschlusse des Friedens widmete er sich mit Sorgfalt einer besseren Gestaltung des baierischen Heeres, wurde 1804 zum Generallieutenant ernannt und übernahm im folgenden Jahre anstatt des verwundeten Generals Deroy den Oberbefehl über das ganze, im Felde befindliche baierische Heer. Für seine ruhmvolle Theilnahme an dem Feldzuge 1805 erhielt er das Großkreuz der Ehrenlegion, befehligte darauf nebst dem Kronprinzen von Baiern im Jahre 1807 das baierische Heer in Polen, und trug 1809 an der Spitze der zweiten Division dieser Armee wesentlich zu den Siegen bei Abensberg und Landshut bei. Er verfolgte alsdann den Feind über die Isar, rettete in dem Treffen bei Neumarkt das schon geschlagene Heer, eroberte Salzburg, drang in Tirol ein und besetzte Innsbruck, zog dann in Eilmärschen über Salzburg und Wien dem Kriegsschauplatze zu und entschied durch sein pünktliches Eintreffen den schon so zweifelhaften Sieg in der Schlacht

bei Wagram, den er mit einer leichten Wunde bezahlte. Er verfolgte die Gegner bis Znaim, kehrte dann nach Salzburg zurück, drang, nach dem Ausbruche neuer Unruhen in Tyrol, gegen dieses Land vor und kämpfte wider die muthvoll gegen die Fremdherrschaft sich erhebenden Gebirgsbewohner. Nach dem Abschlusse des Wiener Friedens ernannte ihn Napoleon zum französischen Reichsgrafen und ertheilte ihm im Innviertel die Ortschaften Mondsee, Engelhardszell, Suben rc. Im Jahre 1812 führte er die baierische Kavallerie nach Rußland, wohnte der Schlacht bei Polozk bei, übernahm nach dem Tode des Generals Deroy auch den Oberbefehl über das baierische Fußvolk, deckte mit demselben die wilde Flucht des französischen Heeres aus Rußland, und führte am 6. Dezember die Ueberbleibsel seiner Truppen über die von Eis bedeckte Wilia bei Dunszew. Hierauf marschirte er am 12. August 1813 mit dem neugebildeten baierischen Heere an den Inn, schloß am 8. Oktober mit den Oesterreichern den Vertrag von Ried, in dessen Folge Baiern zu den Verbündeten übertrat, übernahm dann den Oberbefehl über das vereinigte österreichisch-baierische Heer, führte dasselbe in Eilmärschen vom Inn an den Main, eroberte Würzburg, besetzte Frankfurt, und lieferte am 30. und 31. Oktober Napoleon die blutige Schlacht von Hanau, in welcher er gefährlich verwundet wurde. Nach seiner Wiedergenesung begab er sich zu seiner Armee nach Frankreich, stellte sich an die Spitze des fünften Armeekorps, wohnte der Schlacht bei Brienne bei und eroberte in derselben dreiundzwanzig Kanonen. Sodann schlug er den Marschall Marmont bei Rosny, drängte Oudinot bei Donnemarie zurück, deckte vom 18. Februar 1814 den Rückzug der großen Armee von Troyes, entschied den Sieg bei Bar sur Aube, wo er noch auf dem Schlachtfelde den St. Georgsorden zweiter Klasse erhielt, und trug auch zu dem Gewinne der Schlacht bei Arcis sur Aube vorzüglich bei. Inzwischen hatte ihm der König von Baiern, zur Belohnung seiner großen Verdienste um den glücklichen Gang der Kriegsunternehmungen, nicht nur am 7. März 1814 den Feldmarschallstab ertheilt, sondern er erhob ihn auch am 9. Juni desselben Jahres zur Fürstenwürde, und schenkte ihm am 24. Mai 1815 das im Nordgau liegende Ellingen, Stadt und Schloß mit neunzehn Dörfern und sechzehn Weilern, als ein erbliches Fürstenthum unter baierischer Oberhoheit. Von dem Kongresse zu Wien, an welchem er hierauf Antheil nahm und wobei er auch als Diplomat ungewöhnliche Talente entwickelte, wurde er durch Napoleon's Rückkehr von Elba wieder in's Feld gerufen, drang an der Spitze des baierischen Heeres in Lothrin-

gen vor, ging über die Saar und rückte mit seiner Armee bis in das Innere von Frankreich ein, ohne Gelegenheit zu bekommen, an den wichtigsten Ereignissen dieses kurzen Feldzuges persönlich Antheil zu nehmen. Nach Beendigung desselben kehrte er nach Baiern zurück, wurde 1817 zum Staatsrathe erhoben, trat als lebenslänglicher Präsident in die erste Kammer der Ständeversammlung, und wurde am 1. Oktober 1822 zum Generalinspektor des Heeres ernannt. Auch König Ludwig wußte seinen Werth zu erkennen und beehrte ihn mit seinem Vertrauen. Der Fürst von Wrede widmete sich jetzt vorzüglich der Verwaltung seiner Güter und der Sorge für seine Unterthanen; doch zog er sich nicht völlig von Staatsgeschäften zurück, und war noch thätig im Lager bei Augsburg, im Herbste 1838. Bald darauf entwickelte sich eine Krankheit, welche am 12. Dezember seinem Leben ein Ende machte. Seiner eigenen Verordnung gemäß, wurde die Kugel, welche seit der Hanauer Schlacht sich in seinem Körper befand, aufgesucht und wird jetzt von der Familie in einer Urne zu stätem Andenken aufbewahrt. Seine irdischen Ueberreste ruhen in der Familiengruft zu Ellingen, wo der Tod ihn ereilt hatte. Baiern verdankt Wrede's stets gleicher, oft aufopfernder Einwirkung auf allen Stufen, welche es durchschreiten mußte, um zu seiner jetzigen Gestaltung zu gelangen, einen großen Theil dieser seiner Achtung gebietenden Stellung als dritte Macht im deutschen Staatenbunde. Das Andenken an Wrede ehrte König Ludwig unlängst durch ein in der neuerbauten Feldherrenhalle zu München, nach dem Modell Schwanthaler's ihm errichtetes Standbild, welches, gleichzeitig mit jenem Tilly's, am 8. Oktober 1844 auf feierliche Weise enthüllt wurde.

Eugen Beauharnais,

Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt.

Geboren 1781. Gestorben 1824.

Dieser edle und tapfere Mann, einer der wenigen, die, an dem Stamme der Napoleoniden zur Höhe emporrankend, seinen Fall nicht theilten, kam den 3. September 1781 in Paris zur Welt. Sein Vater war der während der Revolution 1794 schuldlos hingerichtete Vicomte Alexander Beauharnais, seine Mutter Josephine Tascher de la Pagerie, durch ihre spätere Verheiratung mit Napoleon Bonaparte berühmt. Im Jahre 1796 zog der junge Eugen, als Adjutant seines berühmten Stiefvaters, mit zur Armee nach Italien, wo er in dem Treffen von Montenotte zum ersten Male den Feind sah. Im folgenden Jahre wurde er zu den Griechen gesendet, um ihnen die Vereinigung der jonischen Inseln mit Frankreich in Folge des Vertrages von Compo formio anzukündigen, und wieder ein Jahr später zog er, als Adjutant Napoleon Bonaparte's, mit nach Aegypten, zeichnete sich hier bei mehren Gelegenheiten aus, und zeigte bei Saint Jean d'Acre, wo er kaum dem Tode entging, seine Menschlichkeit im schönsten Lichte. 1799 kehrte er aus Aegypten zurück, begleitete am 9. November seinen Stiefvater nach St. Cloud und wurde zum Rittmeister bei den reitenden Jägern der Konsulargarde ernannt, in welcher Eigenschaft er dem Feldzuge von 1800 in Italien rühmlichst beiwohnte und auf dem Schlachtfelde von Marengo zum Eskadronschef erhoben wurde. Nach zwei Jahren ward er Oberst, 1804 Brigadegeneral und Generaloberst sämmtlicher Jäger zu Pferde. Im nämlichen Jahre, am Jahrestage der Schlacht von Marengo, wurde er zum Staatserzkanzler gewählt, und erhielt am folgenden Tage das große Band der Ehrenlegion. Am 8. Juni 1805 ernannte Napoleon den Prinzen Eugen zum Vicekönig des Königsreiches Italien, und als solcher war er, so weit er es vermochte, für das Wohl des ihm anvertrauten Landes rastlos bemüht. Der Januar 1806 machte ihn zum Adoptivsohne Napoleon's und zum Gemale der Prinzessin Auguste, Tochter des

Königs Maximilian Joseph von Baiern; später fügte Napoleon den Titeln seines Adoptivsohnes noch den eines Prinzen von Venedig bei. Das Jahr 1809 rief den Vicekönig zu militärischer Thätigkeit; er befehligte die Armee von Italien, lieferte anfänglich einige glückliche Gefechte am Tagliamento und bei Palse, wurde aber am 16. April durch den Erzherzog Johann von Oesterreich bei Sacile geschlagen. Am 28. April ging Eugen, nachdem er vorher noch die Schanzen bei Caldiero muthvoll vertheidigt und Verstärkungen an sich gezogen hatte, von der Etsch aus wieder offensiv zu Werke, erzwang am 4. Mai den Uebergang über die Brenta, siegte am 8. an der Piave und überschritt am 11. den Tagliamento. Der Sieg bei Tarvis am 17. Mai machte ihn zum Meister der Stellungen auf der Rückseite der Gebirge Kärntens; dann siegte er am 21. Mai bei Laibach, am 25. bei San Michele, kam am 26. auf dem Sömmering an und vereinigte sich am letzten Tage dieses für ihn so glorreichen Monats bei Schottwien mit der großen Armee. Nicht minder lächelte ihm das Glück am 7. Juni bei Stein am Anger, und am 14. in der Schlacht bei Raab. Des schmerzlichen Auftrages, seine Mutter auf die Scheidung von dem Kaiser vorzubereiten, entledigte er sich mit Würde. Als die Geburt des Königs von Rom ihm die Aussicht auf den späteren Besitz Italiens benahm, ernannte ihn Napoleon zum Nachfolger des Fürsten Primas Dalberg, und übertrug ihm bei dem Feldzuge nach Rußland 1812 das Kommando des vierten Armeekorps. Die Tage des Ueberganges über die Düna, die von Ostrowno und Smolensk, die Schlacht von Mosaisk, waren Tage des Glanzes für Eugen, der sich bei dem Rückzuge der französischen Armee unsterblichen Ruhm durch die Schlacht von Malo Jaroslawetz am 24. Oktober, wo er allein den Andrang des ganzen feindlichen Heeres aufhielt, und durch das Gefecht vom 2. November erwarb. Den Sieg bei Lützen (2. Mai 1813), wo er den linken Flügel der Franzosen befehligte, entschied er durch ein kühnes Manöver auf dem rechten Flügel des Feindes. Bald darauf ging er auf Befehl Napoleon's, welcher einen neuen Einfall der Oesterreicher befürchtete, nach Italien zurück, focht mit abwechselndem Glücke bei Rosseck, Villach, Festritz, Bassano, Roveredo u. s. w. und würde aus seinen Stellungen noch schwerer zu verdrängen gewesen seyn, hätte nicht Murat's Erklärung gegen Frankreich ihn in eine schwierige Lage versetzt. Nach der Abdankung Napoleon's legte er das Kommando nieder und begab sich nach München, und von da nach Paris, wo er von dem Kaiser von Rußland mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Eben so erfuhr

LXXII.


MANSFIELD
1794
CLARENDON
GNEISENAU
BENNIGSEN
1826
QUARIN
VAN SWIETEN

er auf dem Wiener Kongresse die achtungvollste Behandlung von allen Monarchen; hier betrieb er mehrfache Unterhandlungen wegen seiner großen Besitzungen in Italien, die er späterhin glücklich beendete. Die Jahre 1816 und 1817 verlebte er ruhig in München; im folgenden Jahre ernannte ihn sein königlicher Schwiegervater zum Herzoge von Leuchtenberg, mit dem Prädikate königliche Hoheit, belehnte ihn mit dem Fürstenthume Eichstädt und verordnete, daß, im Falle des Aussterbens der baierischen Linie, seine Nachkommen in Baiern succediren sollten. Der Herzog hielt sich seitdem abwechselnd in Eichstädt und München auf, in welcher Hauptstadt er am 21. Februar 1824, viel zu früh und von Allen betrauert, sein Leben beschloß. — Eugen besaß seltene Vorzüge des Geistes, verbunden mit einem sehr vortheilhaften Aeußeren; glänzende Tapferkeit und liebenswürdige Bescheidenheit zeichneten ihn aus. Im Jahre 1830 wurde ihm in der St. Michaelskirche zu München ein Denkmal von Thorwaldsen errichtet.

W. Murray Graf v. Mansfield.

Geboren 1704. Gestorben 1794.

William Murray war das elfte Kind des Viscount Stormont und zu Perth in Schottland den 2. März 1704 geboren. Seine Erziehung erhielt er auf der Schule zu Westminster, wo er bereits Proben seiner Beredtsamkeit ablegte; er studirte dann auf dem Christchurch-Kollegium zu Oxford und erlangte im Jahre 1730 den Magistergrad. Reisen nach Frankreich und Italien erweiterten seine Anschauung; ein frühzeitiges Freundschaftsverhältniß mit Pope bildete seinen Geschmack. Er widmete sich von nun an ausschließend der gerichtlichen Praxis als Redner, wurde im Jahre 1742 zum Solicitorgeneral ernannt und nahm, Anfangs als Mitglied für Boroughbridge, seinen Sitz in Parlamente. Pitt bezeigte ihm seine besondere Achtung und bediente sich seiner bei mehren wichtigen Anläßen; seine glänzende Beredtsamkeit riß, wo es galt, Alles hin. Im Jahre 1754 ward er Atter-

neygeneral, und zwei Jahre später Oberrichter der King's Bench und geheimer Rath; gleichzeitig erhielt er die Pairswürde und den Titel eines Barons Mansfield. Die Ministerialcoalition von 1757, aus welcher Großbritannien so erhebliche Vortheile zog, war meist sein Werk. Im J. 1776 wurde er in den Grafenstand erhoben; Lordkanzler zu werden, war gegen seinen Wunsch, und 1788 legte er seine Würde nieder. Zwar nahmen seine Körperkräfte seitdem ab, doch sein Geist blieb ungeschwächt. Die französische Revolution machte den Greis für sein Vaterland und dessen Zukunft besorgt, und von manchen trüben Ahnungen erfüllt, starb er auf seinem Landsitze Kenwood bei Hemstead den 18. März 1794, im einundneunzigsten Jahre seines Alters. In der Westminsterabtei wurde ihm durch Flaxman's Meisterhand ein Denkmal errichtet. — Ueber seine Lebensumstände und näheren Verhältnisse sind die Nachrichten außerordentlich dürftig. Nach zuverlässigen Zeugnissen war sein Verhalten im Privatleben musterhaft; die Anmuth seines Wesens, die Fülle seines Witzes und seine bewundernswürdigen gesellschaftlichen Fähigkeiten sicherten ihm die Liebe Aller, welche sich seines Umgangs freuten. Sein Talent als Redner wurde durch eine angenehme und anziehende Persönlichkeit und einen außerordentlichen Wohllaut der Stimme unterstützt, und er bildete, wie es heißt, jene einem edlen Vortrage so günstigen Eigenschaften in seiner Jugend unter Pope's Anleitung mit großem Eifer aus. Seine Sprache war rein, sein Styl kraftvoll und klar, sein Fassungsvermögen schnell und sein Gedächtniß scharf, so daß frühere Rechtsfälle ihm immer im rechten Augenblicke mit Deutlichkeit vor das Auge traten und ihn zu verschiedenen Vergleichungen führten. Von diesen seltenen Gaben aber machte Lord Mansfield stets einen edlen Gebrauch; denn immer erklang seine Stimme am lautesten und kräftigsten für Duldung und Religionsfreiheit.

E. Hyde Graf v. Clarendon.

Geboren 1609. Gestorben 1673.

Edward Hyde entstammte einer alten, in Cheshire ansässigen Familie und wurde den 18. Februar 1609 (nicht 1608, wie gemeinhin angegeben wird) in Dinton bei Salisbury geboren, erhielt die erste Bildung durch seinen gelehrten Vater, studirte seit 1622 in Oxford die Rechte und erwarb hier 1625 den Baccalaureus-Grad. Anfangs hegte er Abneigung gegen die Rechtswissenschaft und verlegte sich mehr auf Geschichte und allgemeine Literatur; später aber kehrte er mit großem Eifer zu jenem Berufe zurück, in welchem er bald eine große Praxis und einen ausgezeichneten Ruf erlangte. In das sogenannte kurze Parlament 1640 trat er als erwähltes Mitglied des Oberhauses für Wootton-Basset und Shaftesbury, und bald darauf auch in das lange Parlament ein, zeigte sich hier als ein eifriger Gegner unumschränkter Gewalt und untersuchte, als solcher in mehre Ausschüsse gewählt, die Beschwerden gegen den König, ward aber, bei seiner Mäßigung und als er sich bei der überhandnehmenden Schwärmerei der Independenten aus Grundsatz zum Vertheidiger des Thrones aufwarf, von den Fanatikern des Hauses mit offenem Hasse verfolgt. Als der König in die Hände des Parlaments gerieth und der Bürgerkrieg von allen Seiten losbrach, begleitete Hyde den Prinzen von Wales, nachmaligen König Karl II., in den Westen Englands, von da nach Scilly und auf die Insel Jersey, wo er auch nach des Prinzen Abreise nach Frankreich (1646) blieb, und daselbst an einer Geschichte der ausgebrochenen »Rebellion" und anderen Schriften arbeitete. Im Mai 1648 folgte er, auf des Königs Befehl, dem Prinzen von Wales nach Paris, und dieser sendete ihn, nach seines königlichen Vaters Hinrichtung, nebst dem Lord Cottington als Gesandten nach Madrid, um den spanischen Hof zur Unterstützung gegen das rebellische England zu bewegen. Im Jahre 1657 wurde Hyde von dem nunmehrigen Könige Karl II. zu Haag zum Lordkanzler von England ernannt, und trug durch seine weisen Rathschläge das Meiste bei, daß derselbe 1660 den

Thron von England wirklich bestieg. Der König behandelte ihn mit Achtung und Wohlwollen, erhob ihn zur Pairswürde mit dem Titel eines Barons Hyde von Hindon in der Grafschaft Wilts, und bald darauf zum Viscount Cornbury und Grafen von Clarendon; auch wurde er um diese Zeit zum Kanzler der Universität zu Oxford erwählt. Dieses schnelle Steigen erweckte ihm zahlreiche Neider und Feinde, denen ein neuer Stoff für ihren Haß dadurch erwuchs, daß der Herzog von York, nachmals Jakob II., sich mit Clarendon's Tochter Anna, wiewohl wahrscheinlich ohne dessen Wissen, vermälte. Zwar schien der König, trotz der zahlreichen Verdächtigungen, ihm seine Gunst nicht entziehen zu wollen; aber allmälig gewann die Verläumdung Terrain, und endlich trug hin und wieder Clarendon's Handlungsweise selbst dazu bei, ihr den Sieg in die Hände zu spielen. Karl II., als heimlicher Katholik dem eifrigen Protestanten Clarendon ohnehin nicht völlig geneigt, fühlte sich zugleich durch manche Zurechtweisungen, welche der Graf sich gegen ihn erlaubte, gekränkt, endlich aber zu dem bittersten Unwillen gegen Clarendon veranlaßt, nachdem Letzterer die Verheiratung der Tochter eines schottischen Edelmanns, Lady Stuart, mit dem Herzoge von Richmond veranstaltet hatte, in der Absicht, hierdurch die Trennung des Königs von seiner Gemalin zu verhindern. Zuletzt erwachte auch noch die öffentliche Unzufriedenheit gegen ihn, als Dünkirchen (1662) verkauft wurde, und der Krieg mit Holland (1664—1667), gegen seinen Rath unternommen, ein unglückliches Ende nahm. So kam es, daß endlich alle Parteien ihn gleichsehr haßten: die alten Edelleute, weil sie meinten, daß er ihre gerechten Ansprüche auf die Freigebigkeit des Königs vernachlässige; die Papisten und Dissenters, weil er, zu Gunsten der herrschenden Kirche, sich ihren Verlangen nach Zugeständnissen hartnäckig widersetzte; die vornehmen Lüstlinge, weil seine ehrbaren Bemühungen, den König von seinem Leichtsinne zu ernsteren Betrachtungen zu führen, ihre Plane durchkreuzte und ihren Ausschweifungen ein Ziel setzte. Ihren vereinten Anstrengungen gelang es zuletzt, die Dankbarkeit im Herzen des Königs auszulöschen und ihn seinem treuesten Rathgeber und Freunde zu entfremden. Im August 1767 wurde dem Lordkanzler das große Siegel abgenommen, und als sich im Oktober das Parlament versammelte, votirte man deshalb eine Dankadresse an den König; das Unterhaus brachte sogar eine Klage auf Hochverrath gegen Clarendon vor das Oberhaus, die jedoch in der Hauptsache unerwiesen blieb. Clarendon flüchtete auf den Kontinent, und sendete von Calais aus eine Vertheidigungsschrift an das Haus der Lords, die,

auf Beschluß der beiden Häuser, durch Henkershand verbrannt wurde. Er ward, kraft einer im Hause der Lords durchgegangenen Bill, zu immerwährender Verbannung aus England verurtheilt und noch im Auslande verfolgt, indem er zu Evreux von englischen Matrosen überfallen und nur mit Mühe ihnen entrissen wurde. Im Juli 1668 wendete er sich nach Montpellier, wo er von dem Gouverneur mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde, hier noch als Greis sich die französische und italienische Sprache eigen machte und die Klassiker beider Sprachen studirte. Auch vollendete er daselbst seine Geschichte der Rebellion, verfaßte eine Antwort auf Hobbe's „Leviathan," eine geschichtliche Abhandlung über päpstliche Gerichtsbarkeit und mehre andere Schriften. Mit diesen Arbeiten brachte er drei Jahre in Ruhe und Zufriedenheit in Montpellier zu, bis er im Jahre 1672 diese Stadt verließ, zuerst nach Moulins, dann nach Rouen ging und hier den 9. Dezember 1673 starb. Seine Ueberreste wurden nach England gebracht und in der Westminsterabtei beigesetzt. — Clarendon kannte, was auch dagegen gesagt worden ist, durch ein sorgsames Studium das vaterländische Recht genau, und verband mit patriotischer Klugheit, Redlichkeit und unermüdete Thätigkeit. Daß er kein geschmeidiger Hofmann, dabei stolz im Bewußtseyn redlicher Absichten war, trug viel zu seinem Sturze bei. Sein Styl ist ziemlich ungelenk, und sein Vortrag in den erzählenden Theilen seiner Geschichte weitschweifig und ungenau; aber sein treuer Eifer und seine warme Anhänglichkeit an seine politischen Freunde haben über seine Charakterschilderungen einen Reichthum von Beredtsamkeit verbreitet, der vielleicht durch Nichts übertroffen worden ist.

Neidhart Graf von Gneisenau.

Geboren 1760. Gestorben 1831.

Das Schicksal wollte durch einen ausgezeichneten Mann die Ungerechtigkeit des Volkswitzes gut machen, welcher die, jetzt preußische Stadt Schilda grundlos in den Verruf des deutschen Abdera gebracht hat; denn aus die-

sem spöttisch berüchtigten Orte ging (28. Oktober 1760) einer der Vorkämpfer deutscher Befreiung, Neidhart von Gneisenau, hervor, dessen Vater, ein österreichischer Hauptmann, dort im Winterquartiere stand. Nach dem frühzeitigen Tode seiner Eltern erhielt er seine Erziehung in dem Hause seines Großvaters, des Artillerieobristen und Kommandanten Müller in Würzburg, studirte in Erfurt, trat dann 1778 in die Militärdienste des Markgrafen von Anspach-Baireuth, und begleitete dessen Ersatzmannschaften 1780 nach Amerika, von wo er erst nach drei Jahren zurückkehrte. Als 1785 Baireuth an Preußen fiel, trat er mit mehren seiner Kameraden als Lieutenant in preußische Dienste, und blieb à la suite in Potsdam bis zu Friedrich's II. Tode. Hierauf zur niederschlesischen Füsilierbrigade versetzt, wurde er 1789 Hauptmann, stand in Löwenberg, Bunzlau und Jauer in Garnison, und wohnte den Feldzügen 1793 und 1794 in Polen, und 1806 dem Gefechte von Saalfeld bei. Hier legte er schon in reifen Mannesjahren den ersten Grund zu seinem nachmaligen Ruhme. Als die ihm vorgesetzten Stabsoffiziere in dieser unglücklichen Schlacht geblieben oder verwundet waren, führte er als Hauptmann den Rest seines Bataillons nach Schlesien zurück, wurde darauf Major und formirte ein Brigadereservebataillon in Litthauen. Später zur Vertheidigung von Danzig gesendet, wurde er dann Kommandant des hart belagerten Kolberg, bei dessen Vertheidigung sich sein Talent und seine Entschlossenheit zeigte; seiner Umsicht hatten die Preußen die Erhaltung jener wichtigen Festung zu danken. Dafür beförderte ihn der König nach dem Tilsiter Frieden, 1807, zum Oberstlieutenant, und später zum Obersten und Mitglied der Kommission zur neuen Bildung des Heeres, dann zum Chef des Ingenieurkorps und Inspecteur der preußischen Festungen. Bei scheinbarer Verabschiedung wegen politischer Verhältnisse, bekleidete Gneisenau von 1809 bis 1813 die Stelle eines Staatsrathes, arbeitete mit General Scharnhorst nach Kräften zur Vorbereitung eines neuen Krieges gegen Frankreich, unternahm in Aufträgen seiner Regierung mehrmalige Reisen nach Wien, Petersburg, Stockholm und London, und hatte die Freude, als geheimer Abgesandter, als welcher er wegen eines Bündnisses Preußens mit England unterhandelte, bedeutende Zusicherungen zu erhalten. Im Jahre 1813 kehrte er aus England in sein Vaterland zurück, ward Generalmajor und Generalquartiermeister des Blücher'schen Korps in Breslau, und stieg, nach Scharnhorst's Tode, zum Chef des Generalstabes des Feldmarschalls Blücher. Bei Beginn des Feldzuges 1813 zeichnete er sich durch den Rückzug von Lützen nach

Schlesien aus', ward Generalgouverneur dieser Provinz, und wirkte thätig zum Besten des Landes bei Organisation der Landwehre. Seiner Mitwirkung besonders verdankte Blücher den Sieg an der Katzbach und den Uebergang des schlesischen Korps über die Elbe bei Wartenburg, und bewirkte dafür, nachdem sich Gneisenau auch in der Schlacht bei Leipzig von Neuem ausgezeichnet hatte, dessen Beförderung zum Generallieutenant. Auch bei der Einnahme von Paris trug Gneisenau das Seinige zum Ruhme der preußischen Waffen bei; sein dankbarer König erhob ihn in den Grafenstand und schenkte ihm eine bedeutende Domaine. Bei dem Wiederausbruche des Krieges, 1815, ward er abermals Chef des Blücher'schen Generalstabes, und brachte es, nach der verlorenen Schlacht bei Ligny, durch rastlosen Eifer dahin, daß die alte Ordnung des Heeres wiederhergestellt wurde und daß dasselbe in der Schlacht von Waterloo mit dem bekannten Erfolge auftreten konnte. An beiden Tagen befand er sich, so wie sein Chef, in Lebensgefahr; zwei Pferde wurden unter ihm erschossen. Unermüdet verfolgte er nach der Schlacht von Waterloo den fliehenden Feind bis über Jemappe und Quatrebras, und machte hier reiche Beute. Hierbei war es auch, wo Napoleon's Wagen mit allen Kostbarkeiten in die Hände der Verfolgenden fiel. Der König schenkte dem Grafen Gneisenau den erbeuteten schwarzen Adlerorden Napoleon's, und ernannte ihn zum General der Infanterie. Zum zweiten Male ging Gneisenau mit dem Heere nach Paris, nahm an dem Friedensschlusse Theil und ward kommandirender General der Rheinprovinzen. Aber schon im folgenden Jahre fühlte er, daß seine durch die vielfachen Anstrengungen geschwächte Gesundheit einer nothwendigen Wiederherstellung bedürfe; er zog sich vom Dienste zurück, und lebte, nachdem er die Bäder von Teplitz und Karlsbad gebraucht hatte, ruhig im Schooße seiner Familie auf seinen Gütern, bis ihn der König 1818 an des Feldmarschalls Kalkreuth Stelle zum Gouverneur von Berlin, Mitglied des neuen Staatsrathes und Präsidenten der Sektionen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten berief. Sieben Jahre später wurde er zum Generalfeldmarschall erhoben; auch war er Chef des neunten Infanterieregiments. Als im Jahre 1831 die polnischen Angelegenheiten kräftige Maßregeln und das Eingreifen eines erfahrenen Mannes erforderten, der des Königs ganzes Vertrauen besaß, wurde ihm der Oberbefehl über die vier östlichen Armeekorps der preußischen Heeres übertragen. Als solcher ward er zu Posen am 24. August 1831 ein Opfer der Cholera. Auf Befehl des Königs legte die Armee achttägige Trauer um den Verstorbenen an. Seine

Thätigkeit, Umsicht und Ergebenheit für das königliche Haus hatten ihm das Vertrauen und die Liebe seines Monarchen, sein edles, wohlwollendes, jugendlich kräftiges und frohes Wesen die allgemeine Verehrung seiner Mitbürger erworben. In der Reihe der ausgezeichneten Talente und der schönen Charaktere, welche die neue Zeit in ihren Ereignissen hervorgerufen hat, steht Gneisenau als einer der vorzüglichsten.

L. A. T. Graf von Benningsen.

Geboren 1745. Gestorben 1826.

Wie oft der Zufall Talente weckt und pflegt, so drängte er auch hier durch mancherlei Verwickelung einen Erkorenen zu seiner wahren Bestimmung hin, die demselben beinahe schon verloren zu seyn schien. Lewin August Teophil von Benningsen wurde den 10. Februar 1745 zu Braunschweig geboren. In seinem zehnten Jahre ward er Page am kurhannöverischen Hofe, einige Jahre später Fähnrich bei der hannöverischen Fußgarde, und avancirte daselbst bis zum Lieutenant. Seltsamerweise fühlte er jedoch zu der militärischen Laufbahn, auf welcher ihm seine Lorbeern dereinst blühen sollten, nicht die geringste Neigung; daher kam es, daß er, als durch den Tod seines Vaters ihm das Familiengut Banteln im Hannöverischen zufiel, seinen Abschied nahm und sein Gut bewirthschaftete, jedoch mit so wenig Beruf und mit so üblem Erfolge, daß seine Vermögensumstände in Zerrüttung geriethen. Die Kunst des Krieges sollte ihm wiederbringen, was das Handwerk des Friedens ihm entrissen; er faßte den Plan, unter der Fahne Rußlands sich in den Kampf gegen die Türken zu stürzen, erwarb sich aber vorher, um schneller avanciren zu können, den Charakter als hannöverischer Obristlieutenant, und wurde dann im russischen Heere sogleich als Premiermajor angestellt. Zuerst unter Rumjanzow gegen die Türken, dann gegen den Insurgenten Pugatscheff fechtend, lenkte er als Obrist im zweiten türkischen Kriege durch seine Bravour bei dem Sturme auf Oczakow 1788 die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina II. auf sich, die sich seiner zur Ausführung ihrer Plane auf Polen

bediente. Hier führte er in den Jahren 1793 und 1794 den Befehl über ein bedeutendes fliegendes Korps, und wurde nach dem Siege bei Soli außer der Reihe zum Generalmajor ernannt. Als Befehlshaber der Kavallerie in Lithauen entschied er durch einen kühnen Angriff den Sieg bei Wilna, so wie er durch einen gewagten Ueberfall bei Olita beinahe das ganze polnische Korps sprengte; eben so hatte er in dem Kriege gegen Persien im Jahre 1796 den größten Antheil an der Eroberung der Festung Derbent. Weit weniger, als der Gunst Katharina's, hatte er sich jener ihres Nachfolgers, Paul's I., zu erfreuen, unter dessen Regierung seine Thätigkeit in keinen Anspruch genommen wurde, obwohl er am kaiserlichen Hofe lebte und 1798 den Rang eines Generallieutenants erhielt. Er gehörte daher zu den Mißvergnügten und wirkte als einer der Haupttheilnehmer zu der Revolution, welche mit der Ermordung des Kaisers Paul (23. März 1801) endete. Alexander I. ernannte ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Generalgouverneur von Lithauen, und im folgenden Jahre zum General der Kavallerie. In dem Kriege gegen Frankreich 1805 erhielt er den Befehl über die Nordarmee, kam jedoch zu spät, um noch an der Schlacht von Austerlitz Theil nehmen zu können. Im folgenden Jahre focht er ziemlich glücklich bei Pultusk gegen Napoleon, übernahm dann an Kamenskoi's Stelle den Oberbefehl über die gegen Frankreich aufgestellten Heere, und lieferte am 7. und 8. Februar 1807 die Schlacht bei Eylau. Darauf rückte er zur Entsetzung Danzigs herbei, wurde aber bei Guttstadt durch Ney aufgehalten, konzentrirte dann die ganze preußisch-russische Armee bei Friedland und lieferte daselbst am 14. Juni gegen Napoleon die große Schlacht, welche den Feldzug beendete. Schon früher, jedoch vergebens, um seine Entlassung eingekommen, zog er nach dem Frieden von Tilsit sich auf seine Güter zurück, und trat erst 1812, als Rußland übergewaltig gegen Napoleon's Unterjochungsplane rang, wieder auf den Schauplatz des Krieges. In der blutigen Schlacht bei Borodino befehligte er die Mitte des russischen Treffens; er und der General Doktorow waren es, welche am anderen Tage dem Kaiser riethen, das Heer unter den Mauern von Moskau aufzustellen und eine zweite Schlacht zu liefern. Durch einen raschen Ueberfall erfocht Benningsen am 18. Oktober bei Woronowa einen glänzenden Sieg über Murat. Streitigkeiten mit Kutusow, der Benningsen's Absicht, den Franzosen den Uebergang über die Beresina abzuschneiden, nicht gelten lassen wollte, bewogen diesen, abermals vom Kriegsschauplatze zurückzutreten. Erst nach Kutu-

sow's Tode am 28. April 1813 übernahm er den Befehl über das Reservekorps, welches unter dem Namen des polnischen Heeres im Juli 1813 nach Sachsen aufbrach, kam Ende Septembers an der böhmisch-sächsischen Gränze an und bildete den äußersten linken Flügel des Bundesheeres. Am 8. und 9. Oktober lieferte er die Gefechte bei Breitenau und Dohna, und drängte den Feind nach Dresden. Nach seinem erfolglosen Angriffe auf diese Stadt ging er nach Leipzig, und befehligte in der dortigen Völkerschlacht auf dem rechten Flügel die dritte Hauptkolonne. Siegreich kämpfte er am 18. Oktober bei Zweinaundorf, und wurde an demselben Abende auf dem Schlachtfelde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Am Ende des Feldzuges übernahm er den Oberbefehl über die große Armee, trat denselben aber im März 1814 an den Grafen von Wittgenstein ab, und kehrte, mit dem St. Georgen-Orden erster Klasse geschmückt, nach Rußland zurück. Nach dem Pariser Frieden erhielt er den Oberbefehl über die südliche Armee, welche Rußland in Bessarabien gegen die Türken aufstellte; aber hier, in Folge eines Falles vom Pferde, körperlich krank und später gänzlich erblindend, nahm er 1818 seine Entlassung und ging nach Hannover auf sein väterliches Gut Banteln zurück, wo er am 3. Oktober 1826 sein Leben beschloß. Nicht nur als Feldherr, auch als militärischer Schriftsteller, hat er sich bekannt gemacht, und seine „Gedanken über einige Kenntnisse, die einem Offiziere der leichten Kavallerie nöthig sind," leben noch in gutem Andenken.

Joseph Freih. v. Quarin.

Geboren 1733. Gestorben 1814.

Eine eigenthümliche und anziehende Erscheinung in der ärztlichen Welt bilden jene Praktiker, besonders in großen Städten, welche sich weniger durch ihr literarisches und wissenschaftliches, als durch ihr persönliches Wirken hervorthun, deren scharf ausgeprägte Individualität sie berühmt und gewissermaßen zu public characters in einer gewissen Epoche, in einer gewissen nationellen Sphäre macht. Eine solche Erscheinung war

Heim in Berlin, Quarin in Wien. Noch leben Beide im frischen Angedenken bei den Bewohnern der beiden Residenzstädte, noch erzählt man sich von Beiden hundert kleine Begebenheiten und charakteristische Züge.

Der Letztere, am 19. November 1733 in Wien geboren, zeigte sich früh als eine Art Wunderkind. Mit einem enormen Gedächtnisse und feuriger Lernbegierde ausgestattet, erhielt er in seinem fünfzehnten Lebensjahre die Würde eines Doktors der Philosophie und hielt im zwanzigsten schon Vorlesungen. Van Swieten nämlich, dem kein Talent und keine Kraft entging, welche die Regierung Maria Theresia's glänzender zu machen geeignet waren, hatte den seltenen Knaben in's Auge gefaßt, ermuntert, sich der Medicin zu widmen, und ihm sodann die Lehrkanzel der Anatomie übergeben. Quarin entsprach den Hoffnungen, die seine Jugend erregt hatte; aber mit Vorliebe wandte er sich zur medicinischen Praxis und verschaffte sich bald im Publikum einen wohlverdienten Ruf. Eine gewisse Entschiedenheit im Urtheilen und Handeln, Festigkeit, ja Derbheit und wieder Humanität und Gemüthlichkeit bei Ausübung seines Berufes, beides gleich nothwendige Eigenschaften, die man selten verbunden sieht, — beides die höchste Entwicklung jener unschätzbaren Kombination von Fähigkeiten, die man den „ärztlichen Takt" zu nennen pflegt, bezeichneten sein Wirken. Besonders rühmte man an Quarin, so wie an Heim, die Gründlichkeit im Erkennen der Krankheiten, auf welche er dann seine oft sehr bestimmten, meistens eintreffenden Voraussagungen gründete. Mit allem Diesen verband er einen richtigen und praktischen Blick auch in die übrigen Verhältnisse des Lebens, und dieser war es, der im Jahre 1758 die Kaiserin bewog, ihm auf den Rath van Swietens, die Stelle eines Regierungsrathes und Referenten über das öffentliche Gesundheitswesen zu übertragen. Quarin unternahm nun wiederholte Reisen, durch Deutschland, Holland, Frankreich und England, von welchen er, bereichert mit der vergleichenden Einsicht in die Sanitätsverhältnisse und Zustände anderer Länder, mit Ergebnissen und Planen für das ihm anvertraute Land zurückkehrte. Einige Schriften, die er veröffentlichte, vermehrten sowohl im In- als Auslande seinen Ruf. Sie zeigen den treuen Beobachter der Natur am Krankenbette, den klassisch gebildeten Kenner seiner Wissenschaft in ihrem damaligen Zustande und den denkenden und umsichtigen Mann überhaupt. Lateinisch verfaßt, wurden sie späterhin von Anderen übersetzt. Quarin schritt mit der Zeit fort und äußerte den Wunsch, sie nach seinen später gewonnenen Erfahrungen und Ansichten neu zu bearbeiten; ein Wunsch,

dessen Ausführung er leider nicht mehr erlebte. Die Kaiserin ernannte den verdienstvollen Mann zum Leibarzt und der edle Joseph II. bestätigte ihn in dieser Stellung. Quarin's offenes, gerades, schlichtes Wesen und seine philanthropische Denkweise waren ganz nach dem Sinne dieses Menschenfreundes auf dem Throne, der ihm denn auch ein besonderes Vertrauen bewies. Er übertrug ihm die Leitung seines großen Werkes, durch welches er sich das schönste Denkmal der Menschenliebe gesetzt hat: des allgemeinen Krankenhauses in Wien, und Quarin ward so der zweite Gründer dieser Anstalt, die einzig in ihrer Art blieb. In eigenen und allgemeinen Gesundheitsangelegenheiten blieb Quarin der stets gefragte und immer treue Rathgeber des Regenten und nach dessen Beispiele der ganzen Stadt. Nicht leicht kam in ihren Mauern eine ärztliche Berathung vor, wozu man Quarin nicht gebeten hätte, und nicht leicht versagte er seinen Beistand, so lange es irgend möglich war. Man war gewiß, von ihm die Wahrheit zu hören, und seine Aussprüche wurden wie Orakel aufgenommen und verbreitet. Als der Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem Banate zu kränkeln begann, ließ er Quarin rufen und bat ihn um offene Erklärung über seinen Gesundheitszustand. Der Leibarzt erklärte ohne Zögern, daß keine Hoffnung und das Ende des Lebens nahe sei. Joseph dankte ihm, und Quarin erhielt am folgenden Tage den Freiherrntitel nebst einem Handschreiben mit einem Geschenke von 1000 Souverainď'or begleitet. Die Welt bewunderte gleich sehr den Hofmann, der den Muth hatte, diese letzte Wahrheit zu sagen, und den Monarchen, der sie kaiserlich belohnte.

Nach dem Tode eines solchen Freundes setzte Quarin seine Thätigkeit im Geiste des Gestorbenen fort; unterdessen weihte er sich, auch in hohem Alter noch, der leidenden Menschheit; mehre nützliche Anstalten beschenkte er mit bedeutenden Summen aus seinem erworbenen Vermögen; Einzelne unterstützte er durch Rath und That, und als am 19. März 1814 der Tod dieses segenreiche Wirken unterbrach, sprach sich der Geist der Mildthätigkeit auch in seinen letzten, testamentarischen Verfügungen aus. Ganz Wien betrauerte den Verlust eines verständigen, rechtlichen, kenntnißreichen und wohlthätigen Arztes, der als solcher eine Zierde, als Mensch aber der gerechte Stolz seiner Vaterstadt war.

Gerhard van Swieten.

Geboren 1700. Gestorben 1772.

Es war unter der Regierung Maria Theresia's, als die Heilkunst in allen ihren wissenschaftlichen und praktischen Zweigen eine Wiedergeburt erlebte, welche wie die Morgenröthe eines neuen Tages auf die Nacht dunkler Jahrhunderte folgte. Die österreichischen Staaten wurden mit einer Menge tüchtiger Aerzte bevölkert, ein praktischer Unterricht am Krankenbette, der bis dahin gefehlt hatte, wurde eingeführt und die ächte hippokratische Kunst, frei von allem Sektengeiste und aller Systemsucht, gelehrt und geübt, — eine Richtung, die der Wiener Schule den Ruf und Glanz verschaffte, dessen sie seit jener Zeit genoß und noch genießt. Die Anatomie wurde aus ihren Fesseln, in welche sie das Vorurtheil gelegt hatte, befreit, ein botanischer Garten gegründet; die Prüfungen der Kandidaten wurden geregelt und dafür gesorgt, daß auch die entfernteren Provinzen und kleineren Städte mit Anstalten und Personen zu ärztlicher Hilfeleistung versehen wurden. Die Wiener Universität erstand mit verjüngtem Glanze, die Bibliothek des Hofes war bereichert und für Jedermann geöffnet; in Lehre und Leben war ein riesenmäßiger Fortschritt gethan. Alle diese Wohlthaten dankte die Menschheit einem ernsten, strengen, ordnungsliebenden, beharrlichen Manne, dem Freiherrn van Swieten.

Aus einem alt berühmten Hause der Niederlande stammend, zu Leyden geboren, hatte van Swieten das Unglück, seine geliebten Eltern früh zu verlieren. Untüchtige Vormünder besorgten sein Knabenalter, bis er in seinem vierzehnten Jahre zu Löwen an Fleiß und Talent hervorragte, von wo ihn aber ein unüberwindlicher Trieb zur Arzneikunde wieder in seine Vaterstadt zurückrief, um ein Schüler des großen Boerhave zu werden. Bald war der Schüler des Meisters vertrauter Freund; ist doch wahre Freundschaft nichts Anderes, als ein gemeinsames Streben! Eine Gesinnung, Eine Ueberzeugung verband Beide; und als nun van Swieten selbst das Lehramt antrat, bekannte er in Schrift und Wort das Credo seines Lehrers, oder eigentlicher: das aller wahrhaft großen und praktischen Aerzte

seit Hippokrates. Van Swieten stellte ein Beispiel seltenen Fleißes dar. Entfernt von der Gesellschaft, entzog er sich Nahrung und Schlaf, um seinen Studien zu leben; im fünfundzwanzigsten Jahre schon zum Doktor erhoben, lernte er noch immer fort, und Boerhave selbst sah sich genöthigt, solchen Anstrengungen Einhalt zu thun. Der Erfolg entsprach der Bemühung. Aus allen Ländern, Deutschland, Frankreich, besonders England, eilten ihm Schaaren von Hörern zu; sein Ruhm wuchs täglich und auch der nie fehlende Schatten desselben — der Neid, ließ nicht vergebens auf sich warten. In die Maske der Religion gehüllt, machte er dem berühmten Lehrer ein Verbrechen daraus, den Verstand in Dingen walten zu lassen, — die nichts mit der Religion zu schaffen hatten. Die Leidenschaft siegte über das Verdienst, und van Swieten mußte die hohe Schule verlassen, deren Sonne er war. In bescheidene Stille zurückgezogen, selbst die Mittel edel verschmähend, durch die er sich an seinen Feinden rächen konnte, begann er seinen berühmten Commentar zu schreiben, — eine Arbeit, die ihn durch sein ferneres Leben begleitete und deren Schluß er noch wenige Tage vor seinem Tode dem Drucke übergab. Maria Theresiens Blick, der überall hinforschte, von wo aus Früchte für ihr Volk hervorgehen konnten, spürte das Verdienst in seiner verborgenen Zufluchtsstätte aus — und van Swieten erhielt unerwartet einen Ruf, an den kaiserlichen Hof nach Wien zu kommen. Lange zögerte er, sein ruhiges Asyl zu verlassen; nicht das Verlangen zu glänzen — der Begriff der Pflicht zu wirken, überwand endlich seine Neigung. Es galt, das Leben der Schwester der Monarchin zu erhalten, und eine Großeswollende Regentin in ihren Planen zur Verbesserung in seinem Kreise zu unterstützen. Bald sah man den zurückgesetzten Gelehrten am größten Hofe Europa's, mit dem Vertrauen der Kaiserin beehrt, jene große und segenreiche Wirksamkeit ausüben, welche der Eingang dieser Zeilen schilderte. Er betrat selbst wieder den Lehrstuhl und setzte noch in späten Jahren den unermüdlichen Eifer fort, der die Kräfte des Jünglings überspannt hatte und die des Greises zuletzt erschöpfte. Eine tödtliche Krankheit drohte und trat ein. Maria Theresia besuchte ihren Rathgeber öfters in den letzten acht Tagen seines Lebens und betrauerte seinen Verlust.

Van Swieten war von Naturell heftig und ernst; die bittere Schule, durch die er gegangen war, machte ihn nur unbiegsamer und düsterer. Wahrheit galt ihm über Alles. Bescheiden gegen Andere, streng gegen sich selbst, forderte er viel und urtheilte scharf, mitunter vielleicht einseitig, aber im-

mer nach innerer Ueberzeugung mit unerschütterlicher Konsequenz. Ordnungsliebe und Thätigkeitstrieb schienen ihm angeboren. So erscheint in den Zeugnissen seiner Zeitgenossen und seines Wirkens der Wiederhersteller der echten Heilkunst in Deutschland.

Elisabeth Petrowna,

Kaiserin von Rußland.

Geboren 1709. Gestorben 1762.

Elisabeth war die Tochter Peter's des Großen und Katharina's I. Sie zeigte Anfangs wenig Sinn zum Herrschen, wohl aber für zärtliche Abenteuer und ließ daher, in verliebten Träumereien befangen, es ruhig geschehen, daß die Kaiserin Anna Iwanowna, ohne Rücksicht auf ihre Rechte, den Enkel ihrer eigenen Schwester Katharina, Iwan, ein Kind von zwei Monaten, zum Nachfolger einsetzte, eben so, daß dessen Mutter Anna, Gemalin des Herzogs Anton von Braunschweig, nach Verbannung des Reichsverwesers Biron, sich selbst zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes ausrufen ließ. Als man aber Elisabeth's übrigen Leidenschaften Gewalt anthun, sie nöthigen wollte, sich mit dem unliebenswürdigen Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern, dem Bruder des Gemals der Regentin, zu vermälen, wurde in ihr der Wunsch nach Selbstständigkeit und Willkür rege, und so kam es, daß sich um die sonst schwache und unentschlossene Elisabeth eine Partei sammelte, deren Ziel eine Umwälzung der bestehenden Staatsverfassung war. Die Seele dieser Verschwörung waren der Wundarzt Lestocq, ein nach Einfluß und Ansehen begieriger Mann, und der französische Gesandte, Marquis de Lachetardie, welchem daran lag, in Rußland innere Gährungen anzufachen und es dadurch zu hindern, in dem eben ausbrechenden österreichischen Erbfolgekriege sich auf Maria Theresia's Seite zu stellen. Er war es, der Elisabeth mit Geld unterstützte, und auf seine Veranlassung trat sie sogar mit Schweden in Briefwechsel und ermunterte diese Macht zum Kriege gegen

ihr Vaterland. Die meisten Mitverschworenen waren Soldaten des Garderegiments Preobratschinsky. Lestocq und Elisabeth selbst benahmen sich dabei so unvorsichtig, indem gemeine Soldaten zwanglos in der Letzteren Palaste ein- und ausgingen, daß beinahe das ganze Komplot an das Licht gekommen wäre, zumal die Regentin von den Gesandten mehrer Höfe ausdrücklich gewarnt wurde. Aber der Hof hielt Elisabeth für so unschädlich, daß es dieser nur einige Thränen kostete, um das Mißtrauen der Regentin völlig zu beschwichtigen. Der Anschlag gedieh zur Reife, und der 6. Dezember 1741 wurde zur Ausführung bestimmt. In der Mitternachtsstunde begab sich Elisabeth in Begleitung Lestocq's in die Kasernen der Grenadiere des Preobratschinsky'schen Regiments, erklärte ihnen ihre Absicht, den Thron ihres Vaters, Peter's I., zu besteigen, stellte sich an die Spitze ihrer Anhänger, zog nach dem Palaste und ließ die Regentin nebst ihrem Gemale und dem unmündigen Iwan, desgleichen alle Prinzen und Prinzessinnen, den Marschall Münnich, den Grafen Ostermann und noch Andere ergreifen. Mit Tagesanbruch versammelte sie den Senat, die ersten Beamten der Krone und die Truppen um sich, welche ihr als Kaiserin huldigten. Sie erklärte in einem Manifeste, daß Anna von Braunschweig nebst Gemal und Sohn nach Deutschland zurückgeschickt werden sollten. Aus Besorgniß und Mißtrauen wurden dieselben jedoch in Riga auf's Neue verhaftet, Iwan's Eltern zuletzt auf die Insel Cholmagory in der Dwina am weißen Meere verbannt, wo Beide ihr Leben beschlossen, der junge Iwan aber in einem Kerker zu Schlüsselburg als Idiot erzogen und unter Katharina's II. Regierung 1764 bei einem zum Scheine veranstalteten Befreiungsversuche von dem ihn bewachenden Lieutenant getödtet. Münnich, Ostermann, Golowkin und die Uebrigen wurden schuldig befunden; zwar schenkte Elisabeth, aus Abneigung gegen Todesurtheile, Allen das Leben, verbannte aber die Angeklagten nach verschiedenen Gegenden Sibiriens. Diesen Strafen folgten Belohnungen für Jene, welche sich um die neue Regierung verdient gemacht hatten. Lachetardie wurde glänzend beschenkt; Bestuchef ward Vicekanzler; die Grenadiere des Regiments Preobratschinsky wurden in den Adelstand erhoben und erhielten Lieutenantsrang. Lestocq ward erster Hofarzt, Präsident des medicinischen Kollegiums &c., später aber wegen übermäßiger Anforderungen nach Archangel verwiesen. Auf dieselbe Art, wie Elisabeth den Thron gewonnen, konnte sie jedoch denselben wieder verlieren; daher war sie weislich bemüht, sich eine Stütze an dem jungen Prinzen Karl Peter Ulrich, Sohn ihrer ver-

LXXIII



storbenen älteren Schwester Anna, vermält gewesenen Herzogin von Holstein-Gottorp, zu verschaffen, den sie (1742) nach Petersburg berief und unter dem Namen Peter zu ihrem Nachfolger erklärte. Auf diese Weise hoffte sie die innere Ruhe ihres Reiches gesichert zu haben. Inzwischen dauerte der Krieg mit Schweden fort, dessen offenbare Feindin Elisabeth jetzt ward, indem sie die Zurückgabe von Wiburg und Finnland verweigerte; der Feldmarschall Lascy erzwang nach mehren entscheidenden Vortheilen über die Schweden den Frieden zu Abo (1743). Mit der Kaiserin Maria Theresia, die anfänglich mit Preußen eine Stellung gegen Elisabeth anzunehmen drohte, söhnte sie sich aus, und nur gegen den König Friedrich II. faßte sie seitdem einen persönlichen Groll. Um Nachkommen zu sehen, vermälte sie (1745) ihren Neffen Peter an die Tochter des Herzogs Christian August von Anhalt-Zerbst, Sophia Augusta (nachmalige Katharina II.). Dadurch, daß sie, trotz Frankreichs Gegenbemühungen, Theil an dem österreichischen Erbfolgekriege nahm, in welchem sie zu Gunsten der großen Maria Theresia eine Armee von nahe an vierzigtausend Mann vorrücken ließ, beschleunigte sie, noch ehe die Russen zum Schlagen kamen, den Abschluß des Aachener Friedens (1748). Treu ihrer Abneigung gegen Friedrich II., verband sich Elisabeth zu Anfange des siebenjährigen Krieges (1756), mit Oesterreich und Frankreich, und ließ ihre Armeen unter dem Marschall Apraxin in die preußischen Staaten einrücken. Ihre Truppen drangen bis Berlin vor und eroberten Kolberg; aber das Ende des Kampfes erlebte sie nicht mehr. Sie starb am 5. Januar 1762. — Elisabeth gründete die Universität zu Moskau und errichtete ein Seekadetenkorps, so wie die Akademie der schönen Künste zu Petersburg; auch ließ sie an dem bereits unter Peter I. begonnenen Gesetzbuche arbeiten, doch ohne es zu vollenden. Zwischen Härte und Weichheit fand Elisabeth selten das rechte Maß. Das Unglück des Krieges erpreßte ihr Thränen und doch stand sie nicht an, aus gereizter Empfindlichkeit Kriege zu beginnen; sie unterzeichnete nie ein Todesurtheil, verhing aber über Tausende die grausamsten Leibesstrafen und das Elend der Verbannung. Ihre Schwäche ließ sie zu wiederholten Malen der Günstlingsherrschaft verfallen, und ihre eben nicht strengen Sitten wirkten nicht günstig auf die Moralität des Hofes. Mit dem Feldmarschall Razumowsky, den sie aus dem Bedientenstande zu den höchsten Würden erhob und zuletzt heimlich heiratete, erzeugte sie eine Tochter und zwei Söhne. Elisabeth war schön, auch von Natur sanft und gütig, dabei jedoch eifersüchtig nicht nur auf andere Schönheiten neben ihr, sondern

auch auf Moden, die Niemand früher tragen durfte, als bis sie dieselben abgelegt hatte, und den Putz liebte sie so sehr, daß sich nach ihrem Tode in ihrer Garderobe dreißigtausend Kleider vorfanden.

Peter II. Alexeiwitsch,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1715. Gestorben 1730.

Der Name dieses, beinahe noch im Knabenalter verstorbenen Fürsten füllt nur eine, durch Partei-Intriguen bezeichnete Episode der russischen Geschichte aus und sollte hier, lediglich der Vollständigkeit wegen, nicht fehlen, da seine Persönlichkeit an sich ohne alle historische Bedeutung ist. Peter war der Sohn des unglücklichen Alexej, des russischen Don Carlos, und Enkel Peter's des Großen. Nach dem Testamente der Kaiserin Katharina I. bestieg er im Mai 1727 im dreizehnten Jahre seines Alters den Thron, bevormundet von den Prinzessinnen Anna und Elisabeth, dem Herzoge von Holstein, dem Fürsten Alexander Menczikow, Herzog von Ingermanland und Oberfeldherrn, und fünf Senatoren des Reiches. Dem ehrgeizigen Menczikow gelang es, die Zügel der Regierung ausschließend in seine Hände zu bringen; er vertrieb die Prinzessin Anna aus Petersburg, ließ den jungen Kaiser durch seine Kreaturen genau bewachen, verlobte ihn mit seiner Schwester und wollte seinen Sohn mit des Kaisers Schwester Natalie vermälen. Diese hochmüthigen Anmaßungen Menczikow's und der Mißbrauch seiner Gewalt erweckten ihm eine Gegenpartei, an deren Spitze die mächtigen Dolgorucky standen und die nicht eher ruhte, als bis sie Menczikow gestürzt und ihn nach Sibirien hatte verbannen lassen. Die Großmutter des Kaisers, Eudoxia, so wie alle unter der vorigen Regierung Verbannte, wurden nun an den Hof zurückberufen. Indessen war jetzt auch wieder alle Gewalt in Dolgorucky's Hände übergegangen, und er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter; doch ward die Vermälung durch Peter's Tod, der den 9. Februar 1730 an den Pocken starb, vereitelt. Mit Peter II. erlosch der Romanow'sche Mannsstamm.

Peter III. Feodorowitsch,

Kaiser von Rußland.

Geboren 1728. Gestorben 1762.

Auch an den Namen dieses unglücklichen Fürsten knüpft sich, wie bei Peter II., obschon in höherer Bedeutung, weniger ein Bild bewußter Thaten, als ein tragisches Verhängniß, das weder herbeibeschworen noch abgewehrt, sondern stumm und verblutend geduldet wurde. Peter, zu Kiel geboren, war der Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp und Anna's, der ältesten Tochter Peter's I., und hieß eigentlich Karl Ulrich, wurde aber, da mit Peter II. der Romanow'sche Mannsstamm ausgestorben war, von der Kaiserin Elisabeth nach Petersburg berufen, zum Großfürsten von Rußland ernannt (1742) und zum Thronfolger erklärt. Zu gleicher Zeit rief ihn der Reichssenat zu Stockholm auf den Thron Schwedens, den er aber ablehnte und seinen Oheim Adolf Friedrich dazu empfahl. Im November 1749 wurde er in den Staatsrath aufgenommen, jedoch sein Einfluß auf die Staatsverwaltung möglichst beschränkt und dadurch in ihm jene Opposition gegen den Geist der früheren Regierung angeregt, die sich später in übereilten Umgestaltungen Luft machte. Seine Erziehung, welche in Rußland hatte vollendet werden sollen, war absichtlich vernachlässigt worden, daher kam es auch, daß er seine Leidenschaften nicht zu beherrschen wußte. Doch war der Grund seines Wesens edel, sein Charakter offen; er haßte alles Falsche und Niedrige, erkannte das Veraltete und Unpassende und hegte eine glühende Begeisterung für Großes und Herrliches, die nur in ihren Aeußerungen zu wenig nach Rücksichten fragte und daher auf anderer Seite häufig verletzte. Seine Ehe mit der Prinzessin Sophia Augusta — seitdem Katharina genannt — von Anhalt-Zerbst war eine durchaus unglückliche, da beide Gatten durch die Verschiedenheit ihrer Sinnesart fortwährend getrieben wurden, gegen einander zu fehlen, ohne den Willen zu besitzen, einander zu vergeben. Der Tod Eli-

sabeth's (1762) rief ihn auf den Thron und er eröffnete seine Regierung mit manchen kühnen Neuerungen, die großentheils von seinem edlen Willen, von seiner Einsicht zeugten und für Rußland goldene Tage heraufzuführen versprachen, im Allgemeinen aber zu hastig angegriffen wurden und Gewohnheit, Nationalsitte oder Vorurtheil zu schonungslos überraschten. Er ererbte einen glücklich begonnenen Krieg gegen Friedrich II., mit welchem er aber, ein warmer Bewunderer und langjähriger Freund desselben, nicht nur sogleich Frieden schloß und ihm in demselben das eroberte Preußen zurückgab, sondern auch seine eigenen Truppen mit den Preußen gegen das mit Rußland verbundene Oesterreich schickte. Er rief unter anderen, durch Elisabeth nach Sibirien Verbannten, Lestocq, Biron und Münnich zurück, erlaubte dem russischen Adel wieder in das Ausland zu reisen, in fremden Heeren zu dienen und hob die, vielen Großen so gefährlich gewordene geheime Polizei, so wie die furchtbare Aechtung eines Jeden auf, der, nüchtern oder trunken, gegen die griechische Kirche, den Monarchen oder den Staat Etwas gesprochen. Die Verwaltung der bischöflichen und Klostergüter übergab er lauter Kriegsbefehlshabern, unter der Aufsicht eines Oekonomiekollegiums; dem Adel ertheilte er beträchtliche Freiheiten, veranlaßte viele Verbesserungen in der Finanzverwaltung und der Rechtspflege, und machte neue Verfügungen zum Vortheile des russischen Handels. Aber so löblich und ruhmwürdig viele seiner neuen Einrichtungen waren, so schienen doch manche nicht den Umständen anpassend, zum Theil nicht ausführbar, und gaben seinen Feinden Anlaß zum Tadel, so wie den Großen seines Reiches zum Mißvergnügen und zu heimlichen Gährungen. Peter war in der evangelischen Religion erzogen und hatte, als Bedingung seiner Erwählung zum russischen Thronerben, die griechische angenommen. Innerlich seiner früheren Konfession anhängend, fing er nun an, die Heiligenbilder und andere Gewohnheiten des griechischen Kultus aus den Kirchen zu verbannen. Der Erzbischof von Nowgorod widersetzte sich seinen Neuerungen. Peter nahm ihm seine Würde; allein die Unzufriedenheit des Volkes wurde so laut, daß er sich genöthigt sah, nach acht Tagen den Prälaten wieder einzusetzen. Durch diese Unternehmungen machte er sich die Popen und Archimandriten zu unversöhnlichen Feinden. Ein gleiches Mißvergnügen, wie bei den Geistlichen, entstand und herrschte bei den Truppen, besonders bei dem Militäre in Petersburg. Der Kaiser lösete die unter Elisabeth bestandene Nobelgarde auf und errichtete an deren Stelle die holsteinische Garde, welcher er seinen Oheim, den Prinzen Georg Ludwig

von Holstein, zum Befehlshaber gab, den er zum Generalissimus mit einem Gehalte von acht und vierzigtausend Rubeln ernannte. Dies und Peter's Vorliebe für preußisches Heerwesen empörte den Stolz der Russen und aller Truppen, zumal die Letzteren ohnehin über die harte Behandlung grollten, welche sie von den holsteinischen Offizieren erdulden mußten, als diese ihnen, nach erhaltener preußischer Montirung, auch das preußische Exercitium beibringen mußten. Die Abneigung Peter's gegen seine Gemalin Katharina und die gereizte Stimmung, welche zwischen Beiden herrschte, war inzwischen immer größer geworden. Peter hatte seine Liebe der jungen Gräfin Elisabeth von Woronzow, einer Nichte seines Großkanzlers, zugewendet, und veranlaßte seine Gemalin, jener Auserkorenen seines Herzens selbst den Katharinenorden zu überreichen. Katharina, welche alle Schritte ihres Gemals mit Aufmerksamkeit beobachten ließ, knüpfte unterdessen mit ihren Anhängern eine Verbindung gegen ihn an, die bald zu einer schrecklichen Katastrophe führte. Die näheren Umstände und der Fortgang jener Verschwörung, an welche Peter, obgleich dringend gewarnt, nicht glauben wollte und bei deren Ausbruche ihn seine Entschlossenheit gänzlich verließ, sind bereits in der Biographie der Kaiserin Katharina II. (s. den ersten Band unseres Werkes, Seite 206 u. f.) ausführlicher geschildert worden und dort nachzulesen. Peter wollte mit Dänemark wegen der Ansprüche Holsteins an Schleswig einen Kampf beginnen, ließ deshalb eine Abtheilung seiner Armee nach Pommern gehen und wollte ihr dorthin folgen. Schon hatte seine Garde die Hauptstadt verlassen, da führten (9. Juli 1762) die Verschworenen jenen entscheidenden Schlag aus, welcher den Kaiser vom Throne stürzte und dessen zürnende Gemalin, Katharina, auf denselben erhob. Peter, der sich während jener kurzen Revolution auf seinem Lustschlosse Oranienbaum befand, hätte durch schnellen und kühnen Widerstand vielleicht Alles ungeschehen machen, jedenfalls sein Leben und seine Freiheit retten können; der alte General Münnich ermahnte ihn zur muthigen Gegenwehr und seine holsteinischen Truppen waren bereit, Blut und Leben für ihn zu opfern. Aber Peter's Stunde hatte geschlagen; der Donner dieses schrecklichen Ereignisses hatte ihn betäubt und seine Besinnung gelähmt. Zu Peterhof stellte er, nachdem er sich den Verfügungen seiner Gemalin unterworfen, in einer geheimen Unterredung mit dem Grafen Panin, einem Haupte der Verschwörung, eine Akte aus, wodurch er mit einem feierlichen Eide der Regierung entsagte und sich derselben unwürdig erklärte. Ob der Schrecken und der Kummer über seinen

Fall, ob eine Mörderhand sein Leben kürzte, ist unausgemacht; genug, er starb wenige Tage nach jener Katastrophe, den 14. Juli 1762, in seinem Gewahrsam zu Ropsche, acht Stunden von Peterhof, in seinem drei und dreißigsten Jahre. Eine Hämorrhoidalkolik wurde in einem Manifeste als Ursache seines jähen Todes angegeben und der Leichnam des durch Verrath und Undank gestürzten Herrschers, von allen kaiserlichen Insignien entblößt, in schlechter holsteinischer Uniform im Alexander Newsky-Kloster bei Petersburg beigesetzt.

Anna Iwanowna,

Kaiserin von Rußland.

Geboren 1694. Gestorben 1740.

Anna Iwanowna war die zweite Tochter des Zars Iwan, des älteren Bruders Peter's des Großen, und den 28. Januar 1694 in Moskau geboren. Bei dem Tode ihres Vaters erst zwei Jahre alt, wurde sie bis zu ihrem sechzehnten Jahre von ihrer Mutter erzogen, worauf der Zar Peter sie mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Kurland vermälte. Die Vermälung wurde am 31. Oktober 1710 zu St. Petersburg vollzogen; aber schon auf der Rückreise nach Kurland starb der Herzog. Die junge Witwe verlebte eine Reihe von Jahren meist in Mitau, vorzüglich im Kreise gebildeter Deutschen und kam selten nach Petersburg. Da erlosch (1730) mit dem Tode Peter's II. die männliche Linie des Hauses Romanow und der Ehrsucht der Faktionen war ein weites Feld geöffnet. Fürst Iwan Alexjewitsch Dolgorucky, im Bunde mit anderen Großen, suchte seine Schwester, die verlobte Braut des verstorbenen Kaisers, auf den Thron zu heben; allein diesem Plane wirkte eine andere mächtige Partei entgegen und dieser gelang es, das die Geschäfte des Reiches leitende geheime Conseil und den Senat dahin zu bringen, daß, obgleich Peter's I. Tochter Elisabeth nähere Ansprüche hatte, Anna als Thronerbin erklärt wurde. Fürst Wassily Lukitsch Dolgorucky wurde mit einer Deputation nach Mitau

geschickt, um ihr den Thron unter folgenden Bedingungen anzubieten: das Reich nach den Bestimmungen des obersten Rathes (geheimen Conseils) zu verwalten; ohne dessen Zustimmung weder Krieg zu erklären noch Frieden zu schließen, weder neue Abgaben zu erheben, noch zu hohen Staatsämtern zu befördern; Niemand aus dem Adel zu bestrafen, ohne ganz unumstößliche Ueberführung des Verbrechens; Niemands Güter zu sequestriren; Keinem Güter zu verleihen; ohne die Einwilligung des Conseils sich nicht zu vermälen, keinen Nachfolger zu ernennen und ihren ersten Günstling Biron nicht mit nach Rußland zu bringen. — Bevor aber diese Deputation nach Mitau kam, hatte schon eine andere Faktion, vertreten von dem Kammerherrn Grafen Löwenwalde und dem Grafen Jagushinsky, geheime Eilboten an Anna gesendet, um derselben ihre Erwählung zu melden. Jagushinsky forderte sie auf, alle Bedingungen einzugehen und gab ihr die Versicherung, daß, wäre sie nur erst im Besitze des Thrones, er mit Hilfe seines Schwiegervaters, des Grafen Golowkin, und seiner Freunde bald eine Gegenpartei bilden werde, mächtig genug die Fesseln zu sprengen, in die man die Kaiserin legen wollte. Anna folgte diesem Rathe, unterzeichnete die Bedingungen und reiste nach Moskau. Der Reichskanzler, der schlaue Ostermann, voller Ehrgeiz und mit dem Willen, durch Anna über Rußland zu herrschen, bereitete den Sturz des Conseils und trat in Bund mit Biron, der nach Moskau kam und über Anna unbeschränkten Einfluß übte. Durch diese Günstlinge wurde der alte Adel gegen das Conseil eingenommen, und bat unter Vortritt der Fürsten Tscherkasky und Trubetzkoi, in feierlichem Aufzuge die Kaiserin, nach der Weise ihrer Vorfahren hinfort unbeschränkt zu regieren. Anna ließ sich die Bittschrift des Adels vorlesen, bestätigte dieselbe und zerriß das in Mitau unterzeichnete Dokument. Das geheime Conseil wurde nun aufgehoben und anstatt dessen eine Kabinetsregierung eingeführt, in welcher drei Kabinetsminister die Angelegenheiten des Reiches leiteten. Die Dolgorucky's aber und alle diejenigen Großen, welche mit ihnen das Conseil gebildet hatten, wurden gestürzt und nach Sibirien verwiesen. Anna ließ sich als Selbstherrscherin aller Reußen krönen und schlug sodann in St. Petersburg ihre Residenz auf. In ihrem Namen herrschten Biron und Ostermann unumschränkt über das Reich. Die von Peter dem Großen eroberte persische Provinz gab Anna an Persien zurück, um sich von dieser Seite Ruhe zu verschaffen, und schloß mit dem Beherrscher dieses Landes einen für Rußland sehr vortheilhaften Handelsvertrag. Eine prunkvolle persische und eine ähnliche chinesische Gesandtschaft in

Petersburg vermehrten den Glanz des dortigen Hofes. Bedeutende, noch von ihrem Großvater entworfene Bauten des öffentlichen Nutzens wurden vollendet, so unter Leitung des Generals Grafen Münnich der Ladogakanal. Zunächst richtete sich das Streben der russischen Politik auf die Demüthigung der Türkei und die Unterjochung Polens. Nach August II. Tode mischte sich Rußland in die polnischen Händel über die Königswahl; ein russisches Heer unter Münnich hob August III. auf den polnischen Thron. In dem hierauf folgenden Türkenkriegen erstürmten Münnich und Lascy Asow und Otschakow, vernichteten die Türkenmacht, verheerten die Krimm, besetzten die Moldau, schlugen die Türken bei Stawutschany und eroberten Chotim. Aber Oesterreichs Waffen setzten dem russischen Andrange ein Ziel. Im Belgrader Frieden mußte Rußland alle Eroberungen zurückgeben bis auf das einzige Asow. Während dieser Kämpfe gestaltete sich in der Verwaltung des Reiches Vieles um; der Senat wurde in Departements gespalten, das adeliche Kadetenkorps zur Zähmung des störrigen Adels gestiftet, die Garde fort und fort vermehrt und das äußere Gerüste einer unbeschränkten Macht immer fester gebaut. Aber auch für die Kultur geschah Vieles. Mit der Akademie der Wissenschaften wurde ein Gymnasium und Schulen für Malerei und Bildhauerkunst verbunden, im Inneren viele Lehrstätten angelegt. Eine Bergbauschule förderte eines der wichtigsten Gewerbe, das reiche Garoblagobat'sche Bergwerk wurde aufgefunden und Entdeckungsexpeditionen trugen den russischen Namen ruhmvoll über die Meere. Die kurilischen Inseln wurden erforscht und beschrieben. Unter Anna entstand auch die italienische Oper in St. Petersburg. Im Jahre 1739 unterwarfen sich der russischen Herrschaft die mittlere und die kleine Horde der Kirgisen; außerdem wurde die Südgränze des Reiches durch Befestigungen geschützt. Anna Iwanowna, welche in den letzten Jahren an Steinbeschwerden litt, starb am 17. Oktober 1740, im sieben und vierzigsten Jahre ihres Alters. Viele behaupten, daß Gewissensbisse über die Hinrichtung und Verweisung so vieler, durch Anna's Günstlinge geopferten Unglücklichen ihr Ende beschleunigt habe. Vor ihrem Tode ernannte sie zu ihrem Nachfolger den Enkel ihrer ältesten Schwester Katharina aus dem Hause Braunschweig unter Biron's Vormundschaft. Dieser Biron, ein gemeiner Abenteurer, der sich sogar zum Herzog von Kurland einsetzte, beherrschte die Selbstherrscherin fast dreißig Jahre lang so vollständig, daß sie ihm gegenüber durchaus willenlos erschien, und verübte in ihrem Namen die unerhörtesten Gräuel; man zählt zwanzigtausend Opfer auf, welche seiner

Herrschgier und Rachsucht fielen, ehe ihn selbst die Vergeltung ereilte. Anna war nach ihrer ersten Ehe zwar nicht wieder verheiratet, aber noch dreimal verlobt, und zwar im Jahre 1717 mit dem Herzoge Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, 1718 mit dem Markgrafen von Brandenburg-Schwedt Friedrich Wilhelm und 1723 mit dem Markgrafen Karl von Brandenburg. Sie war eine Frau von hohem Wuchse, ehrfurchtgebietender Haltung, feurigen Blickes, aber verzehrenden Leidenschaften hingegeben und daher schwach und ein Werkzeug ihrer Günstlinge; in ihrem Privatleben liebte sie die Einfachheit, an ihrem Hofe aber eine blendende Pracht.

Matthäus von Collin.

Geboren 1779. Gestorben 1824.

Die Bildung dieses unterrichteten Schriftstellers war das Resultat der Erziehung in einer sehr gebildeten Familie, besonders aber der unmittelbaren Einwirkung seines talentvollen Bruders Heinrich. In Wien am 3. März 1779 geboren, reifte er so schnell und lobenswerth wie dieser heran und theilte dessen Bestrebungen und Ansichten; nur daß Heinrich sich mehr der produktiven Dichtkunst, Matthäus sich mehr der Kritik und Geschichte zuwandte. Im Jahre 1804 erlangte er den juridischen Doktorgrad an der Wiener Universität. Aber das eifrige Studium der Rechtswissenschaften hinderte ihn nicht, seinem Streben nach Universalität Genüge zu thun. Er bewarb sich deshalb um die Professur der Aesthetik in Krakau, an welcher Universität er dann auch im Jahre 1808 die Geschichte der Philosophie vortrug. Diese letztere sagte seinem vielseitigen Geiste am meisten zu und er kehrte nach dieser Vorbereitung in seine Vaterstadt zurück, um an der hiesigen Hochschule gleichfalls denselben Gegenstand zu lehren. Seine Vorträge waren instruktiv, gefällig und anregend; sie bewegten sich eklektisch um die verschiedensten Ansichten herum, ohne gerade immer in ihre Tiefe einzudringen, und hielten zuletzt an dem Gegebenen und an Allem fest, was durch Staat und Kirche positiv ist. In diesem Sinne gründete und leitete auch Matthäus von Collin, vom Jahre 1818 an, das angesehene Institut der

Wiener Jahrbücher für Literatur, nachdem er schon vier Jahre früher den Versuch mit der Redaktion einer Wiener Literaturzeitung gemacht hatte. Dabei wetteiferte er auch in der Emsigkeit, mit welcher er seine ämtliche Stellung als Hofkonzipist im Finanz-Departement ausfüllte, mit seinem Bruder.

Solche mannigfache Verdienste, verbunden mit einem ruhigen, sittlichen, konsequenten, aber dabei sanften und versöhnenden Charakter, veranlaßten Kaiser Franz I., ihm die Erziehung des Herzogs von Reichstadt zu übertragen. Dieser Aufgabe, deren Wichtigkeit er tief empfand, lebte M. von Collin bis an sein Ende mit Treue und Umsicht; so daß er in gleichem Grade die Zufriedenheit des Regenten, als die Liebe des Zögling erwarb. Sein Tod erfolgte am 23. November 1824. Sein Freund, der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall, besorgte und veröffentlichte seinen poetischen Nachlaß, der, mit seinen übrigen, kritischen, historischen, ästhetischen und philologischen Schriften, immer ein schönes Denkmal einer Oesterreich ehrenden, bewegten Bildungs-Epoche bleibt, von welcher diese Schriften gleichsam einen Auszug und einen Abdruck darstellen.

Heinrich von Collin.

Geboren 1772. Gestorben 1811.

Joseph II., dem die Kultur des rein Menschlichen in Oesterreich so viel verdankt, hatte nicht übersehen, daß zu ihrer Beförderung das Theater ein wichtiges und höchst wirksames Institut sei. Das Theater bildet — wie Condorcet sagte — ein Band zwischen den Menschen, welche denken, und jenen, welche nicht denken; und, wenn es gleich ein Mißverstehen der Poesie wäre, die Bühne als eine moralische oder patriotische Anstalt zu betrachten, so ist es doch gewiß, daß sie den Menschen und durch ihn Alles, was von ihm ausgeht, bilden hilft und daß hier Manches seine Erledigung findet, was der Kirche, der Rechtspflege und Polizei entgeht, weil es in Sphären wirkt, wo diese nicht immer hinlangen. In diesem Sinne hatte der edelwollende Monarch das Hoftheater in Wien auf jene Stufe der

Ausbildung gebracht, auf der es sich so ruhmvoll erhielt. In diesem Sinne schlossen sich edle Kräfte diesen Zwecken an; in diesem Sinne wirkte Schröder, — in diesem Sinne dichtete Heinrich von Collin.

Die Familie, aus der er stammte, zeichnete sich durch viele Mitglieder für Wissenschaft und Kunst aus. Sein Vater und seines Vaters Bruder thaten sich als Aerzte wissenschaftlich und praktisch hervor, sein Bruder und seine Schwester erfreuten sich mit ihm des dichterischen Strebens und machten sich durch Arbeiten dieser Art bekannt. Eine solche Erscheinung setzt angemessene Erziehung und gemeinsame höhere Bildung voraus. So verhielt es sich auch, und man kann die Geschwister Collin als gebildete Individuen betrachten, die sich, durch Geschmack und Umstände geleitet, der Dichtkunst zuwendeten und von welchen Heinrich Joseph von der Natur noch am meisten für sie begabt war. In Wien am 26. Dezember 1772 geboren, zeichnete er sich in den Studienjahren, so wie vorzüglich als Beamter aus und die Muse besuchte ihn nur in den Stunden, die das thätige Leben ihm zum Geschenke ließ. Schnell avancirte er in seiner Anstellung bei der damaligen Finanzhofstelle von Rang zu Rang und im Jahre 1809 war er Hofrath. Auf diesem Posten arbeitete er mit angestrengtestem Eifer; so daß ihm diese rastlose Thätigkeit, seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein unbescholtener Charakter die unbedingte Achtung und das Vertrauen des damaligen Finanzministers Grafen O'Donell in hohem Grade erwarben. Aber wenn gleich die poetischen Musestunden diesen ernsten und strengen Bemühungen erheiternde Pausen verschafften, so vertrug doch Collin's zarter organisirtes Naturell die Aufgabe nicht, die er sich gesetzt hatte. Besonders untergrub das häufige Arbeiten während der Nacht seine schwankende Gesundheit; ein Nervenfieber ergriff ihn im Jahre 1811, und auf der Höhe des Lebens, da er noch nicht vierzig Jahre erreicht hatte, entriß es ihn, am 28. Juli, seiner schönen Laufbahn und seinen trauernden Freunden. Unter der Leitung eines derselben, des kunstsinnigen Grafen Moriz Dietrichstein, wurde dem Dichter in der Karlskirche zu Wien ein einfaches Denkmal gesetzt, wozu so reichliche Beiträge aus allen Theilen des Kaiserstaates einliefen, daß aus den Zinsen der Ueberschusses noch eine Stiftung für Rechtsbeflissene gebildet werden konnte. Auch bei seinem Leben schon fand Collin die lauteste Anerkennung und zahlreiche Verehrer. Der Grund dafür ist, wie bei jeder auffallenden Wirkung auf Zeitgenossen, mehr in der Uebereinstimmung der Richtung mit der eben allgemein herrschenden, als in dem alleinigen Werthe der Werke selbst zu suchen. Große Bewegun-

wie in's Galante, in's Erhabene, wie in's Prächtige zu finden wußte. Für das Majestätische zeugt seine Invalidenkirche und besonders die Kuppel derselben, welche an Pracht jene von St. Peter und der heil. Sophia übertrifft. In der Profilirung gesteht man ihm die höchste Vollkommenheit zu, und daß er mit eben so viel Geist, wie sein berühmter Oheim, noch mehr Eleganz vereinigt habe. Sein Genie sprechen ihm auch seine Nachfolger nicht ab, wohl aber das Prädikat als Baumeister. Dann heißt es, daß ihm Niemand die Ehre streitig machen könne, seinen Gebäuden zuerst den angemessenen Charakter verliehen zu haben. Sein Enthusiasmus ließ ihn bisweilen die Schranken der Wissenschaft überschreiten; doch wird beschönigend eingewendet, seine Freiheiten seien immer durch so verführerische Grazien vergütet gewesen, daß nur ein geübtes Auge solche zu unterscheiden vermöge, ja selbst seine Fehler werden glücklich genannt, und so suchte man bei Mansart das Bittere des Tadels immer zu versüßen. Zwar rügt einer seiner Tadler an Versailles die traurige Lage, den kleinlichen Geschmack an den äußeren Verzierungen, das Monotone der Façade von der Gartenseite, die versteckte Stiege, das Unzusammenhängende der Gemächer ꝛc., den übertriebenen Schmuck an allen seinen Gebäuden, läßt dagegen der Anwendung seiner Säulenordnungen, seinen sinnreichen Kompositionen und besonders der Gestaltung seiner Kuppeln alles Recht widerfahren. Mansart starb zu Marly eines plötzlichen Todes; sein Leichnam wurde aber nach Paris gebracht, wo man in der St. Paulskirche das von Coyzevox gefertigte Mausoleum des Künstlers aufstellte.



Bramante.

Geboren 1444. Gestorben 1514.

Ueber der Jugend- und Bildungsgeschichte dieses gefeierten italienischen Baumeisters schwebt ein bis jetzt nicht aufgehelltes Dunkel. Selbst über den Ort seiner Geburt, für welchen man bald Urbino, bald Castel Durante bei Urbino hielt, sind die Meinungen getheilt; doch scheint festzustehen, daß seine Eltern aus Castel Durante (jetzt Urbania) stammten, er selbst aber in Monte Asdroaldo im Herzogthume Urbino geboren wurde. Ursprünglich

hieß er Donato Lazzari; doch ist er unter seinem Künstlernamen Bramante bekannter. Er wendete sich zuerst der Malerei zu, in welcher, wie es heißt, Fra Bartolomeo Corradini sein Meister und Vorbild war. Doch sind nur wenige seiner Gemälde auf uns gekommen, da sein Ruhm als Bildhauer sehr bald jenen des Malers verdunkelte. Nachdem er bereits in der Romagna Paläste und Tempel aufgeführt hatte, kam er um 1476 als vollkommener Meister nach Mailand, wo er dem Hofe für reichlichen Gehalt diente und zugleich von Privatleuten nicht nur als Baumeister, sondern bisweilen auch als Maler gebraucht wurde. Nach dem Sturze des Herzogs Lodovico Sforza (1499) verließ er Mailand wieder und ging nach Rom, um daselbst einen neuen Schauplatz des Ruhmes zu suchen. Der Erste, welcher sich seiner annahm, war der Kardinal Olivier Caraffa, indem derselbe ihm den Auftrag ertheilte, das Chor des Klosters der »Fradri della Pace" nach seiner eigenen Zeichnung aufzubauen. Diese Probe seiner Geschicklichkeit empfahl ihn dem Papste Alexander VI., welcher durch ihn das päpstliche Wappen über der Hauptthüre der Laterankirche al fresco malen ließ, da diese im Jubeljahre 1500 eröffnet wurde. Nach Vollendung dieser Arbeit nahm ihn der Papst als Unterbaumeister in seine Dienste. Aber noch günstigere Gelegenheit, sich zu zeigen, fand Bramante unter dem neuen Papste, Julius II., welcher gleich nach seinem Regierungsantritte beschloß, die päpstlichen Gärten im Belvedere durch zwei prächtige Gänge näher mit seinem Palaste zu verbinden und die Ausführung dem Bramante übertrug. Der Entwurf des Letzteren war großartig; aber der Papst war so ungeduldig, seinen Lieblingsplan vollendet zu sehen, daß er Tag und Nacht und mit einer Uebereilung arbeiten ließ, welche späterhin die Veränderungen nothwendig machte, die wir jetzt erblicken. Papst Julius II. konnte in seinem Feuereifer nicht ruhen, und bald bewegte ihn eine neue Idee. Schon Nikolaus V. faßte den Plan zum Bau einer neuen Peterskirche; aber erst Julius II. führte ihn aus. Dieser wollte eine neue Kirche haben, in welcher sein großes, prachtvolles Grabmal, das Michel Angelo fertigen sollte, aufgestellt werden könnte, da in keiner der römischen Kirchen ein hiezu schicklicher Platz zu finden war. Die Ausführung wurde dem berühmten Baukünstler Bramante übertragen; allein sein Modell blieb unvollendet und sein Plan zum Ganzen des Gebäudes ist nur durch unvollkommene Abbildungen auf Münzen erhalten worden; sie zeigen die Kirche in Form eines griechischen Kreuzes, in dessen Mitte sich eine große Kuppel zwischen zwei Glockenthürmen erhebt, und an der Vorderseite eine von sechs Säulen getragene Vorhalle.

Den 18. April 1506 wurde von dem Papste selbst der erste Stein des neuen Gebäudes zu dem Pfeiler der Kuppel gelegt, an welchem jetzt die Säule der heil. Veronika steht. Durch den Eifer und die Schnelligkeit, womit sodann der Bau betrieben wurde, brachte Bramante, vor seinem im Jahre 1514 zu Rom erfolgten Tode, nicht nur die vier ungeheuren Pfeiler zu Stande, auf welchen sich die Bogen erheben, sondern er machte auch den Anfang zu den Tribunen des Mittelschiffes und des südlichen Querschiffes, so wie überdies zu einem mit dorischen Säulen geschmückten Bezirke für den Papst und dessen Hofstaat bei der Feier des päpstlichen Hochamtes, ein Werk, das später von Peruzzi beendiget, dann aber wieder zerstört wurde. Noch bei seinen Lebzeiten wurde G. da San Gallo zum Baumeister der St. Peterskirche ernannt. Bramante's Werke gehören indessen zu den schönsten Denkmälern der neueren Baukunst in Italien. Sie zeigen zwar nicht den großartigen Charakter, wie einige Paläste in Florenz, aber einen überaus anmuthigen und zierlichen Styl. Als die vorzüglichsten in Rom sind der Palast Giraud, jetzt Torlonia, auf der Piazza Scossacavalli, die Cancellaria und die Loggien im Cortile di S. Damaso des Vaticans anzuführen. Eines der bedeutendsten Werke der neueren Baukunst wäre ohne Zweifel der große Hof im vaticanischen Palaste nach der Idee des Bramante geworden, wenn der Entwurf dieses Künstlers durch dessen Tod nicht eine gänzliche Veränderung erlitten hätte. Bramante hat auch Handschriften hinterlassen, die aber erst 1756 in einer Privatbibliothek vorgefunden wurden. Man ersieht daraus zugleich, daß der Künstler alle schöneren Gebäude, die ihm zu Gesicht gekommen, abzeichnete. Auch die Theile des menschlichen Körpers zeichnete er. Bekannt ist, daß Bramante mit Rafael in genauen Verhältnissen stand, eben so, daß er auf diesen großen Künstlergenius bedeutenden Einfluß äußerte. Rafael hatte für diesen seinen Verwandten hohe Verehrung, so wie denn Bramante überhaupt ein Mann von edlem Charakter war.

LXXIV



Joh. Christoph Gottsched.

Geboren 1700. Gestorben 1766.

Nicht leicht haben so viele, zum Theil bedeutsame Stimmen sich vereinigt, einen Namen zu verunglimpfen, wie jenen Gottsched's, gegen welchen noch bei seinen Lebzeiten eine wilde literarische Jugend losbrach, um die eine Zeitlang von ihm angemaßte Geschmacksdiktatur zu rächen, dem sie Alles nahm, was er an Verdiensten besaß, und Alles zuschob, was durch und ohne sein Verschulden in der damals ziemlich pedantisch organisirten poetischen Verfassung Deutschlands sich überlebt hatte. Gottsched kam den 2. Februar 1700 zu Judithenkirch bei Königsberg in Preußen zur Welt, erhielt von seinem Vater, dem Prediger des Ortes, die erste Bildung und wurde 1714 nach Königsberg geschickt, um Theologie zu studiren. Weit größeren Fleiß jedoch, als dieser seinem Sinne nicht zusagenden Fachwissenschaft, widmete er der Sprachkunde, der Philosophie und den schönen Wissenschaften. Nachdem er 1723 Magister geworden war und sich auch schon durch einige philosophische Abhandlungen und mancherlei Gedichte als Schriftsteller versucht hatte, flüchtete er im folgenden Jahre, weil er wegen seines großen und athletischen Körperwuchses in Königsberg Gefahr lief, unter die Soldaten genommen zu werden, nach Leipzig, wo er die Erziehung der Kinder des bekannten Polyhistors Menke übernahm und nebenbei als Privatdocent ästhetische Vorlesungen hielt, welche, obgleich sie gegen den damals noch viel geltenden Lohenstein'schen schwülstigen Geschmack gerichtet waren, ihrer Neuheit wegen sich eines nicht geringen Beifalles erfreuten. Auch verdienen seine Bemühungen in so weit Anerkennung, als er an die Stelle des herrschend gewordenen Schwulstes die Einfachheit der Alten zu setzen sich bestrebte; wie wenig er aber selbst den Geist der Alten begriff, ging schon daraus hervor, daß er als die besten Nachfolger derselben und als Muster antiker Auffassung die Franzosen anpries! Immer höher stieg sein Ansehen; 1727 zum Senior der „poetischen Gesellschaft" ernannt, bildete er dieselbe nach einem Jahre in eine „deutsche Gesellschaft" um, und

stiftete später eine neue, die „Gesellschaft der freien Künste" genannt. Um sich von seinen ununterbrochenen Arbeiten zu erholen, unternahm er 1729 eine Reise über Wittenberg, Berlin und Stargard nach Königsberg und Danzig, wo er die Bekanntschaft der geistvollen und hochgebildeten Luise Viktoria Kulmus machte, welche er 1735 heiratete und die, von ihm seine „geschickte Freundin" genannt, ihn thätig bei seinen gelehrten und poetischen Arbeiten unterstützte, durch fleißige Uebersetzungen französischer Dichtungen der ästhetischen Gallomanie ihres Gatten eifrig Vorschub leistete, für ihn sogar das polemische Schwert schwang, und zugleich in Häuslichkeit und ehelicher Tugend allen Frauen als Muster vorleuchtete. Nach seiner Rückkehr von jener Reise ward er 1730 außerordentlicher Professor der Philosophie und Poesie, und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Wenn Hochmuth und übermäßiges Selbstbehagen seinen Geist einnahmen, so haben die Deutschen redlich dazu geholfen; denn seine kritische Stimme galt eine Zeitlang als unfehlbares Orakel; seine Poesien, obgleich steif, leblos und ungenießbar, behaupteten ein klassisches Ansehen, und später hatten Lob und Schmeichelei seinen Glauben an sich selbst bereits so fest gewurzelt, daß die von allen Seiten gegen ihn losbrechenden Angriffe ihn um so weniger erschüttern konnten, als sie größtentheils das Gepräge leidenschaftlicher Bitterkeit und persönlicher Gehässigkeit trugen. Unermüdet, seinen Einfluß auszubreiten, und begierig, seinen Geschmacksdoktrinen durch die praktische Anwendung auf der Bühne die Feuerprobe zu ertheilen, drängte er sich, als 1727 die berühmte Karoline Neuber die Leipziger Bühne übernahm, sogleich an diese ausgezeichnete Frau, bewog sie, dem Theater mehr Regelmäßigkeit zu geben, und schlug ihr, in Ermangelung ursprünglich deutscher Stücke, Uebersetzungen französischer vor, in deren Anfertigung er und seine Frau mit beispielloser Fruchtbarkeit vorangingen. Die bühnengerechte Anordnung der Neuberin verschaffte diesen Uebersetzungen eine glänzende Aufnahme; Gottsched's „sterbender Cato" wurde 1731 mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt und zehnmal aufgelegt. Die groteske Figur des Harlekin war der pedantischen Gravität Gottsched's längst ein Dorn im Auge, und auf seine Veranlassung mußte 1737 die Neuberin auf ihrer Bühne ein Auto da Fe über den Harlekin halten und denselben in einem, von ihr und Gottsched gemeinsam verfaßten Nachspiele: „der Sieg der Vernunft," feierlich begraben. Indeß währte die Freundschaft zwischen Beiden nicht lange, denn dem selbständigen Sinne der Neuberin wurde Gottsched's angemaßte Vormundschaft allmälig drückend, und sie traf Anstalten, sich

derselben zu entziehen. Gottsched strafte dies durch Kälte und leisen Tadel in seinen Urtheilen und brachte dadurch die leidenschaftliche Schauspielerin gegen sich auf, die gar bald zum offenen Angriffe schritt und dadurch auch für Andere die Losung gab, über den Geschmacksdespoten herzufallen. Gottsched hatte, um einen versteckten Vorwurf gegen die Neuberin anzubringen, auf eine genauere Beobachtung des Costumes in antiken Stücken gedrungen, und die Neuberin nahm davon Anlaß, einen Akt seines „Cato" in antiker, aber in's Komische übertriebener Tracht zu spielen, was natürlich Spott und Gelächter zur Folge hatte und den stolzen Professor arg verletzte. Er suchte den gespielten Streich durch schärfere Ausfälle zu vergelten, trieb aber dadurch die eben so reizbare, als kühne Frau nur zu schnöderer Rache. Zuletzt wagte die Neuberin sogar, Gottsched in einem satyrisch-allegorischen Vorspiele: „der allerkostbarste Schatz," in der Person des Tadlers, angethan mit dem Sternenkleide der Nacht, mit Fledermausflügeln, mit einer Sonne von Flittergold auf dem Haupte und einer Blendlaterne in der Hand, auf die Bühne zu bringen (18. September 1741), was Gottsched, bei Hofe nicht beliebt, vergebens zu hintertreiben suchte. Das damalige junge literarische Deutschland, längst des Joches der Gottsched'schen Diktatur überdrüssig, erhob sich nun vereint, um den Götzen zu stürzen, der vor Kurzem noch so viel gegolten; an unwürdigen, ja pöbelhaften Ausfällen, besonders von Seiten der Schweizer, war kein Mangel, und Gottsched hatte in seiner behaglichen Selbstanbetung leider weder den Takt, um falsche Angriffe mit Anstand abzuwehren, noch die Ruhe erlangt, um sie mit stillschweigender Verachtung zu ertragen. Seine schwerfälligen Streiche, die er führte, trafen die Gegner nicht und vermehrten nur das allgemeine Gelächter. Sein Feind, Rost, war grausam genug, das Neuberische „Vorspiel" zu einem satyrischen Epos zu bearbeiten, und als später Gottsched an der immer mehr aufkommenden Oper, welche seine gespreizten französischen Trauerspiele zu verdrängen drohte, neues Aergerniß nahm und gegen die Weisse'sche Operette: „der Teufel ist los," durch seine geschickte Freundin eine Spottschrift: „der kleine Prophet von Böhmischbroda" (1752) verfassen ließ, mußte er von der Bühne herab durch die Directrice Koch abermals beißende Anspielungen auf sich hören, und der unversöhnliche Rost schrieb unter dem Titel: „der Teufel an den Herrn Professor," eine ziemlich pasquillantische Epistel gegen Gottsched. Seitdem wurde demselben der weitere unmittelbare Antheil an dem Schauspielwesen verleidet, und nur die Literaturgeschichte des Theaters beschäftigte ihn noch. Wie wenig er es auch glauben wollte, so war doch sein

Einfluß dahin, und Niemand hörte mehr auf seine Stimme, welche zu erheben er nicht müde wurde, obschon es ihm an äußeren Ehren nicht fehlte; denn er ward im Laufe der Jahre Decemvir der Universität, der philosophischen Fakultät und des großen Fürstenkollegiums Senior, wie auch mehrer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Zu manchen Verdrießlichkeiten gesellte sich 1762 auch noch der Schmerz über den Verlust seiner edlen und liebenswürdigen Gattin, welcher Gottsched, gealtert in seiner Kraft und überlebt in seinem Rufe, den 12. December 1766 in das Grab nachfolgte.

Gern lassen wir seine „Gedichte,“ seine „Reden“ unerwähnt; sie sind frostig und unerquicklich, wie die meisten seiner Ansichten; aber sein ehrenvoller Fleiß versöhnt für Manches, was seine Eitelkeit, sein unwahrer Geschmack und sein falscher Drang, zu schaffen und zu bilden, gesündiget hat. Seine „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ und sein „nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ sind überaus nützliche, dem Geschichtschreiber der deutschen Literatur unentbehrliche Compilationen und bezeichnen, wenn man ihm auch seine eingestreuten eigenen Urtheile gern erlassen möchte, sein redliches und rühmliches Bestreben, die Reinheit der deutschen Sprache, welche zu einem abscheulichen Gemisch aller Sprachen geworden war, herzustellen. Der lebendige Born der Dichtung floß nicht in ihm; keine höhere Intuition wollte zu seinem feisten Wesen niedersteigen; aber er hat die sprachlichen Wälder Deutschlands ehrlich vorgelichtet, wenn auch zuletzt die Axt ihn selbst traf. Sein durch große Selbstverehrung beeinträchtigter, übrigens guter Wille war verurtheilt, sich immer in den zu wählenden Gesichtspunkten zu vergreifen, und ihn dadurch in ein falsches Verhältniß zu seiner Zeit, mehr noch zu der nächsten Zukunft, zu stellen, die ihm seitdem, meist ohne ihn näher zu kennen, auf Tradition hin absprechend den Stab gebrochen hat.

Joh. Christoph Adelung.

Geboren 1732. Gestorben 1806.

Zu Spantekow unweit Anclam in Pommern trat (8. August 1732) Deutschlands großer Sprachlehrer, Adelung, an's Licht. Sein Vater, welcher dort Prediger war, ließ ihm seine erste Schulbildung auf dem Gymnasium zu Anclam, dann zu Klosterbergen bei Magdeburg geben. Zum Jünglinge herangereift, studirte er in Halle Theologie, wurde 1759 zum Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt ernannt, gab aber, durch kirchliche Streitigkeiten bewogen, bald sein Amt auf und wendete sich nach Leipzig, wo er mit Korrekturen mühsam seinen Unterhalt gewann. In diese Zeit fällt der Wendepunkt seines Lebens. Mit bewunderswürdiger Geduld und Ausdauer wendete er sich dem Studium der Muttersprache zu. Zwar war schon längst von verschiedenen Gelehrten ihre Reinigung von dem Fremden und ihre Weiterbildung versucht und angestrebt worden; aber erst Adelung gelang es, hierin mit Entschiedenheit Größeres zu leisten. Ihm war es vorbehalten, auszuführen, was Gottsched begonnen. Ohne fremde Hilfe unternahm er ganz allein das große Werk, wozu sonst Akademien ihre Kräfte zu vereinigen pflegen, und bereits im Jahre 1774 erschien sein »Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart,« in welchem er die Wörter nach ihrer Etymologie, den verschiedenen Bedeutungen und syntaktischen Verbindungen, nach ihrer Aussprache und Schreibung erklärte und das Gesagte mit Beispielen aus guten Schriftstellern belegte. Durch Sammlung und Sichtung des Materiales wurde er zu Beobachtungen über die Struktur der Muttersprache geführt, und als Früchte derselben erschienen seine „deutsche Sprachlehre für Schulen;" sein „umständliches Lehrgebäude der Sprache;" über den deutschen Styl;" „vollständige Anweisung zur deutschen Orthographie," und sein „Magazin für die deutsche Sprache." So rühmlichen und erfolgreichen Anstrengungen wurde die gerechte Würdigung der Zeitgenossen zu Theil. Von Berlin und von Dresden kamen ihm ehrenvolle Anträge zu;

er folgte dem Rufe nach der letztgenannten Stadt, und ging 1787, nach des ersten Bibliothekars, Karl Christian Canzlers, Tode, als kurfürstlich sächsischer Oberbibliothekar mit dem Charakter eines Hofrathes und dem damals hohen Gehalte von tausend Thalern, dorthin ab. Seitdem versuchte er sich auch auf dem Gebiete der Geschichte mit Glück, wie denn seine „älteste Geschichte der Deutschen" und sein für die Quellenkunde der südsächsischen Geschichte wichtiges „Direktorium" höchst verdienstvolle Arbeiten sind. Doch wendete er sich bald wieder den Sprachstudien, als seiner eigentlichen Bestimmung, zu. Sein letztes Werk war „Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde," worin er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Er beschloß am 10. September 1806 sein rastlos thätiges Leben, und schlummert auf dem Neustädter Kirchhofe zu Dresden neben anderen verdienstvollen Männern. — Mit eben so viel Kraft als Besonnenheit unternahm es Adelung, den Augiasstall der damals von Entartungen, fremdartigen Beisätzen und Barbarismen aller Art entstellten deutschen Sprache zu säubern, und sein Leben war dem Kampfe für den Geist des höheren Deutschthums geweiht. Daß er, eines völlig freien Umblickes ermangelnd und etwas fest versessen in seinen subjektiven Meinungen, bisweilen zu sehr in's Methodische und Einseitige verfiel; daß er nur das Hochdeutsche, das Ober- und Niederdeutsche gar nicht, berücksichtigte, viele alte vorhandene Sprachstämme unbenutzt ließ, auf welche wir erst in der neueren Zeit durch Jakob Grimm aufmerksam gemacht worden sind, und indem er die deutsche Sprache vor dem Eindringen unnützer Wörter bewahren zu müssen glaubte, darüber ihre ausgezeichnete Bildsamkeit zum Theil übersah — kann seine Verdienste nicht schmälern. Biederkeit der Gesinnung, schlichte Einfalt der Sitten, eine mit mildem Ernste gepaarte Heiterkeit, so wie glühendes Gefühl für Recht und Wahrheit, bezeichneten sein häusliches und bürgerliches Leben, und machen, wie seine Werke, sein Andenken unvergeßlich. Im Kreise trauter Freunde und bei den Freuden der Tafel erholte sich der sanfte Mann, der die Ehe nie kannte, von seinen anhaltenden Arbeiten, denen er, von dem unermüdlichsten Berufsfleiße beseelt, täglich nicht weniger als vierzehn Stunden widmete.

William Penn.

Geboren 1644. Gestorben 1718.

Dieser Quäkerapostel und Staatsgründer in der neuen Welt war der Sohn des englischen Admirals Sir William Penn, der unter dem Protektorate und nach der Restauration mit Auszeichnung diente; und den 14. Oktober 1644 zu London geboren. Er erhielt eine sorgfältige, die öffentliche Laufbahn in seinem Vaterlande vorbereitende Erziehung, und wurde, fünfzehn Jahre alt, zu seiner ferneren Bildung auf die Universität Oxford geschickt, wo er sich zwar mit Eifer dem Studium widmete, aber schon Hang zu einem zurückgezogenen Leben und zum Separatismus zeigte, indem die Predigten des Thomas Loe ihn für die Grundsätze der Quäker gewannen, für welche er nun mit seinen Freunden offen kämpfte und deshalb schon auf der Universität sich in große Unannehmlichkeiten verwickelte. Sein Vater, als Soldat an Gehorsam und Disciplin gewöhnt, zürnte heftig auf seinen Sohn, und sendete ihn (1662) nach Paris, hoffend, daß der sinnliche Taumel dieser Hauptstadt ihn seiner frommen Schwärmerei entfremden werde. Doch dieses Treiben stieß den ernsten Jüngling nur ab, welcher daher längere Zeit in Saumur zubrachte, hier, im Umgange mit dem berühmten protestantischen Geistlichen Moses Amyrault die einmal empfangenen religiösen Eindrücke noch tiefer in sein Herz preßte und 1664 in seine Heimat zurückkehrte. Sein Vater sendete ihn hierauf nach Irland zur Beaufsichtigung seiner Güter. Er erfüllte seine Aufträge mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht, besuchte jedoch immer fleißiger die Quäkerversammlungen, wurde dadurch in die von der herrschenden Kirche ausgehenden Verfolgungen verflochten und im September 1667 mit mehren gleichgesinnten Freunden eingekerkert, jedoch auf Verwenden einflußreicher Personen bald wieder entlassen. Der grollende Vater rief ihn nach England zurück, suchte mit Gewalt und Güte, aber immer umsonst, den in allem Uebrigen gehorsamen, aber im Punkte seiner Ueberzeugung unbeugsamen Sohn seinen Grundsätzen untreu zu machen, und stimmte endlich, da Nichts fruchtete, seine Forderungen so weit herab, daß er nur verlangte, sein Sohn solle

in seiner, in des Königs und des Herzogs von York Gegenwart mit unbedecktem Haupte erscheinen. Auch dieses verweigerte der Jüngling, und erbittert verstieß ihn der Admiral aus seinem Hause. Im Jahre 1668 fing William zu predigen an, und ließ mehre theologische Schriften erscheinen, wie: „die erhabene Wahrheit,“ „der irrige Führer,“ „der erschütterte Grund,“ wurde beschuldiget, in der Lehre von der Dreieinigkeit von der herrschenden Kirche abzuweichen, und dieserhalb in den Tower gesetzt, in welchem er durch sieben Monate streng gehalten wurde, und sein vorzüglichstes und populärstes Werk: „Kein Kreuz, keine Krone,“ schrieb. Im folgenden Jahre wurde er mit seinem Vater ausgesöhnt. Aber bald darauf (1670) wurde er in Newgate abermals verhaftet, vertheidigte sich zwar bei dem Verhöre so nachdrücklich, daß er von der Jury freigesprochen wurde, mußte jedoch der Kosten wegen, die er nicht bezahlen wollte, in der Haft bleiben, bis sein Vater heimlich den Betrag erlegte. Er beschloß nun, mit dem berühmten Stifter der Quäker, Georg Fox, Missionen in fremde Länder zu senden; sie selbst schifften sich nach dem Kontinente ein und Penn besuchte mehre fürstliche und andere bedeutende Personen, kehrte aber noch im nämlichen Jahre auf die Nachricht von der Krankheit seines Vaters nach England zurück. Der Letztere starb und hinterließ ihm ein jährliches Einkommen von fünfzehnhundert Pfund Sterling, eine für jene Zeit bedeutende Summe. Als 1678 das Parlament sehr strenge Maßregeln gegen die Katholiken erließ, sah sich Penn veranlaßt, mit Feuereifer die Gewissensfreiheit zu vertheidigen, machte sich zwar dadurch viele Feinde und kam sogar in den Verdacht, ein heimlicher Katholik zu seyn, erwarb sich aber die Gunst des Königs Karl II. Jakob II. überließ ihm sogar für eine von der Regierung an seinen verstorbenen Vater zu entrichten gewesene Schuld von sechzehntausend Pfund Sterling ein großes Landgebiet am Delawareflusse mit vollem Rechte des Eigenthums gänzlich und auf immer, jedoch unter englischer Hoheit. Hier gründete er für „seine Freunde“ einen Staat, in welchem völlige Religionsfreiheit herrschte und jeder Unterschied der Stände sich verlor. Dieser Landstrich erhielt von ihm den Namen Pennsylvanien. Nachdem er zwei Schiffe mit Ansiedlern aus England und Schottland, und mit allen Erforderníssen zum Anbaue auf das Reichlichste versehen hatte, begab er sich 1682 selbst dahin, gründete sogleich die Stadt Philadelphia und entwarf die Verfassung, welche später die Grundlage der nordamerikanischen Freistaaten geworden ist und von der Burke sagt: daß Penn mit ihr die vollkommenste religiöse und bürgerliche Freiheit zur Grundlage seiner Nie-

derlassung genommen, und daß er dadurch die neuen Bewohner so frei, als irgend ein Volk der Welt, gemacht habe. Durch sein menschenfreundliches Benehmen, seine weisen Einrichtungen und den Segen der Natur war die Kolonie bald im raschen Aufblühen. Später nach England zurückgekehrt, war er eifrig bemüht, seinen Glaubensgenossen Duldung und Schutz zu verschaffen, was ihm nicht sogleich gelang. Er wurde beschuldigt, mit den Stuarts in geheimen Verbindungen zu stehen; man nahm ihm die Regierung seiner Kolonie und er mußte sich vor Gericht stellen, wo er aber mit solchem Erfolge seine Vertheidigung führte, daß seine Unschuld völlig erwiesen und er (1696) in den Besitz seiner Regierung wieder eingesetzt wurde. Durch mehre Jahre lebte er nun in England in der größten Zurückgezogenheit, und reisete dann wieder nach Amerika, um die letzte Hand an die Einrichtung seiner Kolonie, die er in der schönsten Blüte fand, zu legen; dann machte er in Angelegenheiten der Quäker eine Reise nach Holland und Deutschland. Im Jahre 1712 stand er auf dem Punkte, sein Eigenthumsrecht an Pennsylvanien der Regierung um zwölftausend Pfund Sterling zu verkaufen, aber drei Schlaganfälle, die er kurz nach einander erlitt, hinderten ihn, die Unterhandlungen zum Abschluß zu bringen. Doch erholte er sich, und lebte, obschon seine körperliche wie seine geistige Kraft seitdem gebrochen war, ruhig und zufrieden bis zum 30. Juli 1718, an welchem Tage er zu Rushcomb in Berkshire, wo er mehre Jahre zugebracht hatte, sein frommes und segensreiches Daseyn beschloß. Zweimal vermält, hinterließ er aus beiden Ehen Kinder, welchen er seine Ländereien in Europa und Amerika vererbte. Seine Regierungsrechte ließ er den Grafen von Oxford und Powlett, um darüber zu verfügen, und sie gingen endlich auf die Söhne der letztgenannten Familie über.

Edmund Burke.

Geboren 1730. Gestorben 1797.

Edmund Burke war der Sohn des berühmten protestantischen Sachwalters Robert Burke zu Dublin und den 1. Januar 1730 daselbst geboren. Seine erste Bildung erhielt er zu Ballytore in der Anstalt des Quäkers

Shakleton, wo er glänzende Fortschritte in den alten Sprachen und der Geschichte machte und sich bereits mit englischer Poesie und Literatur zu beschäftigen anfing. Zehn Jahre alt, bezog er die Universität seiner Vaterstadt und setzte neben der Rechtswissenschaft seine Lieblingsstudien: Mathematik, Philosophie und Geschichte, mit dem glücklichsten Erfolge fort. Noch vor seinem Abgange von der Universität ließ er einige geistreiche Parodien von den damals sehr beliebten politischen Flugschriften des Apothekers Lukas zu Dublin erscheinen, worin er diesen so lächerlich machte, daß derselbe fortan seine Feder ruhen ließ. Im Jahre 1750 begab er sich nach London, um die praktische Jurisprudenz zu erlernen, und beschäftigte sich nebenbei, zur Erwerbung seines Unterhaltes, mit kleinen schriftstellerischen Arbeiten, welche ihn in Verbindung mit mehren ausgezeichneten Männern, wie mit Lord Charlemont, Gerard Hamilton, Soame Jenyns, später auch mit Goldsmith, Reynolds, Johnson und Hume, brachten. Sein erstes Werk, zu welchem er sich bekannte, erschien 1756 und war die „Vertheidigung der natürlichen Gesellschaft," in welchem er Bolingbroke's Styl täuschend nachahmte und die Ironie, die er bezweckte, unter so großer Gründlichkeit verbarg, daß sie von nur Wenigen bemerkt wurde. Allgemeine Aufmerksamkeit aber erregte er zuerst durch seine, im folgenden Jahre erschienene Schrift: „Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe des Erhabenen und Schönen," von welcher Johnson mit Begeisterung sprach, und die den Ruf des Verfassers feststellte. Das Interesse, welches bald darauf für die amerikanischen Kolonien erwachte, veranlaßte die „Schilderung der europäischen Niederlassungen in Amerika," deren Hauptverfasser Burke war. Um diese Zeit heiratete er die Tochter des anerkannten Arztes, Dr. Nugent, mit welcher er die glücklichste Ehe führte, obschon der Umstand, daß sie katholisch war, ihn in den Ruf brachte, daß er ebenfalls dieser Religion anhänge. Ungetheilte Anerkennung fand auch das bekannte „Annual Register," welches er 1759 in Verbindung mit Dodsley herauszugeben begann. Nachdem er 1761 kurze Zeit mit Hamilton in Irland gewesen war, wurde er zwei Jahre später durch mehre Flugschriften mit Fitzherbert bekannt, welcher ihn in nähere Berührung mit dem Marquis von Rockingham brachte. Jetzt beginnt seine eigentliche politische Laufbahn. Rockingham ward 1767 Minister und Burke sein Privatsekretär, dieser auch bald darauf für den Flecken Wendower Mitglied des Parlaments, in welchem seine erste Rede über die Stämpelakte großen Beifall erhielt. Das schwankende Benehmen Rockingham's bewirkte dessen Entlassung, wodurch auch

Burke auf seine Thätigkeit im Parlamente beschränkt wurde. Desto eifriger nahm er an den literarischen und politischen Unterhaltungen bei der Lady Montague und im Clubb zum Türkenkopf in Gerarbstreet Theil, und beschäftigte sich außerdem ununterbrochen mit der Redekunst. Mit glänzender Beredtsamkeit trat er 1768 als das Organ der Rockingham'schen Partei gegen das Ministerium des Herzogs von Grafton auf, und spielte dieselbe Rolle nach dessen Sturze gegen das Ministerium des Lord North, indem er als Wortführer der Opposition in vielen Reden, welche für Meisterstücke parlamentarischer Beredtsamkeit gelten, das Verfahren gegen die Amerikaner angriff. Wie jetzt, so behauptete er auch 1774 als Abgeordneter der Stadt Bristol unumwunden, daß der amerikanische Krieg ungerecht und für England verderblich sey. Später wurde sein Ruhm als Sprecher durch den aufstrebenden Genius eines Fox verdunkelt; aber Fox's Talente wurden getragen und genährt durch Burke's Erfahrung, und in des Letzteren bei mehren Gelegenheiten über die amerikanische Frage gehaltenen Reden fanden die Freunde der Freiheit ein unerschöpfliches Arsenal siegreicher Waffen. In der zweiten Parlamentssitzung fuhr Burke in seinen Angriffen gegen das Ministerium fort, und bewirkte hauptsächlich, daß Lord North seine Entlassung nahm und Rockingham an dessen Stelle trat. Während der kurzen Dauer dieses zweiten Rockingham'schen Ministeriums war Burke Geheimrath und Kriegszahlmeister, bekleidete auch diese Stellen unter dem im Jahre 1783 kurz bestandenen sogenannten Koalitionsministerium (zusammengesetzt aus North's und Fox's Anhängern), verlor sie aber und überhaupt seine frühere Bedeutung, mit dem Eintritte Pitt's. In dem berühmten Prozesse gegen Warren Hastings, Generalgouverneurs von Ostindien, bewies er sich als heftigen Feind des Angeklagten und hielt in dieser Angelegenheit Reden, welche die Bewunderung von ganz England auf sich zogen; doch büßte er in der öffentlichen Meinung ein durch unehrerbietige Aeußerungen gegen den König, bei Gelegenheit der Verhandlungen über die Einsetzung einer Regentschaft (1788). Seit dieser Zeit zog die französische Revolution die alleinige Aufmerksamkeit Burke's auf sich. Mit der glühendsten Beredtsamkeit und mit philosophischem Scharfblicke machte er auf die Gefahren aufmerksam, welche Europa und England von Frankreich aus bedrohten, und das beharrliche Kämpfen des englischen Volkes und Ministeriums ist besonders seinem Einflusse zuzuschreiben. Sein Hauptwerk hierüber sind seine „Betrachtungen über die französische Revolution," welche an Gentz einen Uebersetzer und Kommentator fanden. Nach seinem

Austritte aus dem Parlamente erhielt er 1794 die Zusicherung einer bedeutenden Pension für sich und seine Gattin. Die demokratische Partei unterließ nicht, seine Grundsätze anzuschwärzen, und in Beantwortung einer Anklage ähnlicher Art schrieb er den „Brief an einen edlen Lord." In demselben Jahre beugte ihn der Tod seines Sohnes. Dennoch unterbrach er seine Wirksamkeit nicht. Seine Ansichten über den Krieg waren völlig von jenen des Ministeriums unterschieden; er deutete unablässig darauf hin, daß der Krieg nicht Frankreich, sondern dem Jakobinismus gelte und daß es eine Herabsetzung für England seyn würde, mit einem von den Königsmördern Verhandlungen zu pflegen. Er endete den 8. Juli 1797 in seinem acht und sechzigsten Jahre in seinem Hause zu Beaconsfield, wohin er, nachdem er anderwärts vergeblich ärztliche Hilfe angewendet, zurückgekehrt war, um daselbst zu sterben.

In einem Zeitalter der Revolution war Burke's Genius die widerstrebende Macht; er allein warf sich kühn jenen Einflüssen entgegen, welche Frankreichs Philosophen auf die europäische Gesellschaft ausübten; ihre Begeisterung konnte allein wieder durch Begeisterung bekämpft werden. Und Burke war der Mann dazu; er war ein Redner in all seinen Gedanken, und ein Weiser in all' seiner Beredtsamkeit. Ein philosophischer Lobredner hat von Fox gesagt, derselbe sey der am meisten demosthenische Redner seit Demosthenes gewesen; vielleicht darf unter allen großen Rednern Burke der letzte Demosthenide genannt werden. Der Geist dieses Mannes, sagt Johnson, ist ein unversiegbarer Strom. Im Privatleben war Burke's Charakter frei von jedem Vorwurfe. Ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Freund, hing er treu und innig an der protestantischen Religion der englischen Kirche, aber diese Anhänglichkeit war von jeder Frömmelei weit entfernt. Grundsätze der Duldung fanden an ihm stets einen eifrigen Sachwalter.

John Hunter.

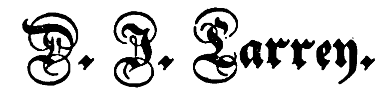
Geboren 1728. Gestorben 1793.

John Hunter's Leben bietet der Betrachtung einen eigenthümlichen Stoff dar: als Beispiel eines tüchtigen Geistes, der sich, bei geringer Schulbildung, an der Natur edel und kräftig entwickelte, und eines seltsamen Konfliktes wissenschaftlicher Entdeckungs- und Eigenthumsrechte.

Der Spätlingsohn eines schottischen Landgeistlichen zu Kilbride in Lanarkshire, wuchs John Hunter ohne eigentlichen Unterricht bis in's sechzehnte Jahr herauf. Erst als sein viel älterer Bruder William Professor der Anatomie in London wurde, führte ihn dieser in das Studium der Anatomie und Chirurgie ein. Nun entwickelt sich in John eine ungeheure Wißbegierde und Beobachtungskraft; er arbeitet unermüdlich für sich im Stillen fort, erfindet gleichsam die ganze Anatomie zum zweiten Male, — und, als er seine Beobachtungen mit Enthusiasmus mittheilen will, findet er zu seinem Schrecken, — daß sie alle von Anderen schon gemacht sind. Diese Erfahrung war die erste, aber nicht die bitterste seines Lebens. Sein berühmt gewordener Bruder machte ihn zum Prosektor an seiner Schule; John theilte ihm nun einige wirklich neue Bemerkungen mit, die er am menschlichen Körperbaue gemacht hatte, und — William machte in seinen Vorlesungen und Schriften davon Gebrauch, ohne seinen Bruder zu nennen. Dieses Benehmen erregte in John's Herzen einen tiefen Haß; es entstand ein beständiger Zwiespalt zwischen beiden Brüdern, der zum öffentlichen Skandale ward, und der, obwohl sie Beide auch im Leben den größten, verdienten Ruhm genossen, selbst auf dem Todbette sich nicht ausgleichen ließ. John Hunter, mit originellem Scharfsinn und der gründlichsten Beobachtung begabt, zeigte bei seinen vielfachen Forschungen eine bewundernswerthe Ausdauer; sein Wirken griff unmittelbar in's Leben ein, und, ohne ein rein physiologisches Werk gedruckt hinterlassen zu haben, wurde er der größte Physiolog Englands zu seiner Zeit. Er galt als Leitstern für alle übrigen, als Muster für's Ausland. Als praktischer Wundarzt gewann er das Vertrauen des Publikums, und ein bedeutendes Vermögen, — als

Lehrer der Chirurgie, Liebe und Verehrung seiner Schüler. Diese doppelte Stellung in der Hauptstadt der Welt, so wie sein Wirken im Kollegium der Wundärzte, vermehrten theils seinen Ruhm, theils gaben sie ihm die Mittel an die Hand, sein Lieblingswerk, das ihn unsterblich machte, nämlich sein Kabinet für vergleichende und pathologische Anatomie, zu gründen. Auf dieses verwendete er nicht nur alle nur irgend zu erübrigenden Stunden seines geschäftvollen Lebens, sondern auch außerordentliche Geldsummen. Aber auch an dieses Kabinet knüpfte sich das Verhängniß, welches John Hunter'n verfolgte, und sein Dämon ruhte selbst nach seinem Tode nicht. Im Jahre 1789 wurde John Hunter Generalwundarzt der englischen Armee. Bald darauf bemächtigte sich seiner eine langwierige, schmerzliche Krankheit, und, im 65. Jahre seines Lebens, am 16. Oktober, fiel er plötzlich todt zur Erde nieder. Aber die Geschichte seines Kabinets ist nur die Fortsetzung der Geschichte seines Lebens. John Hunter hatte in seinem Testamente verfügt, daß sein Schwager, der seitdem berühmt gewordene Sir Everard Home, und der ebenfalls berühmte Anatom Baillie, Beide seine Schüler, sein Museum mit allen dazu gehörigen Präparaten, Zeichnungen und Schriften, dem Staate zum Kaufe anbieten, und von der dafür gezahlten Summe einen Jahrgehalt als Aufseher und zur Bereicherung der Anstalt, so wie zur Herausgabe der großen Menge der nachgelassenen Manuskripte, ziehen sollten. Sein Wille geschah, und Jeder von Beiden erhielt 1500 Pfund Sterling als Jahrgehalt, mit dem Auftrage, die Schriften auf Staatskosten zum Drucke zu befördern. Bis zum Jahre 1806 blieb die Sammlung in Hunter's Hause. Sodann bewilligte das Parlament neue 80,000 Pfund Sterling zum Baue eines eigenen Gebäudes dafür. Erst im Jahre 1813 wurde das Museum allen Besuchern geöffnet. Im Jahre 1806 wurden sämmtliche Manuskripte zu Everard Home gebracht, welcher die Kataloge entwerfen sollte; eine Arbeit, woran der immer kränkliche Baillie nicht recht Antheil nahm. Alle Vierteljahre wurde nun Home vom Kollegium der Wundärzte ermahnt, die Verzeichnisse zu liefern; — vergebens, er lieferte sie nicht. Als im Jahre 1817 das Kollegium die Vollendung dieser Arbeit einem Ausschusse übertragen wollte, sträubte sich Home dagegen, und gab vor, er werde Hunter's Nachlaß niemals einem Anderen anvertrauen. Im Jahre 1823, nachdem die letzte Abhandlung Home's über vergleichende Anatomie erschienen war, verbreitete sich in London das Gerücht, daß Home sämmtliche Manuskripte Hunter's verbrannt habe. Bei dem Ansehen, in welchem Home stand, wollte Niemand dem Gerüchte Glauben

schenken, — aber eine Untersuchung durch's Parlament setzte die Sache außer Zweifel. Ehe noch die That verübt wurde, hatte man Home zwei Foliobände, die Pflanzenanatomie enthaltend, abgedrungen. Alles Uebrige, zehn dicke Foliobände, sind vernichtet! Ihr Inhalt war unschätzbar. Noch jetzt befinden sich im Museum über fünfzehnhundert Gegenstände, die man nicht zu bezeichnen wagt, weil man sie nicht genau kennt, — und auch von allen übrigen fehlt die Beschreibung, wodurch die ganze Sammlung an wissenschaftlichem Werthe verliert. Diesen Verlust verdankt die Naturwissenschaft der Eitelkeit des undankbaren Schülers eines großen Meisters; denn erwiesen ist es jetzt, daß die vielfachen Entdeckungen, Beobachtungen und Forschungen, welche Home unter seinem Namen herausgab, und denen er zumeist seinen Ruhm verdankt, eigentlich Hunter's Eigenthum sind, — des großen Schöpfers der vergleichenden Anatomie, dessen Verdienste selbst die Cuvier's überbieten, und den der Dämon des Neides und der Nichtanerkennung noch über's Grab hinaus verfolgte!



D. J. Larrey.

Geboren 1766. Gestorben 1842.

Das romantische und lebenvolle Gemälde kriegerischer Zustände, in welchem das Walten der Menschenliebe wie ein Lichtblick zwischen dunklen Gewölben schimmert, rollt sich vor uns auf, wenn wir Larrey's Geschichte betrachten.

An den Ufern des Adur, zu Beaudeau geboren, ein Sohn unbemittelter, aber geachteter Eltern, war er, kaum 13 Jahre alt, verwaist, und widmete sich dem Studium. Als Hilfsarzt für die königliche Marine aufgenommen, kam er nach Brest, und ward, jung an Jahren, aber selbstständig durch frühe Reife des Charakters, einer Expedition nach Nordamerika als Wundarzt beigegeben. Diese erste Seefahrt benützte er dazu, um Beobachtungen über die Seekrankheit zu machen. In Amerika war er rastlos thätig, Klima, Land, Bewohner und Leben derselben kennen zu lernen. Reich an Gewinn des Wissens und Erlebens kehrte er zurück, erhielt,

wie die Uebrigen, seinen Abschied, und ging nach Paris, um auf's Neue zu studiren. Nach mehren kleineren Dienstleistungen ward Larrey im Jahre 1792 als Wundarzt erster Klasse bei den am Rhein zusammengezogenen Truppen des Marschalls Luckner angestellt. Hier trat er in sein eigentliches Element; und von nun an sah man ihn in jenen an Kriegesstürmen so reichen Jahren sich ganz dem feldärztlichen Dienste weihen. Zwanzig Jahre hindurch scheute er nicht Kugeln und Kartätschen, wenn es galt, Verwundeten zu helfen. Er schaffte den Gebrauch, erst das Ende eines Gefechtes abzuwarten, ehe man sich der Verwundeten annahm, ab, und verfiel darauf, gleichsam ein wandelndes Spital im Kriege zu bilden; eine Einrichtung, die später auch von den anderen gebildeten Nationen nachgeahmt war. So manche andere Verbesserung der militärischen Chirurgie durch Larrey folgte dieser in dem kurzen rheinischen Feldzuge; so daß die chirurgische Akademie sich bewogen fand, ihm durch Ertheilung eines zweiten Preises, um den er sich gar nicht beworben hatte, ein Zeichen der Anerkennung zu geben. Er erhielt den Auftrag, sein System der wandelnden Spitäler, nach einem größeren Maßstabe, für die ganze Armee zu organisiren, und die Arbeit, die er lieferte, ward als ein Meisterstück bewundert. Inzwischen begannen die Rüstungen des Heeres an der spanischen Gränze, und mit dem Schalle der Waffen fand sich auch Larrey's hilfreicher Genius ein. Seine Gegenwart, überall mitten im Kampfgewühle, war den Kriegern Trost und Aufmunterung. Ein solcher Mann mußte für den Helden des Tages, für Buonaparte, dessen ganzes Daseyn ein Schlachtplan war, ein unschätzbarer Fund sein. Und so war es auch. Von der Gründung einiger chirurgischen Anstalten, womit Larrey nach Beendigung des spanischen Feldzuges eben beschäftigt war, abberufen, und nach Italien gesandt, lernte er hier zuerst jene berühmten Krieger kennen, mit denen er später auf so vielen Schlachtfeldern wieder zusammentraf. Er hatte eben die letzte Hand an sein Spitälersystem gelegt, als der Obergeneral Buonaparte die Arbeit in Augenschein nahm. »Ihr Werk« — sagte Dieser — „ist einer der herrlichsten Gedanken des Jahrhunderts!" und von da an datirte sich das Gefühl von Achtung und Freundschaft, mit dem der Feldherr dem Arzte Zeitlebens zugethan blieb. Kaum bezeichnet, um den Truppen beigegeben zu werden, die gegen England agiren sollten, erhielt Larrey auch schon den Ruf, denen zu folgen, die nach Egypten segelten. Auf der Ueberfahrt nützte er Buonaparten durch Rath und That bei den Gefahren, die das Klima für die Soldaten brachte; in dem glühenden Sande Egyptens und Syriens



bewährte sich seine Kraft und Tüchtigkeit. Er rettete beim Angriffe von Alexandrien dem General Kleber das Leben, holte den General Menou aus dem Handgemenge heraus, und verband unter dem Feuer der feindlichen Batterie den Adjutanten Lasselez. Während kurzer Waffenruhe organisirte er Spitäler in den Städten. Dann begleitete er das Heer fünf Tage lang durch die öden Wüsten, welche Lybien umgeben. Es fehlte an Proviant; die Leiden waren groß, die man zu dulden hatte; aber kaum war ein Soldat aus Ermattung, Hitze, oder von Skorpionen verwundet, niedergesunken, so war Larrey schon da, ihm beizustehen. Wo er zog, entstanden Spitäler, wie aus der Erde gezaubert. Bei der Rückkehr nach Cairo gründete er dort eine Schule, um sich Gehilfen und Nachahmer zu bilden. Ein neuer Feldzug, der syrische, begann; in diesem war es, wo Larrey den Namen: „die Vorsehung des Soldaten" erhielt. Die Pest richtete ihre Verheerungen an, und, nach zahllosen Leiden und Arbeiten, führte Larrey seine wandelnden Spitäler, von Ochsen und Pferden gezogen, nach Egypten zurück. Kameel- und Pferdefleisch, mit Schießpulver statt des Salzes gewürzt, war die Nahrung des Heeres. Aufstände in Egypten nöthigten Buonaparte, es zum zweiten Male zu erobern. Nichts stellt wohl mit Einem Zuge besser dar, was ihm Larrey hiebei leistete, als die Thatsache, daß er Diesem auf dem blutigen Schlachtfelde zu Abukir einen goldenen Degen reichte, mit der Inschrift: „Larrey zu Abukir." Andere Lorbeeren warteten des heldenmüthigen Arztes in Frankreich. Als die Armee in Marseille gelandet war, und sich am Ufer in Schlachtordnung aufgestellt hatte, verkündete ein Tagsbefehl, daß Herr Larrey berufen sei, um in Paris an der Seite des Konsuls seine Stelle zu erhalten. Ein lauter Beifallsruf erscholl durch alle Reihen der dankbaren Krieger. Nur kurze Zwischenräume von Ruhe waren Larrey gegönnt. Die Armee zog wieder an die Ufer des Rheins. Larrey's Hospitäler waren wieder so schnell eingerichtet, daß Napoleon sagte: „Sie sind mir zuvorgekommen!" und in den Schlachten, die nun wie Blitze auf einander folgten, zeigte Larrey wieder die alte heroische Kaltblütigkeit und ausdauernde Menschenliebe. Wie der Kaiser, so war auch Er, wo die Schlacht am wildesten tobte, und man sah ihn die Soldaten auffangen, wie sie wankten. Nach der Zusammenkunft der drei Kaiser trat die Armee ihren Rückzug an. Larrey folgte ihr nicht. In den Lazarethen, die sie zurückließ, war der Typhus ausgebrochen; er wollte es keinem Anderen überlassen, hier Hilfe zu bringen. Endlich nach Paris zurückgekehrt, rief ihn der Kaiser zum spanischen Feldzuge, wo er, nach gleichen Strapatzen, wie die bisherigen, erkrankte

und die Armee in tiefe Besorgniß, ihn zu verlieren, versetzte. Nach Frankreich heimgekehrt, und kaum genesen, theilte er abermals Gefahren und Drangsale mit Napoleon's Heeren. In Wagram ernannte ihn Dieser in dem Augenblicke, wo er unter dem feindlichen Feuer seine verwundeten Generale amputirte, zum Baron. Auch den furchtbaren russischen Feldzug machte er mit; nach der blutigen Schlacht an der Moskwa waren in vierundzwanzig Stunden zehntausend Verwundete, Russen wie Franzosen (denn Larrey machte nie einen Unterschied zwischen Freund und Feind in der Hilfsleistung) verbunden und transportirt. Bei dem berühmten Rückzuge that Larrey Wunder der Selbstverläugnung, Geistesgegenwart und entschlossenen Aufopferung. Endlich sah er zu Waterloo die Macht seines Kaisers zusammenbrechen; muthvoll, wie ein Held des Alterthums, ward Larrey im heißen Kampfe selbst verwundet und gefangen. Ein Chirurg, der ihm die Augen verbinden sollte, um ihn zum Tode zu bereiten, erkannte den ehemaligen Lehrer und rettete ihn. Aber auch der neue Herrscher achtete ein so seltenes Verdienst; Larrey behielt Rang und Einkünfte, und alle fremden Monarchen überhäuften ihn mit Orden, Ehren und Geschenken; im Gefühle, daß ein solches Wirken keiner Nation, sondern der Menschheit angehöre. Vielfach sind die Proben seines Muthes, seiner Menschenliebe; ihre Erzählungen gingen und gehen noch von Mund zu Munde. Einem solchen Charakter ist Wahrheitsliebe natürlich. Nach der Schlacht bei Bautzen flüsterten einige Günstlinge dem Kaiser zu, daß die Zahl der Verwundeten zu groß angegeben werde, da sich Viele absichtlich verstümmelt hätten, um sich dem Dienste zu entziehen. Napoleon hielt auf der Stelle Kriegsrath, um die Schuldigen erschießen zu lassen. Es ward dabei mit der unmenschlichsten Härte verfahren. Larrey reichte seine Entlassung ein. Eine genauere Untersuchung ward vorgenommen, Larrey bewies den Richtern aus der Beschaffenheit der Wunden die Unschuld der Krieger, und ließ sie freisprechen. Dann schickte er seinen Bericht an Napoleon, und erwartete ruhig seine Ungnade. Allein Napoleon achtete eine solche Handlungsweise; eine bedeutende Belohnung war seine Antwort. Man weiß, daß Napoleon von Larrey gesagt hat: Er war der redlichste Mann, den ich gekannt habe. Beinahe unbegreiflich muß es Menschen, die das Leben nur aus dem Bilde der täglichen Unterhaltungen kennen, scheinen, wie Larrey bei einem Leben, wie das seine war, dessen Thatenfülle und Bewegung sich auf ein paar Blättern kaum andeuten läßt, alle die wichtigen Werke schreiben konnte, die er hinterließ, und die seinen Namen in der

Heilkunde verewigen. Seinen Berichten über die ärztlichen Erfahrungen auf den gemachten Feldzügen, der Frucht dreiundfünfzigjähriger Kriegsdienste und 26 Kampagnen, ist nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Noch in seinen alten Tagen unternahm der ehrwürdige Mann eine Seefahrt nach Afrika, um die dortigen Hospitäler zu prüfen; auf der Rückreise erkrankte er, und starb zu Lyon am 25. Juli 1842. Seine Leichenfeier war ein rührender Ausdruck einer wirklich allgemeinen und gefühlten Liebe und Bewunderung. Was ist das Leben des Menschen, der die Stunden nach Genüssen zählt, die ihn desto leerer lassen, je öfter sie wiederkehren, — ja, was ist das Leben des Gelehrten, der sich auf dem Gipfel der Menschheit dünkt, weil er müßige Träume ausbrütet, gegen ein Leben voll Mühen, wie dieses?

Albrecht II.,

römischer, und König von Ungarn und Böhmen, Herzog von Oesterreich.

Geboren 1397. Gestorben 1439.

Albrecht, als römischer König der Zweite, als Herzog von Oesterreich der Fünfte genannt, war der Sohn Herzog Albrecht's IV., und den 10. August 1397 zu Wien geboren. Er zählte erst sieben Jahre, als sein Vater (14. September 1404) dahinstarb und ihm Oesterreich als Erbe hinterließ. Sein Oheim, Herzog Wilhelm, machte sich zu seinem Vormunde; als aber auch dieser kraftvolle Mann frühzeitig in die Gruft sank (1406), entstand zwischen Wilhelm's jüngeren Brüdern, den Herzogen Leopold und Ernst, böser Streit um die Vormundschaft, welche, nach Einmischung der Stände, zuletzt der Erstgenannte behauptete. Aber bald wurde ausgesprengt, Leopold trachte den jungen Albrecht von der Nachfolge in der Regierung, die demselben durch den Spruch der Stände ausdrücklich verbürgt worden, zu verdrängen. Angeblich zum Schutze des Unmündigen, ergriff Ernst die Waffen wider Leopold, und erzwang, nach wiederholtem blutigen Bruderkriege, sich die Aufnahme in die Vormundschaft. Die größte Gefahr während dieser Wirren lief Albrecht für sein besseres Selbst; denn Leopold

drängte ihn, um alles höhere Gefühl in der Brust des Jünglings zu ersticken und ihn dadurch in ein willenloses Werkzeug zu verwandeln, geflissentlich zu Zerstreuungen hin. Aber edle Männer, wie Reinprecht von Walsee und der Pfarrer zu Garsten, Andreas Plank, wehrten den schädlichen Einfluß ab und erhielten Albrecht's angeborenen Sinn für Tugend und Sittenreinheit. Ein noch mächtigerer Beschützer entstand ihm in dem Ungarnkönige Sigmund, der 1409 die ältere Erbverbrüderung Karl's IV. für den Fall erneuerte, daß nach dem Ableben seines Bruders, des Königs Wenzel, und seines Vetters, des Markgrafen Jodok, deren Länder, Böhmen und Mähren, ihm zufallen sollten. Als nach dem Tode Herzog Leopold's die anderen Oheim Albrecht's, Ernst und Friedrich, die Absicht blicken ließen, die Vormundschaft bis zu ihres Mündels vollendetem sechzehnten Jahre zu verlängern, wurde König Sigmund als Schiedsrichter berufen (1411). Dieser that nicht nur den Ausspruch, daß Albrecht nach gemeinem Landrechte in Oesterreich, welches nur vierzehn Jahre zur Volljährigkeit bedinge, nun der Vormundschaft enthoben und Erbe und Regierer Oesterreichs und des Landes ob der Enns sey, sondern erklärte Denselben auch zum künftigen Gemale seiner damals erst zweijährigen Tochter Elisabeth. Letztere war für den Fall, daß Sigmund keine Kinder mehr bekäme, durch die ungarischen Stände zur Erbin des Reiches erklärt, und auch der König Wenzel von Böhmen hatte keinen anderen Erben, als seinen Bruder Sigmund, so daß also jetzt beide Königreiche, Ungarn wie Böhmen, durch Albrecht der Vereinigung mit Oesterreich zustrebten.

Ungeachtet seiner zarten Jugend entfaltete Albrecht Umsicht und Kraft. Durch weise Strenge wurde den inneren Fehden, durch Verträge nach Außen den Gränzräubereien ein Ende gemacht, und ein Rechtszustand wieder hergestellt, der seit lange gefehlt hatte. Ohne an den Streitfragen des Konstanzer Concil's Theil zu nehmen, richtete er gleichwohl sein Auge auf kirchliche Verbesserungen in seinen Landen und verordnete, mit Bewilligung des Concil's, eine Klösterdisitation, ließ sich aber von dem Vorurtheile der Zeit gleichwohl zu einer grausamen Judenverfolgung hinreißen. Am 19. April 1422 wurde er in Wien mit seiner Verlobten, Elisabeth von Ungarn, feierlich vermält, und die glänzende Aussicht, welche sich an jene Verbindung knüpfte, dadurch zur möglichsten Sicherheit erhoben. Hiermit übernahm Albrecht aber auch zugleich die Verpflichtung, seinem Schwiegervater das durch Hußitenthum fanatisirte und empörte Böhmen, welches diesem nach Wenzel's Tode (1419) anheimgefallen war, zur Unterwerfung

bringen zu helfen. Um ihn in seinem hilfreichen Eifer zu ermuntern, belehnte Sigmund 1423 ihn und seine Gemalin mit der Markgrafschaft Mähren, nachdem er ihm schon früher die Statthalterschaft dieses Landes übertragen hatte. Der Herzog kam mit einem Heere nach Mähren, um die von Kirche und Thron abgefallenen Hußiten zu erdrücken; aber die wilde Begeisterung dieser Horden schüttelte blutig jeden Zwang von sich, und eine Reihe verheerender Einfälle in Oesterreich vergalt die Feindseligkeiten, mit denen der Herzog die Bekenner Hußen's in ihrer Heimat drängte. Beinahe in jedem Jahre wiederholten sich die furchtbaren Streifzüge der Hußiten in das Oesterreicher-Land, und siegend oder besiegt ließen sie regelmäßig die Spur des Verderbens und Mordes hinter sich. Mitten unter Kämpfen verlor der Herzog die Wohlfahrt und Vergrößerung seines Hauses nicht aus den Augen. Des letzten Herzogs von Niederbaiern Tod schien ihm, als dessen Schwestersohne, Ansprüche auf dieses Land zu geben, und er ließ sich von seinem Schwiegervater, dem Kaiser Sigmund, mit Niederbaiern, als einem eröffneten Reichslehen, belehnen. Doch die baierischen Hausgesetze und mancherlei Umstände vereitelten seine Hoffnungen, und eine Abfindung in Geld war Alles, was er erlangte. Kräftig bewachte er, obgleich gegen äußere Feinde ringend, die Ruhe nach Innen, und sein schnelles Handeln stäubte einen hochverrätherischen Bund, den einige Landherren in Oesterreich, um sich Befreiung von den Beisteuern an Geld und Mannschaft zu dem Hußitenkriege zu erzwingen, gegen ihn errichtet hatten, strafend aus einander. Dagegen erweckte die Lauigkeit des Reiches und der Verbündeten in Bekämpfung des Hußitenwesens seinen bitteren Unmuth, zumal als bei Tachau die schmähliche Flucht des Reichsheeres auch ihn zum Umkehren nöthigte. Ward dadurch sein Arm in Böhmen gelähmt, so unterdrückte er Calixtismus und Aufstandsversuche um so kraftvoller und strenger in seiner Markgrafschaft Mähren; über fünfhundert hußitische Orte wurden von seinen ergrimmten Kriegern niedergebrannt, und selbst die gewaltigen beiden Prokope wagten nicht, an dem tapferen Herzoge Rache dafür zu nehmen. Spätere Raubzüge Prokop's des Großen in Oesterreich vergalten jene Strenge an den wehrlosen Bewohnern des Landes, bis die Vertilgung der Taboriten und Waisen (1434) den von seinen nächsten Freunden ohne Unterstützung gelassenen Herzog von dieser Sorge befreite.

Am 11. Dezember 1437 segnete Kaiser Sigmund, dem vor Allem Albrecht's kriegerischer Eifer den Besitz Böhmens hatte erkämpfen helfen, das Zeitliche. Sterbend that er den um ihn versammelten Herren aus

Ungarn und Böhmen noch einmal seinen Willen kund: daß diese Königreiche nach seinem Tode den Herzog Albrecht und dessen Gemalin Elisabeth, seine Tochter, als ihre rechtmäßigen Herren erkennen und ihnen als solchen gehorchen sollten. Gerührt gaben ihm die Herren ihr Wort darauf.

Am 1. Januar 1438 wurden zu Stuhlweissenburg Albrecht und seine Gemalin mit der ungarischen Königskrone geziert, und Ersterer trat, einen vorübergehenden Pöbelaufstand abgerechnet, hier die Regierung ruhig an. Dennoch sah er ein, daß, um den Thron würdig zu behaupten, seine Gegenwart in Ungarn öfter und für länger erforderlich seyn werde, und darum ernannte er auf die Dauer seiner Abwesenheit aus Oesterreich, eine eigene Regentschaft für dieses Land.

Auf größere Hindernisse stieß er in Böhmen. Zwar wurde er auch hier, bald nach Sigmund's Tode, von einer ansehnlichen Partei zum Könige ausgerufen; aber die Utraquisten, unter denen noch immer die Gewitter der großen Spaltung in einzelnen Gährungen nachwogten, und die Anhänger Barbara's, der Unfrieden stiftenden jungen Witwe Sigmund's, waren, eingedenk der unerbittlichen Strenge, womit Albrecht einst sie bekämpft, ihm entgegen und wollten ihn nur unter gewissen Bedingungen anerkennen. Die Gemäßigteren aller Parteien aber, namentlich die Katholiken, sahen ihn als ihren rechtmäßigen König an, und luden ihn zur Krönung nach Prag ein. Da erhoben sich die Mißvergnügten, von deren unstatthaften Bedingungen der seines unbestreitbaren Rechtes auf die Krone sich bewußte König Nichts hören wollte, schritten in Melnik zu einer eigenmächtigen Wahl und sprachen Böhmens Krone dem dreizehnjährigen Kazimierz, des Polenkönigs Wladislaw Bruder, zu. Die Freunde der Ordnung und des Rechtes ließen sich dadurch nicht irren; sie riefen vielmehr Albrecht noch einmal feierlich als König aus und warnten Wladislaw ernstlich, das unrechtmäßige Vorhaben seines Bruders zu unterstützen.

Unterdessen war Albrecht (18. März 1438) von den zu Frankfurt versammelten Kurfürsten zum römischen Könige gewählt, und ihm das Wahldiplom nach Wien gesendet worden. Albrecht hatte bei seiner Krönung in Ungarn den Ständen dieses Reiches versprechen müssen, die deutsche Krone, im Falle ihm dieselbe angetragen würde, nicht ohne Bewilligung des Reichstages annehmen zu wollen. Treu seinem Worte, nahm er daher diese neue, höchste Krone nicht eher an, als bis der ungarische Reichsrath ihn seines Versprechens entbunden hatte. Die Krönungsfeierlichkeit wurde, da die Angelegenheiten seiner eigenen Reiche ihm eine Entfernung

damals unmöglich machten, mit Bewilligung der Kurfürsten auf zwei Jahre verschoben.

Er mußte eilen, die böhmische Krone, nach welcher schon eine fremde Hand langte, zu erfassen. Mit zahlreichem ungarischen und österreichischen Gefolge kam er nach Iglau, wo seine Anhänger ihn feierlich empfingen, bestätigte die Freiheiten des Landes sammt den Verfügungen der Kompaktaten, ging dann nach Prag und wurde hier im Dome zu St. Veit (29. Juni 1438) als König von Böhmen gekrönt. Dann brach er gegen die, durch fünftausend Polen verstärkten Utraquisten auf, stürmte ihr festes Lager bei Konopitscht und schloß sie in Tabor, wohin sie sich geflüchtet, ein. Aber ein heranziehendes starkes Entsatzkorps nöthigte ihn, die Blockade von Tabor aufzugeben und nach Prag zurückzugehen. Der Papst Eugen IV. und das Baseler Concil mahnten dringend zum Frieden; statt dessen kam es zwischen den Königen Albrecht und Wladislaw nur zu einem kurzen Waffenstillstande, der später eine Verlängerung bis zum 24. April, dann, nach erneuerten Feindseligkeiten, bis zum 8. September 1439, erfuhr.

Mittlerweile galt es einen noch schrecklicheren Feind zu bekämpfen. Immer näher und schwerer drückten die Osmanen auf Ungarn, und plötzlich stand Sultan Murad mit einem starken Heere vor Semendria. Die ungarischen Stände hatten stürmisch in Albrecht gedrungen, gegen die Ungläubigen in's Feld zu ziehen; als es aber jetzt zur That kommen sollte, ließen sie ihn ohne hinreichende Unterstützung. Mit Mühe vermochte der König, zu Ende Juli 1439 im Lager bei Szegedin ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann — jenes der Osmanen war mehr als fünfmal so stark — um sich zu sammeln. Weil die gehofften Verstärkungen ausblieben, brach er das Lager ab, bezog ein neues bei Futak und beobachtete die Bewegungen des Feindes jenseits der Donau, da seine Mannschaft zum Entsatze Semendria's zu schwach war. In Tiberew erhielt er die gefürchtete Botschaft, daß Semendria in des Sultans Hände gefallen; stündlich konnten nun die Osmanen die Donau überschreiten. Eine im Lager ausbrechende ansteckende Ruhr vollendete das Uebel, und das entmuthigte Heer lösete sich auf. Der König, selbst erkrankt, mußte den Rückzug antreten. Nicht lange verweilte er in Ofen; denn er sehnte sich mit der Inbrunst eines Sterbenden nach seinem Oesterreich; in Wien, nur in Wien hoffte er zu genesen. Zu schwach, um zu Wagen zu reisen, mußte er von Gran aus sich in einer Sänfte tragen lassen, durch den Genuß von Melonen die brennende Fieberhitze kühlend, aber seine Krankheit hiermit nur verschlimmernd. Zu Neszmil

in der Komorner Gespanschaft erreichte sein Uebel die äußerste Höhe; er machte sein Testament und verschied am 27. Oktober 1439, wenig über zweiundvierzig Jahre alt. Seine betrübte Witwe hinterließ er in gesegnetem Zustande, und sie gebar vier Monate nach des Gatten Tode den Ladislaw Posthumus, nach dessen kurzer und verhängnißvoller Regierung die habsburgische Erbfolge in Ungarn und Böhmen auf längere Zeit unterbrochen wurde.

Albrecht war von hohem Wuchse, sein Körper kraftvoll und nie durch Ausschweifungen entnervt worden; sein Auge blau und feurig, sein Haar blond, die Gesichtsfarbe bräunlich; ein starker Knebelbart erhöhte sein männliches Ansehen. Wegen seiner Ausdauer und Unerschütterlichkeit wurde er im Baseler Concil einem Viereck verglichen, das überall gleich unzugänglich sey. „Geschwind gewinnt!" war der Wahlspruch dieses edlen, entschlossenen Fürsten. Er liebte den Krieg, doch ohne den Streit zu suchen; im Frieden begnügte er sich mit der Jagd, den Tanz, als unmännlich, den Frauen überlassend. Streng, wo es galt, aber leutselig, wo er es nur seyn durfte, wußte er sich von seinen Unterthanen verehrt und gedachte mit Selbstgefühl ihrer verdienten Liebe; „der Unterthanen Liebe die beste Leibwache," war sein Ausspruch gegen Solche, die ihre Sicherheit nur auf Trabanten bauten. Albrecht war ein König und Ritter im schönsten Sinne.

Leopold VII. der Glorreiche,

Herzog von Oesterreich und Steiermark.

Geboren 1176. Gestorben 1230.

Schöne Erinnerungen knüpfen sich an den Namen dieses vorletzten Herrschers aus Babenberg's Stamme, welcher, der zweite Sohn Leopold's VI. des Tugendhaften, den 15. Oktober 1176 das Licht erblickte. Als sein älterer Bruder, der regierende Herzog Friedrich der Katholische, am 16. April 1198 auf der Rückreise aus dem heiligen Lande starb, bestieg Leopold den Herzogsthron von Oesterreich und Steiermark. Der zweiundzwanzigjährige

Mann war damals bereits kein Neuling mehr in der Kunst des Regierens, da er noch bei seines Bruders Leben Anfangs die Steyermark, dann auch Oesterreich verwaltet hatte. Treffliche Anleitung verdankte er seinem Lehrer, dem Grafen Ulrich, den er dafür zu seinem Protonotarius ernannte, bis Derselbe später durch den Bischofssitz zu Passau noch höher geehrt wurde. Die verhängnißvolle und wildbewegte Zeit, in welche sein Leben fiel, nahm seinen weisen Sinn, seine Kraft und seine Geistesklarheit in nicht geringen Anspruch. In dem Kampfe des Hohenstaufen Philipp und des Welfen Otto um die Kaiserkrone, stand Leopold auf der Seite des Ersteren, zog ihm mit einem auserlesenen Heere zu und verhalf ihm zum Siege, bis (21. Juni 1208) der Mordstahl Otto's von Wittelsbach das königliche Blut Philipp's verspritzte. Als sein königlicher Freund gefallen, trat Leopold, auf des heiligen Vaters Ermahnung, zu der Partei des jetzt von den deutschen Fürsten als König anerkannten Otto über, bis dessen Mißgriffe ihm den Bann des Papstes zuzogen und die Fürsten, unter ihnen auch den edlen Babenberger, von ihm entfernten.

Leopold's tapferes Herz sehnte sich nach einem heiligen Kampfe; aber kein Kreuzzug nach Palästina kam zu Stande; darum zog er nach Spanien und focht dort siegreich gegen die Mauren. Doch war seiner frommen Sehnsucht hiermit nicht Genüge geleistet; was Kaiser Friedrich II., dem er sich nunmehr entschieden zugewendet, nur versprach, eilte Leopold zur That zu machen. Die Verwesung seiner Länder in die Hände seiner Gemalin, der griechischen Theodora legend, schwang er im Januar 1217 am Hochaltare zu Lilienfeld die heilige Fahne, und brach dann, begleitet von vielen Landesedlen, mit seinen Mannen nach Palästina auf. An den Gränzen Dalmatiens stießen König Andreas von Ungarn, der Herzog Otto von Meran, Bischof Ekbert von Bamberg und andere Fürsten mit ihren kriegslustigen Schaaren zu ihm. Schnell und glücklich ging die Meerfahrt von Statten, und zu Anfang Novembers begrüßte Herzog Leopold das, seiner Familie verhängnißvolle Ptolomais, das den Löwenmuth, die unverdiente Schmach, den gerechten Zorn seines Vaters, das letzte Siechthum seines frühverblichenen Bruders gesehen. Als, ungeachtet des ruhmvollen Beginnens des Feldzuges, die meisten Fürsten sich in die Winterquartiere zurückzogen, harrte Leopold muthig in Palästina aus, nahm, trotz der wüthenden Gegenwehr der Saracenen, den festen Thurm, der den Hafen von Damiata sperrte, und bereitete durch einen glänzenden Sieg am 31. März 1219 die Eroberung der letzteren Stadt vor, welche zugleich

den Schlüssel zu Egypten bot. — Mitten aus seiner Siegesbahn rissen ihn die Angelegenheiten Deutschlands. Kaiser Friedrich ehrte ihn, indem er seinen Sohn, den römischen König Heinrich, am 1. November 1225 mit Leopold's Tochter Margaretha verheiratete. Gleichzeitig vermälte sich des Herzogs ältester Sohn, Heinrich, mit Agnes, der Tochter des salischen Landgrafen Hermann I. von Thüringen, des Freundes und Gönners der edlen Minnesänger.

Als im Jahre 1226 der Herzog Leopold sich in Tirol befand, wohin er seinen königlichen Schwiegersohn begleitet hatte, wagte sein leiblicher Sohn Heinrich plötzlich die Fahne des Aufstandes gegen seinen Vater zu erheben, nahm Hainburg und vertrieb seine Mutter aus dieser Feste. Leopold eilte herbei, demüthigte den unnatürlichen Sohn und verzieh ihm dann voll väterlicher Zärtlichkeit. Heinrich überlebte seine Missethat nicht lange; er starb unter Reue und Schmerzen schon am 29. September 1228.

Hatte der glorreiche Leopold solches Leid in seiner Familie zu beklagen, so sollte er auf einer anderen Seite in seinem Hause doppelten Ruhm und Glanz ernten; denn der römische König Heinrich (VII.) ließ am 28. März 1227 auf dem Reichstage zu Aachen seine Gemalin Margaretha als römische Königin krönen. Das Schicksal vertauschte später diese Königskrone gegen die Krone der Leiden. Margaretha sah den Ausgang ihres Geschlechtes und jenen ihres Gemals, sah den Streit um das Erbe der Babenberger, die Wirren und Schrecknisse des Zwischenreiches, den Undank ihres zweiten Gemals, und starb einsam, am gebrochenen Herzen (28. Oktober 1267).

Noch hatte das Glück nicht seine volle Schale über Leopold ausgeleert. Im August 1228 versammelte der römische König Heinrich die ersten Fürsten des Reiches zu Eßlingen in Schwaben, und ertheilte bei dieser Gelegenheit seinem Schwiegervater, dem Herzoge Leopald, einen herrlichen Freiheitsbrief, der, die früheren, namentlich jenen Kaiser Friedrich's I., bestätigend und ergänzend, den Glanz und die Würde des Hauses Oesterreich noch mehr über alle anderen, damals regierenden Häuser erhob.

Später übernahm Leopold die schöne Pflicht, den zürnenden Papst und den trotzenden Kaiser mit einander zu versöhnen. Es gelang ihm, den heiligen Vater für mildere Bedingungen zu stimmen, und er eilte mit dieser frohen Kunde zu dem Kaiser nach San Germano in Apulien. Aber hier erkrankte er an dem ungewöhnlichen Klima, und verhauchte am 28. Juli 1230 seinen edlen Geist. Sein Herz, das sanft und doch muthig geschlagen, nahm die nahe gelegene Benediktinerabtei auf dem Berge Cassino an sich; seinen Leichnam aber empfing, nach seinem ausdrücklichen Willen, die von

ihm gestiftete Cistercienserabtei Lilienfeld. Er hatte vierundfünfzig Jahre gelebt, zweiunddreißig regiert. Das ganze Reich beklagte seinen Tod; der Papst ehrte gefühlvoll das Andenken des „christlichen Fürsten;“ unbeschreiblich war in Oesterreich der Schmerz um den hingeschiedenen „Vater des Vaterlandes.“

Wenn Leopold besonnen und thätig in die Angelegenheiten des Reiches eingegriffen, so war sein Walten im Innern seiner Lande noch weiser und segenvoller. Vor Allem hatte sich Wien seiner Liebe zu rühmen, und seiner Wohlthaten sich zu freuen. Er vollendete die von seinem Vater begonnene Erweiterung Wiens, und erbaute, da die alte Burg (auf dem jetzigen Hofe) zu dem vergrößerten Hofstaate nicht mehr ausreichte, für sich eine neue Burg, auf der Stelle der heutigen (des Schweizerhofes und der Stallburg), ein Viereck mit vier starken Thürmen. Nach vollendetem Baue erhob er an dieser Burg eine Kirche zu Ehren unserer lieben Frauen und des Erzengels Michael, sammt Pfarrhof. Den von ihm nach Oesterreich gezogenen minderen Brüdern erbaute er ein Kloster in der damaligen Vorstadt; auch den Dominikanerorden berief der fromme Fürst aus Ungarn in sein Land, und räumte ihm das bisherige Tempelhaus ein. Die von ihm mit Lebhaftigkeit wieder aufgenommene Idee, seine Residenz durch einen Bischofssitz zu verherrlichen, scheiterte leider an den politischen Wirren seiner Zeit und der Eifersucht des Bischofs Mangold von Passau. Leopold öffnete den Rittern vom deutschen Orden und den Johaniterrittern, die in Palästina seine Waffenbrüder gewesen waren, den Eingang in seine Lande. Von einigen Edlen, die Lilienfelder genannt, erkaufte er am Eingange einer reizenden Alpengegend ein Thal, und stiftete hier 1202, zu Gunsten des von ihm besonders verehrten Ordens der Cistercienser, die Abtei Lilienfeld, mit Gütern, Einkünften und Freiheiten sie reich begabend.

Die Macht seines Hauses und den Umfang seiner Besitzungen vergrößerte er durch mehre Erwerbungen. Um zweitausend Mark Silber brachte er die Grafschaft Retz nebst der gleichnamigen Ortschaft in Niederösterreich, an der mährischen Gränze, als freies eigenes Gut an sich, so wie durch das Aussterben der beiden nahe verwandten gräflichen Geschlechter von Peilstein und Morn deren beträchtliche Lehen an den Herzog zurückfielen. Durch Kauf gingen die Städte Linz, Wels und Grein, die Herrschaften Ottensheim, Wechsenberg und Hartstein mit allen Zubehörungen an ihn über. Desgleichen erkaufte er 1229 von dem Bischofe Gerold von Freising die ersten Besitzungen im heutigen Herzogthume Krain, nämlich die von

dem verstorbenen Markgrafen Heinrich von Istrien zu Lehen vom Bisthume Freising getragenen Besitzungen, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Erwerbung des ganzen Landes Krain.

Wie alle übrigen Theile der Verwaltung, so umfaßte Leopold's landesväterlicher Blick auch das, vor ihm noch so verworrene Gebiet der Gesetzgebung. Gleich beim Antritte seiner Regierung (1198) verlieh er der Donaukönigin Wien ein Stadtrecht (eines der ältesten in ganz Deutschland), an dessen Spitze er folgende, seine Denkungsart bezeichnende Worte setzte: „Die Ehre und Glorie der Fürsten verbreitet sich durch den Frieden und Wohlstand der Unterthanen. Der Name des Herrschers wird der Nachwelt heilig, wenn Milde der Hauptzug seines Herzens und Rechtsinn der Schirm der Bürger war. Durch Erfindung weiser Gesetze und Bestätigung guter Gewohnheiten gewinnt man das Heil und die Seligkeit bei Gott.“ — Den Bürgern des von ihm in allen Beziehungen begnadeten Wien's lieh er, zur Beförderung ihres Handels, dreißigtausend Mark Silbers aus seiner Rentkammer, und von Alt und Jung wurde er hier geliebt und verehrt. Einst zur Weihnachtszeit ritt er zu seinem Vergnügen in der Stadt herum. Das Volk begrüßte ihn mit frohem Zuruf. Gerührt durch solche Beweise der Anhänglichkeit, gestattete er der Bürgerschaft, ihn um eine Gnade zu bitten. Da baten die Bürger ihren leutseligen Herzog: er möge Befehl ertheilen, daß alles Geld, so man ihnen schulde, auf einen von ihm zu bestimmenden Tag ohne allen weiteren Verzug gezahlt werden müsse. Willig gewährte er diese Bitte und verhalf den Bürgern zu ihrem Gelde. — Eine hochwichtige Wohlthat erzeugte er der Stadt 1208 durch Errichtung eines Spitals, Stiftung einer Kirche und Einführung des Ordens der Ritter des heiligen Geistes, in Saxia genannt, dessen Glieder sich der Pflicht unterzogen, Armen, Waisen, Fremden und Kranken Hilfe zu leisten.

Wie er seiner Hauptstadt Wien ein Stadtrecht verliehen, so gab er Oesterreich ein Landrecht umfassenden Geistes, älter, als der nie zu voller Gesetzeskraft gediehene Schwabenspiegel, doch häufig mit ihm im Einklange.

Doch nicht nur das äußere Wohlergehen seiner Staaten, auch den veredelnden Geist der Schönheit und der Künste pflegte er mit edlem und zartem Sinne. Ritterthum und Gesang feierten unter ihm ihre schönste Blütenzeit und trugen seinen Ruhm weit in alle Lande. Im Liede der Nibelungen, dessen letzte Bearbeitung in diese Zeit fällt, leuchtet immer hoch oben an, als Tummelplatz der Recken und Helden, als Hochzeitort

der Könige, die Stadt zu Wienne. Ist doch vielleicht unter dem Rüdinger von Pechlarn gar Leopold selbst gemeint. Allenthalben führten die deutschen Sänger Leopold's Ruhm und Weisheit im Munde. Als um das Jahr 1207 in den Thüringer Gauen, am Hofe des liederfreudigen Landgrafen Hermann, auf der alten Wartburg jener berühmte Sängerkrieg sich entspann, da sang Heinrich von Ofterdingen, der Ehrenhafte, mit begeisternder Weihe das Lob des Herzogs Leopold, der „Sonne" deutscher Lande. Diesen feierten auch die Gesänge Walter's von der Vogelweide, als einen zweiten König Artus, dessen Milde dem süßen Regen ähnlich und sonst ihm Niemand gleich.

Herzog Leopold hatte Oesterreich einen langen Frieden geschenkt, alle vor ihm gelegten Keime der Kultur mit weiser Hand gepflegt, Wien verherrlicht und verschönt, die Gesetzgebung geordnet und befestigt, des Landes Einfluß im deutschen Rathe gesteigert, und über Oesterreich und Steyer alle Segnungen gebracht, die einer langen, wohlbestellten Regierung nur zu entkeimen vermögen. Seinen kriegerischen Ruhm hatte er sich nicht auf den blutbesprengten Fluren des eigenen Vaterlandes, sondern in fremden Welttheilen im heiligen Kampfe geholt, und sein letztes Werk war noch das der Versöhnung zwischen Thron und Kirche. Ihm folgte im Herzogthume sein Sohn Friedrich, der sich den Beinamen des Streitbaren erwarb, um nach kurzem Traume von Unruhe, Glück und Sieg in die Gruft zu steigen und die ehrwürdige Fürsten- und Heldenreihe der Babenberger zu beschließen.



N. J. Marquis v. Maison,

Pair und Marschall von Frankreich.

Geboren 1771. Gestorben 1840.

Unter jenen Männern, welche in neuester Zeit der allbesiegende Tod aus der Tafelrunde der Napoleoniden hinwegriß, befindet sich auch N. J. Maison. Der Sohn eines Bauern, wurde er den 19. Dezember 1771 zu Epinay bei St. Denis geboren, trat frühzeitig in Militärdienste, wurde 1792 Offizier,

bald nachher Kapitän, machte als solcher die Schlacht bei Jemappes muthvoll mit, wurde aber 1793 im Anklagestand gesetzt und ohne Verhör seines Dienstes entlassen. Nachdem er freigesprochen war, trat er wieder in die Reihen der Armee als Adjutant des Generals Goguet ein, machte 1794 den Feldzug der Nordarmee mit, war bei Fleurus und wurde, bei Eroberung der Brücke von Limburg (1796), Bataillonschef. Er focht dann bei den französischen Armeen in Italien und Deutschland, wurde 1799 Generaladjutant und vom damaligen Kriegsminister Bernadotte zur Rheinarmee beordert, kämpfte dann in Holland gegen die Engländer und Russen, wurde nach dem Frieden von Amiens Befehlshaber eines Departements und nahm an der Besetzung Hannovers unter Bernadotte (1805) Theil. Er kämpfte bei Austerlitz, verfolgte, zum Brigadegeneral ernannt, nach der Schlacht bei Jena (1806) Blücher bis nach Lübeck, wurde nach Einnahme der Stadt Gouverneur daselbst und 1807 Chef des Generalstabs des dort stationirten französischen Armeekorps. Unter Marschall Victor war er 1808 bei der Armee in Spanien, trug durch Tapferkeit und Muth zum Siege der französischen Waffen bei Espinosa de los Monteros bei, bemächtigte sich auch der Umgebungen Madrids, wurde aber bei der Einnahme der Hauptstadt verwundet und ging daher nach Frankreich zurück. Von seinen vielfachen Wunden geheilt, kämpfte er unter Bernadotte (1809) bei Bergen op Zoom und befehligte später in Rotterdam, dann im Lager vor Utrecht. Der russisch-französische Feldzug rief Maison zu neuer Thätigkeit auf den Feldern des Ruhmes. Auch hier bewährte er die alte Tapferkeit und Klugheit; daher der Kaiser Napoleon ihn bei Potolsk zum Divisionsgenerale ernannte und ihm beim Rückzuge nach der Beresina den Titel eines Barons verlieh. Nachdem er dem verwundeten Marschall Oudinot im Kommando des ihm untergebenen Armeekorps gefolgt war und mit diesem den Rückzug der Armee nach der Weichsel gedeckt hatte, nahm er auch am Feldzuge von 1813 und 1814 nicht geringen Antheil. Während der Schlacht bei Lützen am 1. und 2. Mai 1813 zog er in Leipzig ein, war mit bei Bautzen, deckte den Rückzug nach der unglücklichen Schlacht an der Katzbach, war später beim Heere Murat's vor Leipzig und zu Ende des Jahres 1813 beauftragt, als Oberbefehlshaber der Nordarmee den Rhein gegen die Alliirten zu behaupten. War er vom Kaiser zum Lohne für seine großen militärischen Verdienste zum Großoffizier der Ehrenlegion und zum Grafen ernannt worden, so zeigte er 1814, namentlich in den Tagen des untergehenden Glückssternes Napoleons, große Ausdauer und wahres militärisches Talent. Er schützte

Belgien vor dem Eindringen des Herzogs von Weimar und des Kronprinzen von Schweden, mußte sich aber später von Antwerpen auf Lille zurückziehen, bis er mit fünftausend Mann die Verbindung mit ersterer Stadt wieder herstellte und durch Unerschrockenheit und Muth die Schlacht bei Courtray gegen Thielemann und Walmoden gewann. An denselben Tagen waren die Alliirten in Paris eingerückt. Kaum hatte Maison dieses vernommen, als er in Eilmärschen dahin vordrang, zu dem Ende bei Quievrain die Sachsen angriff, hier aber die Abdankung Napoleons erfuhr. Er schloß daher am 7. April einen Waffenstillstand ab, zog sich nach Lille zurück und sandte der neuen Regierung seine Unterwerfung ein. Auch wußte Maison die dort liegenden Truppen, welche sich derselben zu widersetzen drohten, zu beschwichtigen, weshalb er nicht nur vom Grafen Artois schriftlich belobt, sondern zum Ludwigsritter und zum Pair ernannt wurde. Maison war im März 1815 Gouverneur von Paris, als Napoleon Elba verließ und schnell auf die Hauptstadt marschirte. Er wurde unter dem Herzoge von Berry Kommandant der vor Paris zusammengezogenen Truppen, sollte aber von einem dem Kaiser treu ergebenen Offizierkorps festgenommen werden. Diesem Anschlage entzog er sich durch die Flucht, begleitete den König Ludwig XVIII. nach Belgien und wurde, nachdem er während der hundert Tage seiner Stellen für verlustig erklärt worden war, bei der zweiten Rückkehr der Bourbons nach Frankreich wieder Gouverneur der ersten Militärdivision. Als Mitglied des Kriegsgerichtes über Marschall Ney erklärte er sich nebst Mehren als inkompetent, was wahrscheinlich seine Versetzung von Paris nach Marseille im Januar 1816, wo er Kommandant der achten Militärdivision wurde, veranlaßte. Bei der neuen Organisation der Pairskammer (den 18. August 1817) wurde er Marquis, und zeichnete sich, so oft Nationalfreiheiten zur Sprache kamen, durch Freimüthigkeit und Unabhängigkeit aus. Als im Jahre 1828 Frankreich ein Armeekorps nach Morea sandte, erhielt Maison den Oberbefehl, wurde 1829 Marschall von Frankreich und kehrte, nachdem die Türken beinahe gänzlich vertrieben waren, mit dem größten Theile der Okkupationsarmee (1829) nach Frankreich zurück.

Während der Julitage erklärte er sich für Ludwig Philipp, vertheidigte 1830 die Konstitution in der Pairskammer, und geleitete mit Odilon-Barrot und Schonen den König Karl X. nach Cherbourg. Er gehörte dann zu den Ministerephemeren der neuen Dynastie, indem er im November 1830 durch vierzehn Tage sich im Besitze des Portefeuille der auswär-

tigen Angelegenheiten befand. Hierauf ging er als Gesandter nach Wien, und 1833 in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg. Eine königliche Ordonnanz vom 30. April ernannte ihn zum Minister-Staatssekretär des Kriegswesens, welchen Posten er bis in das folgende Jahr bekleidete. Der Tod überraschte ihn unerwartet in Paris.

S. Ch. Graf Valée,

Marschall von Frankreich.

Geboren 1773.

Die Kämpfe der Franzosen in Algier haben, wie einst die Kreuzzüge in Palästina und Spanien, den Grund zu einem modernen fränkisch-maurischen Ritterthume gelegt, aus welchem schon manche interessante und für die Gestalt der Zeitgeschichte bezeichnende Persönlichkeit emporgestiegen ist. Je weniger abgeschlossen jedoch bis jetzt sowohl jene Vorgänge, wie auch die Laufbahn und die Schicksale unseres Helden sich darstellen, desto mehr werden wir uns hier auf eine bloße Uebersicht beschränken müssen.

Silvain Charles Graf Valée wurde zu Brienne-le-Château im Departement Aube am 17. Dezember 1773 geboren. Im September 1792 trat er als Souslieutenant in die Artillerieschule zu Chalons ein, wurde im folgenden Jahre zum Lieutenant der Artillerie befördert, nahm in dem hierauf beginnenden Feldzuge in den Niederlanden an den Belagerungen von Charleroi, Landrecies, Quesnoy, Valenciennes, Condé und Mastricht Theil, und zeichnete sich vorzüglich bei dem Uebergange über den Rhein bei Neuwied aus. Im Jahre 1795 zum Kapitän ernannt, that er sich dann in den folgenden Feldzügen, namentlich in den Schlachten bei Würzburg, Möskirch und Hohenlinden, durch Unerschrockenheit und Geschick im Manoeuvriren der Batterien hervor. Im Juni 1804 wurde er zugleich zum Oberstlieutenant und zum Ritter des neu gestifteten Ordens der Ehrenlegion ernannt. Im Juni 1806 diente er in dem Feldzuge in Deutschland als Unterchef des Generalstabes der Artillerie und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Jena aus, worauf ihn der Kaiser im Januar 1807 zum

Obersten des ersten Artillerieregiments ernannte. Nachdem er hierauf noch in den zwei folgenden Jahren bei der Hauptarmee in Deutschland verweilt hatte und in Folge seines ausgezeichneten Benehmens in den Schlachten bei Eylau und Friedland zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden war, übertrug ihm der Kaiser das Kommando der Artillerie des dritten Korps der spanischen Armee. Er verließ Deutschland zu Anfang des Jahres 1809 und begab sich nach Spanien, wo er das Vertrauen, welches der Kaiser in ihn gesetzt hatte, bei mehren Gelegenheiten auf das Glänzendste rechtfertigte. Im August 1810 zum Brigadegeneral befördert, erntete er neuen Ruhm bei den Belagerungen von Lerida, Tarragona, Tortosa und Valencia, und erhielt schon im August 1811 zum Lohne den Grad eines Divisionsgenerals. Als solcher zeichnete er sich auch noch während der Jahre 1812 und 1813, vornehmlich in der Schlacht bei Castella, am 13. April 1813, rühmlichst aus, und kehrte erst nach Napoleon's Abdankung wieder nach Frankreich zurück. Ludwig XVIII. versagte seinen Talenten die Anerkennung nicht und ertheilte ihm schon im Juni 1814 das Ludwigskreuz, ernannte ihn gleich darauf zum Generalinspektor der Artillerie, demnächst zum Kommandanten, und zu Anfang des Jahres 1815 zum Großoffizier der Ehrenlegion. Nichtsdestoweniger schloß er sich während der hundert Tage wieder an Napoleon an und übernahm das Kommando der Artillerie des fünften Armeekorps. Gleichwohl nahm ihn Ludwig XVIII. auch bei der zweiten Restauration wieder zu Gnaden an, und ernannte ihn abermals zum Generalinspektor und zum Berichterstatter des Centralkomité der Artillerie. Die Dienste, welche er in dieser Stellung leistete, wurden im August 1822 durch das Großkreuz der Ehrenlegion belohnt. Während der Restauration und in den ersten Jahren der Julimonarchie, für welche sich Valée gleich zu Anfang erklärte, that er sich nicht weiter hervor, sondern lebte mehr in der Zurückgezogenheit den tieferen Studien seines Zweiges der Kriegswissenschaften. Er machte sich zuerst wieder bemerklich, als er 1837 den General Damrémont nach Afrika begleitete, um an der zweiten Expedition gegen Constantine Theil zu nehmen. Unter den Mauern dieser Stadt übernahm er, nach dem Tode des Generals Damrémont, das Oberkommando des Expeditionskorps, und nach der Einnahme der Stadt erhielt er kurz darauf mit dem Marschallsstabe das Generalgouvernement der französischen Besitzungen in Afrika.

Was die unter seine Verwaltung fallenden späteren Ereignisse in Algier betrifft, so war Valée, im Geiste des von ihm einmal angenomme-

nen und mit strenger Konsequenz durchgeführten Systemes, dem Kriege gegen Abd-el-Kader nicht gewogen. Er suchte ihn um jeden Preis zu vermeiden, verschob ihn, obgleich er seine Unvermeidlichkeit wohl erkannte, so lange wie möglich, und blieb am Ende wider Willen der angegriffene Theil. Dieses bedingte die falsche Stellung Frankreichs zu Abd-el-Kader in diesem Kriege, über welche man dem Marschall nicht mit Unrecht harte Vorwürfe machen zu können geglaubt hat. Eines der Hauptmomente dieses Barbarenkrieges war die heldenmüthige Vertheidigung von Mazagran am 2. Februar 1840. Gleichsam die Einleitung zu den größeren, auf das Frühjahr festgesetzten Operationen bildete die Besitznahme von Scherschel im März 1840. Ein zu diesem Zwecke detaschirtes Expeditionskorps sammelte sich schon in den ersten Tagen dieses Monats an der Chiffa, durchzog ohne Widerstand die Ebene der Hadschuten und das Gebiet der Kabilen von Chenouan, drang dann in das Thal des Ued Hakem vor, und besetzte am 13. März das von den Einwohnern gänzlich verlassene Scherschel. Während dieses Streifzuges nach der Meeresküste hin sammelte sich das Hauptkorps zu dem größeren Feldzuge ins Innere in der Umgegend von Blidah. Der Aufbruch desselben verzögerte sich, da auch die Herzoge von Orleans und Aumale, die noch erwartet wurden, an dem Feldzuge Theil nehmen wollten, bis gegen Ende des April. Erst am 27. April brach das ganze Korps, 20,000 Mann stark, von Blidah auf, rückte in die Ebene der Hadschuten, und drängte den Bei von Miliana, welcher bei dem Gehölze von Kaenzas Widerstand leisten wollte, nach seinem Lager am Affrum zurück, welches mit Sturm genommen wurde. Nach zweitägigem Verweilen daselbst wurde eine rückgängige Bewegung gemacht, welche zum Zwecke hatte, die feindlichen Horden, welche unterdessen von allen Seiten auf die Ebene Metidscha einbrachen, im Schach zu halten. Erst am 2. Mai rückte man auf der Straße von Medeah wieder nach Süden hin vor, und schlug am Fuße des Atlas, drei Lieues von Blidah, Lager. In dieser günstigen Position, von welcher aus Valée zugleich die Ebene und die Wege nach Miliana und Medeah beherrschte, wurden einige Verschanzungen angelegt und mehre Tage damit hingebracht, die Umgegend von den feindlichen Streifkorps zu säubern. Am 7. Mai erstieg man die ersten Abhänge des Atlas, wandte sich dann aber sogleich wieder gegen Scherschel hin, welches seit sechs Tagen von den durch Abd-el-Kader aufgewiegelten Kabilenstämmen der Umgegend blockirt wurde und schleunig entsetzt werden mußte. Nicht ohne Mühe, unter harten Kämpfen und mit

schweren Verlusten schlug man sich durch die dichten Kabilenhaufen nach Scherschel durch, welches eine verstärkte Garnison erhielt. Am 9. Mai wandte sich von da aus das Hauptkorps sogleich wieder südlich nach dem Atlas hin und erreichte am 12. Mai den berüchtigten Hochpaß, welcher unter dem Namen des Col du Teniah bekannt ist. Gegen sechstausend Araber unter Abd-el-Kader's eigener Führung wollten den Franzosen den Durchzug wehren, wurden aber, nach einem verzweifelten Widerstande, geworfen, und ließen ihre Verschanzungen in den Händen der Feinde, welche hier abermals einige Tage weilten. Am 17. Mai wurde von hier aus das menschenleere, nur vier Lieues entfernte Medeah besetzt, welches eine Garnison und für zwei Monate Lebensmittel erhielt. Der Rest der Armee zog sich am 20. Mai wieder nach dem Atlas zurück, hatte hier noch einen harten Kampf gegen Abd-el-Kader zu bestehen, traf aber doch bereits am 22. wieder im Lager von Blidah ein. Valée war am 23. Mai bereits in Algier, und die beiden Prinzen schifften sich gleich darauf wieder nach Frankreich ein.

Dieses waren die ersten, im Ganzen doch nur geringen Resultate des viel versprechenden Feldzuges. Ein energischeres Vordringen wurde gleich damals durch die bedenkliche Lage verhindert, in welcher man im Rücken die Umgegend der Hauptstadt gelassen hatte. Noch während man am Teniah stand, brachen unerwartet ungeheure Haufen von Arabern und Kabilen auf die Ebene ein, machten Alles, was sie erreichen konnten, nieder und verbreiteten Schrecken und Entsetzen bis unter die Mauern von Algier. Schon damals erhoben sich die bittersten Klagen über Valée, welchem man einen gänzlich verfehlten Plan des Feldzuges und eine unverzeihliche Vernachlässigung in der Herbeischaffung der dazu nöthigen Mittel vorwarf. Um sich zu rechtfertigen, rückte er indessen schon in den ersten Tagen des Juni wieder in's Feld und besetzte am 8. Juni das von Abd-el-Kader in Brand gesteckte Miliana. Die Umgegend wurde mit Feuer und Schwert verheert, und in Miliana blieb eine angemessene Besatzung mit Lebensmitteln auf sechzig Tage zurück. Der Rückzug war auch hier nicht ohne Schwierigkeiten. Am 15. Juni kam es abermals am Paß von Teniah zu einem mörderischen Gefechte, in welchem die Verluste der Franzosen höchst bedeutend waren, und gleichzeitig dauerten die Räubereien und Einfälle der Horden Abd-el-Kader's auf der Ebene Metidscha auf die beunruhigendste Weise fort. Während der großen Hitze der Sommermonate war nun freilich an eine wirksame Fortsetzung des Feldzuges nicht zu denken. Am 5. Juli

traf Valée wieder in Algier ein und ließ es sich seitdem vorzüglich angelegen seyn, theils die Ebene und Umgegend von Algier rein zu halten, theils aber auch für die Verproviantirung der neu besetzten Orte Medeah und Miliana zu sorgen. Das Erstere gelang ihm nicht nach Wunsche, da während des Juli und August die Einfälle der Horden Abd-el-Kader's auf der Ebene fortdauerten und Algier selbst zu wiederholten Malen ernstlich bedroht war. Wo es mit diesen Horden zu offenem Kampfe kam, blieb der Sieg allerdings wohl meist, wenn auch nicht selten theuer erkauft, auf Seiten der Franzosen, wie namentlich auch in mehren Gefechten, welche die Besatzungen von Medeah und Miliana zu bestehen hatten; allein im Ganzen war dadurch für den Ausgang des Krieges wenig gewonnen. Die überhaupt nicht sehr beträchtlichen Streitkräfte mußten zu sehr zersplittert werden, um nur das Zunächstliegende zu decken, und an größere durchgreifende Operationen war schon deshalb nicht zu denken, weil bei den gespannten Verhältnissen, welche der Traktat vom 15. Juli herbeigeführt hatte, von Verstärkungen der afrikanischen Armee keine Rede seyn konnte, und es, im Falle eines damals sehr gefürchteten Bruches mit England, vor Allem nöthig war, die Küsten gegen plötzliche Ueberfälle zu decken. Schon dieses war Grund genug, warum der Rest des Jahres ohne bedeutende Vorfälle und ohne eine wesentliche Veränderung in der Stellung der kriegführenden Parteien zu einander vorüberging. Es trat ein gewisser Status quo ein, welcher eben so sehr die Schwäche der Franzosen, wie die Entkräftung Abd-el-Kader's offenbarte, aber den Ersteren nichtsdestoweniger die Ueberlegenheit sicherte, welche sie, wie in der Provinz Algier, so auch in Oran und Konstantine bei mehren harten Kämpfen zu behaupten gewußt hatten. Erst gegen Ende des Jahres 1840, als die Besorgnisse wegen des Ausbruches eines europäischen Krieges etwas in den Hintergrund getreten waren, wurde wieder ernstlich an die Fortsetzung des afrikanischen Krieges gedacht. Um der Sache nun wenigstens durch eine entschiedene Maßregel einigen Aufschwung zu geben, beschloß das Ministerium vom 29. Oktober 1840, in Betracht der häufig genug gegen den Generalgouverneur erhobenen Vorwürfe, die Abberufung desselben und ernannte den General Bugeaud zu seinem Nachfolger. In Algier selbst wurde diese Veränderung wenigstens nicht von allen Parteien mit gleichem Wohlgefallen aufgenommen, und eine förmliche Deputation der Kolonisten drückte Valée ihr lebhaftes Bedauern aus, welches er wenigstens als eine letzte Rechtfertigung seiner dreijährigen Verwaltung betrachten konnte. Auch die officiellen Jour-

nale in Frankreich suchten seine Abberufung zu bemänteln. In den letzten Tagen des Januar 1841 schiffte er sich nach Frankreich ein und landete am 3. Februar in Port-Vendres. — Die Akten über Valée's Verhalten und über die Ergebnisse seiner Thaten können in diesem Augenblicke noch nicht als geschlossen angesehen werden, und der fernere Gang der Begebenheiten in Algier wird sein Ankläger oder sein Vertheidiger werden.

Jakob von Berzelius.

Geboren 1779.

Unter die interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Wissenschaften gehört die merkwürdige Wandlung, welche, dem Geiste der Jahrhunderte gemäß, aus dem abenteuerlichsten, mystischesten, abstrusesten Zweig der Forschung unerwartet den praktischesten, nüchternsten, am nützlichsten in das gesellige Leben eingreifenden gestaltete. Dieses Schicksal traf die Chemie. Im Mittelalter, unter dem Namen der Alchymie, ein Sammelplatz astrologischer, spiritualistischer u. dgl. Träumereien, die nur den mährchenhaften Zweck hatten, den Stein der Weisen, das Geheimniß des ewigen und zeitlichen Lebens, zu finden, ward dieselbe Wissenschaft, zweihundert Jahre später, durch Stahl, und in einem noch nüchterneren Jahrhunderte besonders durch Lavoisier zu einer ganz empirischen, auf Beobachtung gegründeten, weitere Entdeckungen begründenden, für's Leben nutzbringenden, durch ihre, alle Willkür ausschließende Kunstsprache auch höchst genauen und sicheren Erkenntniß. Diese Ausbildung wuchs mit der immer lebhafteren Richtung des Zeitgeistes auf Industrie und Technik. Die große Anwendbarkeit der Chemie in allen Künsten und Gewerben, in Ackerbau und Haushalt, hat ihr denn besonders in unseren Tagen, den Tagen der Industrie, eine besondere Geltung verschafft. Zu dieser Geltung trug, nebst den glücklichen Würfen, welche Einzelne durch ihre Hilfe für's Leben gemacht hatten, der Ruhm ihrer genialsten Bearbeiter zumeist bei, unter welchen vor Anderen Berzelius hervorragt.

Zu Linköping in Ostgothland geboren, studirte er von seinem sechzehnten Lebensjahre an in Upsala die medicinischen und Naturwissenschaf-

ten, unter welchen ihm aber die Chemie vorzugsweise zusagte. Er unternahm in diesem Sinne mehre wissenschaftliche Reisen, erwarb sich allenthalben Anerkennung und Freunde, und, in sein Vaterland zurückgekehrt, eine geachtete Stellung im bürgerlichen Leben, die an Ansehen und Glanz von Jahr zu Jahre sich steigerte. Anfangs, als Professor der Chemie und Apothekerkunst zu Stockholm angestellt, widmete er sich besonders dieser damals noch weniger bebauten, organischen, vorzüglich thierischen Chemie, und legte die Ergebnisse seiner Forschungen zuerst in „Vorlesungen" in zwei Bänden, dann in sechs Bänden „Abhandlungen für Physik, Chemie und Mineralogie" nieder. Unglaublich erscheint der Fleiß, den Berzelius, von seinem Auftreten an bis an den Gipfel seiner Laufbahn, auf seine Wissenschaft verwandte; unglaublich die Zahl seiner Arbeiten, wenn man ihre Gediegenheit erwägt; unglaublich die Erfolge, die er ihnen für's Leben abzugewinnen verstand. Jeder seiner Versuche, könnte man sagen, war eine Erfindung, jede seiner Ansichten erleuchtete, wie ein Blitz, irgend eine noch in Nacht gehüllte Region des Wissens. Es gibt keinen Zweig der Chemie, den er nicht bereichert, verbessert, keine ihre Anwendungen, der er nicht irgend ein besonderes Licht zugewendet hätte; es verging kein Jahr, in welchem er nicht irgend eine wichtige Entdeckung bekannt gab; seine Schriften, deren Anzahl so groß ist, daß man sich kaum erklären kann, wie ein einziger Mann im Stande war, bei ihrem inneren Gehalte und der Exaktheit ihrer Ausführung, sie zu vollenden, sind fast in alle lebenden Sprachen übersetzt, gelten als die höchste und allgemeinste Autorität in der allgemeinen, namentlich in der eigentlich von ihm geschaffenen, thierischen Chemie, und gaben der gegenwärtigen Gestalt der Scheidekunst ihre Grundlage und ihr Princip. Allerdings erklärt sich eines Theils die ungeheure Zahl seiner Arbeiten aus dem Umstande, daß, wie man mindestens erzählt, Berzelius, wie die großen Meister der Plastik und Malerei, auch seine Schüler dazu benützt, deren Arbeiten er leitet und beaufsichtigt. Allein, solche Schüler zu bilden, um sie so zu benützen, ist auch ein Verdienst des Meisters, — und nicht sein kleinstes. Daß solche Verdienste denn auch äußere Anerkennung fanden, konnte zu keiner Zeit, und kann am wenigsten in unserer befremden. Berzelius ward frühzeitig zum Beisitzer des schwedischen Sanitätskollegiums ernannt. Die königliche Akademie der Wissenschaften wählte ihn zum Sekretär, und dankbar legte er die wichtigsten Dokumente seines Strebens in ihren Schriften nieder. Von nun an folgten Ehrenbezeigungen von aller Art, von allen Seiten. Die Nation

erwies ihm ihrerseits das ehrendste Vertrauen, indem man ihn als Abgeordneten zur Ständeversammlung wählte; der Monarch, König Karl XIV., seinerseits, indem er ihn in den Freiherrnstand erhob. Noch vor wenigen Jahren ernannte ihn der König zum Reichsrathe; die schwedische Akademie übersandte ihm mit einer ehrenden Adresse die goldene Verdienstmedaille, und der König von Belgien den Leopoldorden. Berzelius ermüdete nicht, zu den schon gewonnenen Lorbeeren neue hinzufügen. Am Abend des 12. Juli 1848 eröffnete er die erste, vorbereitende, am folgenden Tage, in Gegenwart der königlichen Familie, die erste öffentliche Versammlung der Gesellschaft der skandinavischen Naturforscher. Ein allgemeiner Beifall dankte seinen Worten und seinen Bemühungen, und der ausgezeichnete Mann genießt das hohe Glück, die Saaten aufgehen zu sehen, die er, zum Wohle seines Vaterlandes und der Menschheit, gesä't hat.

Lorenz Oken.

Geboren 1779.

Eine allerleuchtende Sonne der Erkenntniß schien mit dem Anfange dieses Jahrhunderts am Himmel deutscher Wissenschaft aufzugehen. Sie hieß Naturphilosophie. Wie zur Erholung von Kant's nüchternen und mühevollen Untersuchungen, welche eher geeignet waren, die menschliche Vernunft zur Demuth innerhalb der bescheidenen Schranken des ihr von oben zugewiesenen Kreises zu ermahnen, wagte Schelling den verbotenen Flug noch einmal, und nahm, um nicht sobald auf die flache Erde zurückzukehren, die Schwingen der Fantasie zu Hilfe. Ganz Deutschland folgte ihm mit Bewunderung, und nahm mit Entzücken das Gemälde auf, das er aus jenen Regionen mitbrachte. Aber nicht blos Bewunderer, auch Nachfolger fand das bestandene Abenteuer. Viele wagten, auf eigenen oder erborgten Musenpferden, denselben Flug zum Aether, und bald ertönte ganz Deutschland von den prophetischen Botschaften einer halb poetischen, halb philosophischen Lehre, deren Schüler in Kurzem selbst Meister zu werden pflegten, und deren Sprache sich allmälig über alle Gebiete des Wissens, Dichtens und

Denkens verbreitete. Erst überschätzt, wurden auch diese Bestrebungen, wie so viele andere, einseitige, aber immerhin fördernde, bald darauf allzu gering geschätzt, und sind beinahe, — wenigstens bei einem großen Theile unserer Zeitgenossen, die sich, wie die Zeit selbst, dem rein Praktischen und Technischen zuwenden, — vergessen. Man möchte ihnen wohl Börne's treffendes Wort zurufen: „Ihr habt die Naturphilosophie vergessen, wie man eigennützig über dem spendenden Herbst den verheißenden Frühling vergißt! Ihr denkt nicht daran, daß, wenn ihr die Naturphilosophie entbehren gelernt habt, diese selbst es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt hat." Unter allen Naturphilosophen aber, welche mit selbstständigem Geiste, reellen Kenntnissen und praktischem Sinne, die Wissenschaft durch allseitige Bearbeitung, Aufhellung einzelner Gegenstände, Berichtigung falscher Vorstellungen, wahrhaft bereicherten und vervollkommneten, steht der geniale Lorenz Oken oben an.

Kein Anderer hat die Ideen dieser Philosophie umfassender, folgerichtiger und mit so beständiger und detaillirter Hinweisung auf die Natur, in lebendige Anwendung gebracht, als dieser ausgezeichnete Mann. Von den empirischen Naturforschern und Aerzten wird eigentlich nur Er als der eigentliche und giltige Repräsentant jener Schule angesehen; seine Aussprüche werden anerkannt, und manche geistvolle und fruchtbare Bearbeitung specieller Gegenstände ist aus ihrer Benützung hervorgegangen. Seine wissenschaftliche Laufbahn begann eigentlich im Jahre 1807, als er von Göttingen, wo er bereits mehre Jahre als Privatdocent gelebt und gelehrt hatte, als Professor nach Jena berufen ward. Hier fanden seine Vorträge über alle Zweige der philosophischen Naturwissenschaft bald warmen Beifall. Der Umstand, daß er mit den weitausgreifendsten metaphysischen Spekulationsergebnissen so viele reale Kenntnisse, und — was man bis dahin für fast unvereinbar gehalten hatte — eine gewisse lebendige Popularität verband, wozu die Vermeidung der fremden Ausdrücke, die er sämmtlich durch deutsche zu ersetzen suchte, nicht wenig beitrug, das Feurige und Volksthümliche seines Charakters und seiner Gesinnung, konnten nicht verfehlen, zumal in jener durch gewaltige Weltstürme bewegten Epoche, ihm besonders den Enthusiasmus der edler strebenden deutschen Jugend zuzuwenden, den er durch eine jugendlich warme, ungebundene Handlungsweise erwiederte. Als in Weimar die Preßfreiheit ausgesprochen war, ließ Oken — im Spätherbste 1816 — die Isis erscheinen, ein zwar vorzugsweise naturwissenschaftliches Blatt, in welches er aber alle, von jeder



CHENIER

Seite her reichlich zuströmenden Klagen und Beschwerden aufnahm. Leicht waren die unmittelbaren, schwerer die mittelbaren, später erscheinenden Folgen eines solchen Schrittes zu berechnen. Oken verwickelte sich in die größten Unannehmlichkeiten; ein Blatt der Zeitschrift ward konfiszirt, und auf seinem eigenen Streben blieb der Schein einer gewissen Tendenz zum Unruhestiften; ein Schein, der ihn denn auch später, obwohl er durch die Untersuchung selbst völlig frei von aller Schuld gesprochen wurde, auf die für ihn unangenehmste Art in die Wartburgsache verwickelte. Es ward ihm, unter solchen Umständen, von der weimarischen Regierung die Alternative gestellt: entweder die Isis oder die Professur aufzugeben. Oken — setzte die Isis fort, und lebte von jener Zeit an als privatisirender Gelehrter in Jena fort, mit seinen Studien in abgeschlossener Stille emsig beschäftigt. Während einer Reise hielt er in Basel einige Vorlesungen, und ging sodann im Jahre 1827 an die neu errichtete hohe Schule in München; hier eröffnete er wieder zunächst als Privatdocent seine naturhistorischen Vorlesungen, und fand den von Jena aus gewohnten Beifall. Von nun an setzte er mit neuer Liebe seine ersten, die Natur in einem höheren Sinne auffassenden Arbeiten fort. Mit welcher seltenen, unermüdlichen Thätigkeit er ihnen lebte, davon gibt die, im Verhältnisse zur Zeit ihres Erscheinens erstaunliche Anzahl seiner Arbeiten das rühmlichste Zeugniß. Als Hauptaufgabe dieses Strebens aber betrachtete er: die wissenschaftlich konsequente, umfassende Darstellung eines allgemeinen, in sich organisch zusammenhängenden, alle Sphären der Natur und ihre Elemente in sich vermälenden Natursystems, — dessen philosophische Begründung den Inhalt seines berühmten „Lehrbuches der Naturphilosophie" ausmacht, und welches allerdings von allen jenen Versuchen, welche man seit Jussieu natürliche Systeme nennt, sehr verschieden ist. Bei allen diesen einsamen Studien vergaß Oken nicht, sein Augenmerk beständig auf das öffentliche Leben und Streben zu richten, und auch jene Studien aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten und zu betreiben. Einigung in Wissen und Leben — schien ihm, für Deutschland besonders, ein letztes, wünschenswerthes Ziel. Ihr wendete er seine Kräfte, seine Hoffnungen zu. Mit sechzehn Genossen trat Oken am 1. Oktober 1822 in Leipzig zusammen. Er legte den Plan zu Statuten für einen „Verein deutscher Naturforscher und Aerzte" vor, der sich jährlich in einer anderen Stadt des gemeinsamen Vaterlandes versammeln sollte. Sie wurden berathen, festgesetzt, und zwei und zwanzig Versammlungen haben seitdem Statt gefunden. Wenn sie auch nichts geleistet hätten, als die innige, per-

sönliche Berührung der Gelehrten, den Austausch ihrer Ansichten und die Anregung zu wissenschaftlichem Bestreben im Publikum, — so hätten sie unberechenbar viel geleistet, und das Vaterland wäre dem verdienstvollen Oken auch für dieses seiner Verdienste bleibenden Ruhm und Dank schuldig. Oken ward von München nach Zürich als Professor berufen, wo ihm nicht nur die gewohnte, sondern auch höhere und immer allgemeinere Anerkennung seine rastlosen Bemühungen lohnte. Auch das Ausland nahm von seinen Ansichten Kenntniß, und ihm begegnete die, für Deutsche nicht alltägliche Ehre, in der französischen Akademie als Autorität genannt zu werden. Als er im Jahre 1842 ankündigte, bei der Versammlung der von ihm gegründeten Gesellschaft in Mainz gegenwärtig seyn zu wollen, begrüßte ihn ein freudiger Jubel. Es ehrt das Vaterland, in einer von vielfachen und äußerlichen Interessen zerrissenen Zeit, den Mann der Wissenschaft und des stillen, in sich abgeschlossenen Gedankens zu ehren.



Chenier.

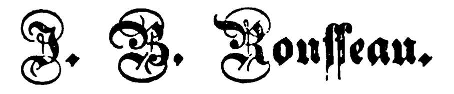
Geboren 1764. Gestorben 1811.

Es gibt Charaktere, welche, unbekümmert um Beifall oder Tadel, ihre Zeitgenossen übersehend und von ihnen übersehen, in einsamer Stille der Idee leben und huldigen, die sie im Busen tragen; in ihnen verkörpern sich die schönsten Gedanken der Menschheit, und es ist Pflicht der Geschichte, ihr Andenken, welchem der Leichtsinn der Menschen Gefahr droht, vor der Vergessenheit zu bewahren. Es gibt Andere, die, unbekümmert um das Rechte, Wahre und Schöne, blos nach dem Beifalle ihrer Zeitgenossen jagen, und einen kurzen, bald vergessenen Schimmer der bleibenden Wirkung und dem dauernden Ruhme vorziehen. Sie haben den Lohn, den sie wünschten, — und die Geschichte vergesse sie! Es gibt aber auch Solche, die, obwohl sie sich den Letzteren beigesellten, höhere Kräfte entwickelten, und bewiesen, daß sie eines besseren Loses würdig gewesen wären. Diesen Charakteren muß die Geschichte ihr Recht widerfahren lassen; muß Spreu und Weizen sondern, und das Tüchtige und Gute in ihren Speichern zum Frommen folgender Geschlechter bewahren.

Unter die Menschen der dritten Art gehörte Marie Joseph de Chenier, geboren zu Konstantinopel am 28. August des Jahres 1764. Dort war sein Vater Louis Chenier Generalkonsul, und hatte sich durch treffliche Schriften über den Orient und den Süden einen geachteten Namen erworben. Der Sohn genoß also einer bildenden Erziehung, kam aber sehr jung nach Paris und diente als Offizier in einem Dragoner-Regimente. Es war die merkwürdige Epoche, welche der Revolution vorherging; Genußliebe, Luxus, Freude an einer ruhm- und glanzvollen Vergangenheit einerseits, und Ernst, tiefe und große Gedanken und Gefühle, angeregt von der Vorahnung einer verhängnißvollen Zukunft, andererseits, theilten sich in das lebhaft aufgereizte Interesse einer geistvollen, gebildeten Nation, welche so eben das goldene Zeitalter ihrer Literatur überlebt hatte. Diese Bewegung riß den jungen Chenier mit sich fort; er nahm seinen Abschied vom Militärdienste, und lebte in den Zerstreuungen der großen Weltstadt ganz der Literatur. Hier bemächtigte er sich, oder besser — bemächtigten sich seiner die eben an die Tagesordnung gelangten Meinungen und Tendenzen. Aus ihnen ging, nach drei Jahren, Chenier's erste dramatische Arbeit „Karl IX." hervor. Sie bezeichnet den Charakter seiner ganzen Denk- und Dichtweise, und, wie ein Beurtheiler richtig bemerkt, den Geschmack, der im Anfange der Revolution in Frankreich herrschte; als ein Denkmal jener Epoche, welches an poetischem, oder eigentlicher an rhetorischem Verdienste über die Geburten des Tages hervorragte, bleibt sie verdienstlich. Chenier schmeichelte den Leidenschaften des Volkes, er lieh ihnen eine würdige, klassische Sprache, legte die Lieblingssätze des Tages seinen heroischen Personen in den Mund, wandte gerade so viel Verstand an ihren Ausdruck, als nöthig war, damit die Menge sich selbst in ihrer Auffassung verständig vorkomme, legte an den Vers eine sorgsame Feile, für die das gebildete Ohr des Franzosen empfänglich ist, berücksichtigte die Kräfte und Eigenschaften der Schauspieler, — und erreichte seinen Zweck: den Beifall seiner Zeit- und Landesgenossen. Talma erregte in der Rolle des Tiberius von Chenier einen lebhaften Enthusiasmus. Eine große Zahl von Dramen folgte dem ersten. Sie wurden weder alle aufgeführt noch gedruckt, manche sind vergessen, mehre haben sich erhalten. Doch mit dem erlangten, nicht ganz reinen Beifall und mit den lebhaft ergriffenen Ansichten zog auch das öffentliche Leben Chenier wieder in seinen Strudel mit. Im Jahre 1792 trat er in den National-Konvent, und schlug sich Anfangs auf die Seite der ausgelassensten Demokraten, bis doch allmälig die trauervollen Ereignisse der

Geschichte seinen vom Hause aus fähigen Verstand, sein nicht kaltes, nur irregeführtes Gefühl über die wahre Lage der Dinge orientirten. Da zog er sich mehr in die Stille zurück, und lebte wieder der Literatur, aber auf eine gediegenere Weise, als in der ersten Hälfte seiner Laufbahn. Er bildete sein höchst bildsames Talent nach allen Seiten aus, suchte fremde Muster kennen zu lernen, übersetzte einige Tragödien des Sophokles, bearbeitete sogar den Nathan unsers Lessing, versuchte sich in allen Dichtungsarten, und mit besonderem Glücke in der satyrischen, die einem mittleren poetischen Talente mit vorwaltendem Verstande allerdings am meisten zusagt. Je älter er wurde, desto richtiger würdigte er seine eigene Sphäre, und verwandelte zuletzt die Produktion in Beurtheilung. In den letzten Jahren seines Lebens entwarf er nämlich eine Geschichte der französischen Literatur, deren Vor- und Nebenarbeiten er in den Jahren 1806 und 1807 im Athenäum von Paris mit großem Beifalle vortrug. In seiner letzten Schrift endlich „über die zehnjährigen Preise" fordert er großmüthig den für die beste Unterrichtsschrift ausgesetzten Preis für einen seiner ehemaligen Feinde, und würdigt — wie sein Biograph sagt — das Lyceum von la Harpe so scharf und richtig, daß nie eine gründlichere Kritik darüber erschienen ist. So scheint denn das Leben, die unabweisliche Lehrerin mit dem eisernen Stabe, den Mann auf die Bahn hingewiesen zu haben, die der Jüngling leichtfertig übersehen oder übermüthig verachtet hatte, ohne zu wissen, daß sie allein an ein Ziel führt.

Chenier starb am 11. Januar 1811.



J. B. Rousseau.

Geboren 1669. Gestorben 1741.

Der unstreitig erste lyrische Dichter Frankreichs aus der früheren klassischen Epoche, Jean Baptiste Rousseau, war an persönlichem Charakter seinem seltsamen, aber edlen Namensverwandten Jean Jacques, leider! sehr unähnlich; ein neuer Beleg dafür, daß Dichten und Handeln, zumal wenn das Dichten ein mehr rhetorisches Wirken auf Verstand und Phantasie bleibt, zweierlei Dinge sind.

Jean Baptiste war der Sohn eines Schusters in Paris, genoß aber, wie erzählt wird, einer ausgezeichneten Erziehung und des Unterrichtes von Boileau, der sein poetisches Talent auf die glücklichste Weise zugleich erregte und regelte, weckte und in Schranken hielt. Frühzeitig wagte der Jüngling kleine dichterische Versuche, welche von Geist und lebhafter Fantasie zeugten. Als der französische Gesandte Bonrepeaux im Jahre 1682 nach Kopenhagen abreiste, nahm er den jungen Rousseau als Pagen mit, und später wählte ihn der Marschall von Tallard auf seiner Reise nach England zum Privatsekretär. Darauf kam er zum Finanzdirektor Rouillé, dem er allenthalben folgte. In dessen Gesellschaft bildete sich Rousseau mehr und mehr aus, lebte zwanglos und angenehm der Lektüre und der Dichtkunst, und gefiel sich in dieser Stellung so gut, daß er mehre Stellen ablehnte, die ihm zu jener Zeit angeboten wurden. Doch wirkte der vorhergegangene Wechsel abhängiger Stellungen nicht vortheilhaft auf seinen sittlichen Charakter; die Leidenschaften und laxen Ansichten der sogenannten Welt hatten sich seiner bemächtigt; selbst die in London geknüpfte innige Freundschaft mit dem liebenswürdigen und geistvollen St. Evremont, der mit der Feinheit des Weltlebens zugleich die Gemüthlichkeit des Innern verband, scheint nur einseitig gewirkt zu haben; einer kleinlichen, dichterischen Eitelkeit und einem leichtsinnigen Genußleben opferte er die höheren Rücksichten. Ein Zug dieser Art kam zum Vorschein, als gegen den Dichter einer Oper, die in Paris gegeben wurde, eine witzige Satyre in Versen erschien, welcher bald darauf eine Menge beißender und wahrhaft böswilliger Couplets folgte. Man hielt unsern Rousseau für ihren Verfasser. Er läugnete, vor Gericht gefordert, standhaft. Indeß beging er die Schlechtigkeit, einen Zeugen zu bestechen, um den Verdacht, der ihn getroffen hatte, auf den gänzlich unschuldigen Mathematiker Saurin zu wälzen. Die Sache ward untersucht, Rousseau's Hinterlist kam an den Tag, und er ward — am 7. April 1712 — auf ewig aus Frankreich verbannt. Er ging sofort in die Schweiz, und sein gefälliges Betragen in Verbindung mit seinen schönen Talenten erwarb ihm bald einen neuen Gönner an dem dortigen französischen Botschafter, Grafen de Luc. Im Jahre 1714 begleitete er sodann den Prinzen Eugen nach Wien, und hier, in der Heimat der fröhlichen Gemüthlichkeit, verlebte er die heitersten Tage eines gebildeten Genusses. Aber auch hier ließ ihn sein Dämon nicht harmlos verweilen; — nach drei Jahren mußte er Wien verlassen. Man glaubt, daß satyrische Ausfälle auf den Prinzen, der sich ihm so wohlwollend erwiesen hatte, dazu den Anlaß gaben.

Er flüchtete nach Brüssel, um hier — mit seinem alten Schulfreunde Voltaire in neue Händel verwickelt zu werden. Inzwischen waren Gönner, deren er sich so Viele zu verschaffen gewußt hatte, zu seinem Vortheile thätig gewesen. Rousseau erhielt vom Regenten, dem Herzoge von Orleans, ein Zurückberufungsschreiben. Allein, ehrgeizig wie er war, befriedigte ihn das nicht; und, wie es gewöhnlich vorkommt, legte der sich in so vielen Fällen der Schuld gewiß Bewußte auf denjenigen Fall das größte Gewicht, in welchem er vielleicht unschuldig war. Rousseau trotzte; er verlangte eine nochmalige Durchsicht seines Prozesses und eine öffentliche Satisfaktion. Mit Recht ward dies einem Manne verweigert, — bemerkt sein Biograph — der sich durch eine ehrlose Handlung geschändet hatte. Mit sich und der Welt grollend, suchte er nun in der Welt, was er in sich hätte suchen sollen; er wechselte beständig seinen Aufenthalt, und ließ sich nach ein paar Jahren in London nieder, wo er seine Werke sammelte und herausgab. Er erwarb dadurch ein nicht zu verachtendes Vermögen. Aber das Geschick verfolgte ihn. Die Handelsgesellschaft, bei der er das Vermögen angelegt hatte, fallirte, und — Rousseau mußte von der Unterstützung seiner Freunde leben. Einige derselben ließen ihn heimlich nach Paris kommen, aber auch hier, auch jetzt ließ sein Dämon nicht von ihm. Er konnte seiner Satyr, nicht Schweigen gebieten — und mußte sein Asyl in drei Monaten wieder verlassen. In Brüssel endlich fand er die Ruhe, die er und die ihn, so lange er lebte, geflohen hatte. Er starb, — und es ist psychologisch merkwürdig, daß er noch in der Sterbestunde betheuerte, nicht der Verfasser jener schändlichen Verse gewesen zu seyn, die den Fluch über sein Leben gerufen hatten.

J. B. Rousseau's Dichtungen sind korrekt, glänzend, geistvoll, manchmal erhaben und fantasiereich; seine Prosa, rein, witzig, angenehm, verräth dem Kenner nicht undeutlich die innere Beschaffenheit seines Charakters.

Stephan Fadinger.

Geboren um 1570. Gestorben 1626.

Die Zwistigkeiten der habsburgischen Brüder Rudolf und Matthias hatten das Vorbild und zum Theil den Anlaß zu gewaltigen Gährungen auch in den mittleren und tieferen Kreisen des Volkes gegeben, die, durch die große Glaubensspaltung noch ärger angefacht, in einem allgemeinen Furientanze mit dem Umsturze des Bestehenden enden zu wollen schienen. Wie in Böhmen ein offener Aufstand, so schoß in Oberösterreich aus jener Drachensaat ein Nachspiel des fränkisch-thüringischen Bauernkrieges hervor, dem in der Person des Stephan Fadinger auch sein Thomas Münzer nicht fehlte. Der bedrängte Kaiser Ferdinand II. bediente sich des Beistandes Maximilian's von Baiern, um die Widersetzlichkeit der oberösterreichischen Stände, welche ihm nur bedingungsweise die Huldigung leisten wollten, zu beugen. Aber die Bauern stellten sich den eindringenden Baiern entgegen, nahmen den Markt Haag sammt dem Schlosse Starhemberg ein, verjagten alle katholischen Einwohner und machten sich arger Grausamkeiten schuldig. Maximilian's bewaffnete Ankunft in Linz brach den Trotz der Stände, und nachdem er, vor seinem Zuge gegen das empörte Böhmen, den Grafen Adam von Herberstorf dem ihm verpfändeten Lande Oberösterreich als Statthalter vorgesetzt hatte, schien endlich die Ruhe daselbst hergestellt zu seyn. Herberstorf benahm sich Anfangs schonend. Als er aber später sich Härte erlaubte und seine baierischen Soldaten ungestraft das Wenige raubten, was den Bauern nach so vielen Kriegsdrangsalen übrig geblieben war, da regte sich von Neuem der verhaltene Groll und brach zuletzt, bei Gelegenheit der vorgenommenen Gegenreformation, in wilde Frevel aus. An mehren Orten entstanden Zusammenläufe und Unruhen; Herberstorf bewältigte sie, verhängte Strafen, und legte Besatzungen in die unruhigen Ortschaften, wodurch die Bauern belästigt und zu neuen Thätlichkeiten gereizt wurden. Bald ward der Aufstand der Bauern ziemlich allgemein; zugleich führten sie, jetzt auf einen förmlichen Krieg gefaßt, eine gewisse Disziplin und Ordnung ein, indem sie sich in verschiedene

Korps abtheilten, über welche zusammen ein Obersthauptmann — Stephan Fadinger — gesetzt wurde, der sich wieder Hauptleute über ganze Viertel des Landes, Unterhauptleute, geheime Kriegsräthe, Feldschreiber, Ausschüsse und Proviantmeister theils selbst erwählte, theils von den Bauern erwählen ließ. Viele Bauern kleideten sich auf eine gleiche Weise, legten eine schwarze Montur an und wurden deshalb auch die schwarzen Bauern genannt. Sie gaben eine Defensionsordnung heraus, bestimmten für den Fall, daß feindliche Truppen in das Land kämen, Zufluchtsorte für die Weiber und Kinder, Sammelplätze und Ansager; sie übten sich im Manövriren, warfen Schanzen auf, sperrten den Donaustrom und belagerten Städte.

Bisher waren nur einzelne Feindseligkeiten und Angriffe vorgegangen; aber ein Zufall brachte im Mai 1626, und zwar zuerst im Hausruckviertel, den Krieg zum entschiedenen Ausbruche. Ein baierischer Soldat begehrte von einem Bauer ein Pferd. Als dieser es ihm versagte, entstand Streit und Schlägerei, in welcher acht Soldaten umgebracht wurden. Jetzt begann auch Fadinger's kurze, doch verhängnißvolle Wirksamkeit. Er war seines Gewerbes ursprünglich ein Hutmacher, bei dem Ausbruche der Unruhen aber Besitzer eines ziemlich großen Bauernhofes, ein kühner, unternehmender Mann, zu welchem die Bauern ein blindes Zutrauen faßten. Der Fadingerhof liegt in der Gemeinde Parz, eine Viertelstunde von der Pfarrkirche St. Agatha entfernt. Das alte Haus, welches durch die Soldaten zerstört wurde, lag beiläufig hundert Schritte von dem jetzigen entfernt im Thale; die Wiese unweit des Hofes heißt noch jetzt der „Sammelplatz.“

Kaum war, durch die Ermordung der Soldaten, im Hausruckviertel die Losung zu dem Bauernaufstande gegeben, so bot Fadinger auch im Mühlviertel die Bauern auf, kehrte dann über die Donau in das Hausruckviertel zurück und sammelte in Peurbach ein Korps von Bauern. Schnell verbreitete sich das Feuer der Empörung. Achthundert Bauern legten sich vor das alte Schloß Velden; in Aschach wurde das Rathhaus geplündert, in Hartkirchen der Pfarrprovisor nebst anderen Personen erschlagen, Grieskirchen eingenommen, Peurbach verbrannt. Herberstorf, von diesen Vorfällen unterrichtet, zog mit baierischen Truppen und Feldgeschütz gegen die Empörer; er war seines Sieges so gewiß, daß ihn der Scharfrichter mit Ketten und Stricken begleiten mußte, um sogleich ein Strafgericht über die Bauern zu verhängen. Aber diese ließen den Soldaten kaum Zeit, Feuer

zu geben; mit ungestümer Wuth stürzten sie sich bei Peurbach auf des Statthalters Baiern, erschlugen ihm fünfhundert Mann, jagten die Uebrigen in die Flucht und erbeuteten mehre Kanonen (21. Mai). Ermuthigt durch diesen ersten Sieg, beschlossen sie die Fortsetzung des Kampfes und erwählten Stephan Fadinger zu ihrem obersten Anführer. Dieser befestigte die kriegerische Ordnung seiner Banden, besetzte die baierischen Gränzen, ernannte Ausschüsse, geheime Räthe, Kriegsräthe, Proviantmeister und Feldschreiber, und legte sich den Titel eines Oberhauptmanns der christlich-evangelischen Armee oder der versammelten Bauerschaft in Oberösterreich bei. Auf den Fahnen, welche seine bewaffneten Bauern führten, stand die Inschrift:

„Weil's gilt die Seel' und auch das Blut,
So geb' uns Gott ein' Heldenmuth!
Es muß seyn!"

Der baierische Statthalter, geschlagen und entmuthigt, machte den Bauern gütliche Anerbietungen; aber diese mißtrauten seiner Aufforderung und zerrissen sie. Sie nahmen Wels ein, hieben mehre gefangene Soldaten in Stücke, schleppten bei ihrem Abzuge alle Bürger mit sich fort und ließen eine Besatzung zurück. Fadinger hatte sein Hauptquartier im Kloster aufgeschlagen, und jene Zimmer eingenommen, welche einst für den Kaiser Matthias zugerichtet worden waren. In toller Aufgeblasenheit prahlte er, daß eine solche Wohnung ihm gebühre. Die Bauern machten rasche Fortschritte, nahmen Böcklabruck, Gmunden und alle übrigen Märkte und Schlösser dieser Gegend, plünderten manche Orte und nöthigten jeden einzelnen Hausbesitzer, einen Mann zu stellen oder selbst mit ihnen in das Lager zu ziehen. Zwar thaten die Stände alles Mögliche, um die Aufrührer zur Ruhe zu ermahnen, auch fanden von beiden Seiten wiederholte Unterhandlungen Statt; aber die aufgeregte Volkswuth ließ sich dadurch nicht beschwichtigen, und in immer größerem Umkreise flatterten die Paniere der Bauern. Während man noch durch Ausschüsse verhandelte, brach Fadinger mit achtzehntausend Mann von Steyer gegen Enns auf, und forderte die Uebergabe dieser Stadt. Die Schiffe, welche mit frischen baierischen Truppen auf der Donau nach Linz hinabfuhren, wurden von den Bauern theils erobert, theils versenkt, und die ganze Mannschaft getödtet. Endlich stimmte der milde Ton der zu Linz versammelten kaiserlichen Kommissäre die Bauern ruhiger. Sie bezeigten einen bessern Willen, die Unterhandlungen durch die ihnen gestatteten Ausschüsse zu betreiben, und Fadinger entließ, bei

herannahender Erntezeit, sogar den größten Theil seiner Truppen nach Hause, wogegen ihm die kaiserlichen Kommissäre und die Stände die gewünschten Versicherungen ertheilten. Aber während auf der einen Seite sich Alles friedlich gestalten zu wollen schien, zeigten sich auf dem linken Donauufer bedenkliche Bewegungen, indem die Bauern bei Ottensheim ein großes Lager bezogen, und von dort aus die Stellungen des Statthalters gegenüber von Linz beunruhigten. Fadinger gab sich die Miene, diese Feindseligkeiten mitten in der Waffenruhe zu mißbilligen, ließ aber gleichwohl die immer engere Einschließung der Stadt Linz durch die Bauern geschehen.

Um das durch Fadinger's Banden stark geängstigte Enns aus seiner Gefahr zu reißen, wurden die kaiserlichen Kommissäre in diese Stadt beordert, um hier das Friedensgeschäft fortzusetzen. Aber Fadinger weigerte sich, die Unterhandlungen nach Enns verlegen zu lassen, hob sogar die kaiserlichen Kommissäre unterwegs auf, und setzte, während er die anderen nach Wien ziehen ließ, um die kaiserliche Resolution einzuholen, drei von ihnen in Steyer fest. Weil Fadinger's nach Wien gesendeter Ausschuß vor dem Kaiser nicht vorgelassen wurden, sondern bei dem Hofkanzler Audienz nehmen mußte, gerieth Jener in heftigen Zorn, und warf den kaiserlichen Kommissären in beleidigenden Ausdrücken vor: an ihnen liege die Ursache, daß den Bauern nicht schon die freie Religionsübung ertheilt und der Statthalter mit seinen baierischen Soldaten aus dem Lande fortgeschafft worden sey. Würden diese beiden Punkte nicht sofort bewilligt, so sey er fest entschlossen, das Schloß Linz zu beschießen, zu sengen und zu brennen, das baierische Kriegsvolk aus dem Lande zu schlagen, Prediger seines Glaubens einzuführen, und sich nach einem anderen Landesherrn umzusehen. Seine Absicht ging nun zunächst dahin, Linz, Enns und Freistadt in seine Hand zu bekommen, und dann, als Herr über das ganze Land, willkürliche Bedingungen vorschreiben zu können.

Auf seine bisherigen Erfolge pochend, schritt er jetzt zur Ausführung seiner weiteren hochfahrenden Entwürfe. Er schloß Linz noch enger ein, begann eine förmliche Belagerung, und schnitt der Stadt die Zufuhr ab, hoffend, sie durch Hunger am sichersten zu bezwingen. Den Ständen, welche ihn von seinem Vorhaben abzumahnen trachteten, schickte er eine Aufforderung zu, ihm den baierischen Statthalter, Adam von Herberstorf, auszuliefern, die Besatzung mit Sack, Pack und Seitengewehren abziehen zu lassen, und die Stadt ihm und den Bauern zu übergeben. Die Stände

wiesen diesen Antrag mit Würde von sich, und fuhren in ihren Ermahnungen fort. Fadinger gab ihnen kein Gehör, ließ alle Schiffe, deren er habhaft werden konnte, wegnehmen, um jede Zufuhr von Lebensmitteln zu verhindern, und sendete seinen Hauptmann Wolf Wurm gegen Enns, welchen Platz derselbe belagerte und mit Kanonen beschoß. Zugleich wurde Freistadt unter schweren Drohungen zur Uebergabe aufgefordert, und, nach heftiger Gegenwehr, durch Verrath genommen. Am 22. Juni verlangte Fadinger von den Ständen und Bürgern zu Linz noch einmal schleunige Auslieferung des Statthalters, und drohte im Unterlassungsfalle mit einem Hauptsturme.

Unterdessen bereitete sich Herberstein zur verzweiflungsvollsten Vertheidigung der Stadt. Tiefen Haß nährte er gegen Fadinger, dem er seine Niederlage bei Peurbach und dessen feindselige Anschläge auf seine Person nimmer verzeihen konnte. Sein ganzes Trachten ging dahin, den kühnen Rebellen zu tödten, indem er zugleich darauf rechnete, daß mit dem Falle des Führers der Aufstand sich zerstreuen werde. Fadinger bot durch seine Verwegenheit dem Feinde selbst die Gelegenheit, ihn zu verderben. Am Abende des 27. Juni ritt Fadinger, in übertriebener Sorglosigkeit, von seinen sogenannten Leibschützen umgeben, vor dem Landhause vorbei, und schien die dortige Bastei in Augenschein nehmen zu wollen. Plötzlich schossen die in jenem Gebäude aufgestellten Soldaten nach ihm, zerschmetterten ihm den Schenkel und tödteten sein Pferd. Seine Begleiter retteten den Verwundeten in die Vorstadt; sein entfallenes Schwert erbeuteten die Soldaten, und überbrachten es dem Statthalter. Die über den Unfall ihres Führers ergrimmten Bauern stürzten sich, blind gegen den sie begrüßenden Kugelregen, auf die Soldaten, und erst die einbrechende Nacht setzte dem wüthenden Gemetzel ein Ziel.

Obgleich verwundet und von schrecklichen Schmerzen gepeinigt, setzte Fadinger die Belagerung beharrlich fort. Die Vorstadt loderte — ob durch die Belagerer, oder durch die Besatzung selbst — in Flammen auf, und der wilde Rebellenführer schien mit Zerstörung und Asche sein Grabmal bezeichnen zu wollen. Dazwischen traten neue Verhandlungen, bei welchen Fadinger noch an seinem Todestage in seinem Quartiere Ebelsberg thätig war. Hier starb er nach achttägiger Pein an seiner Wunde, den 5. Juli 1626, und wurde zu Efferding beerdigt. Aber der unversöhnliche Herberstorf ließ, zehn Monate später, Fadinger's Leichnam ausgraben, durch Henkershand in „einem wilden unwohnsamlichen Ort oder Moos" verscharren, und auf

dieser Stelle „zu ewigem unehrlich und schändlichen Nachgedenken" einen Galgen errichten.

Durch Fadinger's Tod verlor der Aufruhr sein Haupt, ohne zu ersticken. Erst Pappenheim's Waffen stellten im folgenden Jahre durch blutige Siege die Ruhe her. Fadinger war kühn und unternehmend, dabei eitel und prahlerisch, wie alle gemeinen Naturen, die sich zu einer plötzlichen Wichtigkeit erhoben sehen. In den Unterhandlungen zeigte er Scharfsinn, Gewandtheit und eine glückliche Schlauheit, zweideutige Erklärungen zu geben, sich Vorbehalte offen zu lassen und dann nach Gutdünken zu zögern oder seine Maßregeln zu beschleunigen. Das Vertrauen seiner Bauern gewann er durch Beredtsamkeit und Muth, ohne abergläubischer Trugmittel zu bedürfen, wie Thomas Münzer, der ein tieferer, aber feigerer Charakter war. Doch wußte er sich auch durch Strenge Ansehen zu verschaffen, schlug bei der kleinsten Widersetzlichkeit mit dem Stocke darein, und drohte mit dem Galgen. Seine Eitelkeit gefiel sich in Gepränge und Ehrenbezeigungen; er hatte stets eine Leibwache um sich, wohnte in Kremsmünster in den sogenannten Kaiserzimmern, und ließ sich in Steyer auf dem Rathhause einen erhabenen Sitz bereiten, als er die Bürger zusammenrief.

Georg von Frundsberg.

Geboren 1473. Gestorben 1528.

Oesterreichs Bayard, wie ihn die Geschichte heißt, der Soldatenvater, wie ihn die unter ihm unbesiegbaren deutschen Landsknechte, der „Leutfresser," wie ihn die von ihm besiegten und zusammengehauenen Schweizer nannten, kam den 24. September 1473 auf Mindelheim in Schwaben, dem Sitze des uralten Geschlechtes der edlen Herren von Frundsberg (Frondsberg, Freundsberg, Fronsberg) zur Welt. Die Stellung seines Vaters Ulrich, als Stifters und Hauptmanns des schwäbischen Bundes, pflanzte frühzeitig schon die Neigung zum Waffenhandwerke, nach welcher er „ymmer Lust und Begierd zu kriegen gehabt," in Georgs Seele, und ließ ihn, neunzehn Jahre alt, diese Laufbahn 1492 in dem Feldzuge Maximilians und des erwähnten Bundes gegen den Herzog Albrecht den Weisen

von Baiern antreten. Er focht zuerst in der blutigen Schlacht auf dem Lechfelde, und wohnte dann der Belagerung von Nürnberg bei. Vier Jahre später zog er mit einer Abtheilung des schwäbischen Bundes über die Alpen wider die, in Italien eingefallenen Franzosen. Außer der für die Deutschen so unglücklichen Schlacht bei Ermathingen, wurde ihm jedoch wenig Gelegenheit zu rühmlichen Thaten gegen die dem Durchzuge sich widersetzenden Schweizer; indeß erhöhte dieser Feldzug seine Liebe zum Kriege, und veranlaßte ihn, manche Erfahrung und Lehre aus dem Wesen schweizerischer Streitart zu sammeln, deren Benützung ihn später als Anführer deutscher Fußvölker so hoch stellte.

Nach seiner Rückkehr lenkte er, zur Zeit des Landshuter Erbfolgekrieges, in den Reihen des schwäbischen Bundes, besonders in der Schlacht von Regensburg (12. September 1504) durch Heldenmuth und Eroberung einer böhmischen Fahne, die allgemeine Bewunderung dergestalt auf sich, daß der Kaiser Maximilian ihn eigenhändig zum Retter schlug. Neuen Ruhm erwarb er in Brabant im Kampfe wider den Herzog von Geldern, und als der Kaiser sich mit Frankreich gegen den Papst Julius II. und Venedig verbündet hatte, führte Georg einen Heerhaufen von fünftausend Fußknechten nach Italien, und nahm thätigen Theil an der Belagerung vieler Städte, vorzüglich Padua's, Vicenza's, Verona's rc.

In jenen für die Kriegsgeschichte höchst wichtigen Zeitabschnitt fällt auch Georgs gemeinschaftlich mit dem Kaiser bearbeitete praktische Ausbildung des Landsknechtsbrauches.

Bei Kaiser Maximilians Heimkehr nach Deutschland übertrug derselbe dem Ritter Georg die Würde eines obersten Hauptmanns über ein Regiment Fußknechte, und in Verbindung mit eilftausend Franzosen die Vertheidigung Verona's. Frundsberg schlug einen Hauptsturm der Venetianer, welche durch Verrätherei bereits die Mauern erstiegen hatten, ab, bemächtigte sich hierauf der vom Feinde unterdessen wiederbesetzten Städte Montefelice, Padua, Este, Vicenza, Legnago, eilte dann der, Bologna einschließenden französischen Heerabtheilung unter Trivulzio mit tausend Fußknechten zu Hilfe, schlug (22. Mai 1511) den Herzog von Urbino und Julius Manfrone, und nöthigte den Papst zur Flucht von Ravenna nach Rom. Unter den Augen seines Monarchen eroberte hierauf Frundsberg mit nur achtzehnhundert Mann das für unüberwindlich gehaltene Beitelstein, wohin sich die Venetianer geworfen hatten, erstürmte die Klausen an der Etsch, und eröffnete dadurch die Hauptstraße nach Italien. Nach Deutschland

zurückgekehrt, sammelte Frundsberg, auf des Kaisers Anordnung, achttausend Fußknechte, um Hohenkrähn, das Raubschloß der Friedinger, zu zerstören, und brachte es durch die Wirkung seiner Geschütze nach drei Tagen zur Uebergabe.

Im folgenden Jahre zog er an der Spitze von siebentausend Landsknechten über die Tridentiner Alpen zum Kampfe wider die Venetianer, und drang über den Bachiglione bis nach Marghera auf Karthaunenschußweite bis Venedig. Der venetianische Heerführer Alviano kam indessen bald, von Treviso aus, der bedrängten Inselstadt zu Hilfe, schloß das deutsch-italienische Heer, welches zu weit in das von tiefen Flüssen und Engpässen durchschnittene Land eingedrungen und, seinen Fehler gewahrend, bereits im vollen Rückzuge begriffen war, gänzlich ein und forderte es höhnend auf, Waffen und Wehr zu übergeben und mit weißen Stecken friedlich abzuziehen. Obwohl Pescara und Prosper Colonna alle Hoffnung aufgaben, so erwiederte doch Frundsberg mannhaft: „es stehe noch Alles zum Glück. Viele Feinde, viele Ehre! Lieber ehrlich umkommen, als schändlich abziehen!" Er bildete (7. Oktober 1513) bei dem Dorfe Creazzo aus seinen halbnackten Knechten eine viereckige, auf allen Seiten mit Spießen und angehängten Hakenschützen wohlbewehrte Schlachtordnung, stürzte selbst, im ersten Gliede mit dem gewichtigen Schlachtschwerte streitend, in das feindliche Fußvolk, und warf es, mit Hinterlassung von fünftausend Todten, vier und zwanzig Geschützen und vielen Fahnen in die Flucht. Im Frühjahre verließ er Verona, bemeisterte sich der Städte bis hinter Este und Rovigo, und behauptete die gewonnene Landschaft, bis die mächtigen Fortschritte der Gegner Maximilians ihn in Verona abermals einschlossen, schlug mehre Stürme auf die an Allem Noth leidende Stadt tapfer ab, übernahm, nach Colonna's Verwundung, den Oberbefehl und vertheidigte sich hartnäckig so lange, bis Hilfe aus Deutschland eintraf.

Während der Würtemberger Fehde übernahm er die Führerstelle des gesammten, zwanzigtausend Mann starken Fußvolkes, unterwarf die Städte Heidenheim, Göppingen, Weilheim, Stuttgart, Tübingen und endlich auch Möckmühl, welches Götz von Berlichingen für den Herzog Ulrich bis auf's Aeußerste gehalten hatte, und nur seiner kräftigen, bis zur Thätlichkeit gesteigerten Verwendung verdankte der, durch Verrath in schwere Gefangenschaft gerathene Freund eine gemäßigtere Behandlung. Kaiser Karl V. bestätigte auf dem ersten Reichstage dem wackeren Frundsberg nicht nur die Feldhauptmannschaft von Tirol, sondern ernannte ihn auch zum

kaiserlichen Rathe, schenkte ihm einen Jahrgehalt und das Schloß Rungelstein.

Nach dem Ausbruche des Krieges gegen Franz I. von Frankreich focht Georg unter dem kaiserlichen Reichsbanner vor Mouzon und Mezières, welches letztere Bayard vertheidigte, und folgte hierauf mit seinen Landsknechten der Bewegung des Hauptheeres unter Franz von Sickingen über Aubenton nach Vervins und Guise. Da rückte das französische, vierzigtausend Mann starke Heer in drei Abtheilungen, jedoch seine Stärke wohl verbergend, zur Vernichtung der Deutschen vor. Aber Frundsberg, der sich zeitig genug von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, rettete das kaiserliche Heer vom Verderben, indem er, von dichtem Nebel begünstigt, den Rückzug in größter Ordnung nach Valenciennes antrat.

Des Kaisers Bündniß mit dem Papste Leo X. gegen Frankreich und die beabsichtigte Eroberung des Herzogthums Mailand trieb ihn, wenn gleich im bösen Winter, über die mit furchtbaren Schneemassen bedeckten Gebirge nach Italiens Ebenen. Unsägliche Mühe überwindend, erreichte Frundsberg (23. Februar 1522) mit sechstausend Landsknechten auf Umwegen Mailand, indem die Graubündtner die gerade Straße über Como sperrten, und setzte durch diese ansehnliche Hilfe dem bisherigen raschen Vordringen der Franzosen ein Ziel. Einige Zeit darauf verließ das kaiserliche Heer unter Prosper Colonna diese Stadt und bezog (22. April) eine feste Stellung bei Biccoca. Mit Tagesanbruch erfolgte ein Angriff der gegenüberliegenden Schweizer und Franzosen mit ungestümer Lebhaftigkeit; aber an Frundberg's und seiner Landsknechte stoischer Tapferkeit, an ihren langen Spießen brach sich die Wuth der schon vorher durch das mörderische Feuer der spanischen Schützen gelichteten, ungeregelten Schweizerhaufen. Nach kurzem, aber blutigem Streite deckten der größte Theil der französischen Ritter, welche Spott in die vordersten Glieder gerufen hatte, und beinahe die sämmtlichen schweizerischen Hauptleute nebst mehr als dreitausend Eidgenossen die Wahlstatt; ein Angriff der Franzosen im Rücken des Lagers scheiterte ebenfalls, und das Glück Eines Tages brachte das ganze Herzogthum Mailand in die Gewalt des Reiches. Dann eroberten Georgs Schaaren das feste Cremona, Pizzighetone, und erstürmten Genua. Wie immer, suchte er auch hier der Beutegier der Soldaten zu steuern; aber vergeblich. Als Ehrengeschenke empfing der bescheidene Held den silbernen Zepter der Seebeherrscherin, den silbernen Schlüssel des Meeres, das Hauptbanner des Krieges und einen köstlichen Kompaß.

Zwei Jahre gönnte er sich nun Ruhe, als 1524 die Kunde von der Noth Pavia's und die Sorge um seinen in dieser Stadt eingeschlossenen Sohn ihn bewog, die ihm mehrfach angebotene Feldoberstenwürde über das gesammte deutsche Fußvolk anzunehmen. Bald zählte, nach angeschlagenen Werbepatenten, der Landsknechts-Vater neunzehn Fähnlein, die seines Befehls harrten. Im November eröffnete er an der Spitze derselben den winterlichen Zug nach der Lombardei, der Etsch entlang und über das rauhe Gebirge am rechten Gardaufer, und erreichte schon Mitte Januars mit seinem wohlgeordneten Haufen Lodi, um bald darauf die schneller Hilfe bedürftigen Belagerten zu retten. Nach der Musterung des kaiserlichen Heeres, wobei Frundsberg seine zwölftausend Landsknechte durch eine kraftvolle Anrede begeisterte, setzte sich dasselbe in Marsch, passirte die Adda, und nahm am 3. Februar auf Kanonenschußweite vom französischen Lager vor Pavia eine schlagfertige Stellung. Fortdauernde Vorpostengefechte, absichtlich zur Ermüdung der Franzosen unternommen, beschäftigten beide Parteien bei Tag und Nacht; am 8. Februar Abends überstieg Frundsberg die Verschanzungen der Schweizer, brachte ihnen einen ansehnlichen Verlust bei und erkundete zugleich ihre Standquartiere. Am 24. Februar 1525, als dem Schlachttage bei Pavia, fesselte endlich Georg durch seine und seiner Scharen Tapferkeit und Mannszucht den Sieg an Oesterreichs Adler, mittelst gänzlicher Vernichtung der schwarzen Bande, der Eidgenossen und des italienisch-französischen Fußvolkes. Wenige, aber blutige Stunden hatten mit geringem Verluste den Feldzug beendet, und Wälschland dem glorreichen Zepter Karl's V. unterworfen. Der Herzog Franz Sforza gab ihm für die abermalige Rettung Italiens ein Ehrenzeugniß und die Verheißung eines Gehaltes von sechshundert rheinischen Gulden, so wie das Schwert des bei Pavia gefangenen Königs Franz I. Sonst aber erntete er von vielen Seiten Undank, und bitter kränkten ihn mancherlei Umtriebe der übrigen Führer, die seine Verdienste zu schmälern suchten.

Mehr durch die Gewalt seiner biedern Ueberredungskunst, als durch jene der Waffen, dämpfte er die Unruhen in Schwaben, Salzburg und Tirol, und obgleich durch bittere Erfahrungen verletzt, schloß er, auf des Erzherzogs Ferdinand Zureden, sich doch dem neuen Zuge nach Italien an. Aber nur mit Aufopferung seiner ganzen Habe ward es dem uneigennützigen Manne möglich, binnen drei Wochen in Innsbruck fünf und dreißig Fahnen oder über zwölftausend Landsknechte zu versammeln, mit denen er am 26. Oktober 1526 den Marsch auf Botzen und Trident

antrat. Mangel an Geld wurde ihm schon am letzteren Orte fühlbar. Die hier getroffenen Scheinanstalten zu einem Vorrücken auf der großen Straße nach Verona täuschten den wachsamen Herzog von Urbino, der die Hauptpässe dorthin besetzt hielt. Nach einer glücklichen Seitenbewegung überstieg Frundsberg auf Wegen, die man für ungangbar hielt, das hohe Gebirge, erschien durch das Val Sabbia in der Ebene von Gavardo, und erreichte, fortwährend von den Truppen des Herzogs von Urbino beunruhiget, unter steter Gefahr und meisterhaften Scheinbewegungen, über Borgoforte, wo nur seine Besonnenheit die Landsknechte von einem Hinterhalte rettete, am 29. November die Brücke von Governolo. Rastlos die Verbindung mit dem mailändischen Heere suchend, zog er von hier über Revera, Gonzaga, Raggina auf Guastalla, watete am 5. Dezember durch die von endlosem Regen angeschwollene Lenza, dann durch die Parma, den Taro und Cestra, und traf endlich unter namenlosen Gefahren, nach einem zweimonatlichen Umherstreifen mit dem unbesoldet gebliebenen Heere, welches nur Frundsberg's Alles überwindender muthiger Sinn zusammenhalten konnte, am 14. Dezember bei Fiorenzola, und am 28. bei Piacenza ein. Ohne Unterstützung, ohne Sold und mit seinen Truppen durch Entbehrungen aller Art in die kläglichste Lage versetzt, mußte Frundsberg, trotz aller Vorstellungen, bis Ende Januars unthätig bleiben. Endlich ging Bourbon nach langer, unnützer Zögerung über den Po, vereinigte sich in den ersten Tagen des Februars mit Georg's Schaaren, welche zu beiden Seiten der Trebbia und Nura zerstreut lagen, und beide Heerführer beschlossen nun, von hier aus mit der auf zweiunddreißigtausend Mann gestiegenen Kriegsmacht gerade auf Rom, als den Hauptoperationspunkt des Feindes, loszugehen. Die Eroberung von Piacenza sollte durch reichliche Beute den immer höher auflaufenden Sold decken; doch die Staatsklugheit des Herzogs von Este wußte die Belagerung dieser Stadt zu hintertreiben. In dem Lager vor Bologna brach jetzt die Unzufriedenheit der Spanier und dann der Deutschen, Beide durch ausgesendete Kundschafter der Liga aufgereizt, in vollen Flammen aus. Vergebens mühte sich Frundsberg (16. März), die Landsknechte zur Geduld zu ermahnen; ihr Toben überschrie die Stimme des Mannes, den sie sonst Vater genannt. Da überwältigte Zorn über die Umtriebe der Gegner, und Schmerz über den Ungehorsam seiner Schaaren, die riesige Natur des Helden; während er noch in dem um ihn geschlossenen Ringe der Landsknechte begütigend zu ihnen sprach, wurde er von einem Schlagflusse getroffen, dem eine gänzliche Lähmung folgte. Unvermögend, den Befehl wieder zu führen,

übergab er das Kommando an Konrad von Bemmelberg und ließ sich auf dem Po nach Ferrara bringen, wohin des Herzogs Alfons freundliche Verheißung der Pflege ihn rief. Die bösen Nachrichten vom Zustande des Heeres, die Bedrängniß seines Sohnes Kaspar in Mailand, der Tod des anderen in Rom, der Abfall seines fürstlichen Pflegers vom Kaiser, dazu Sorgen um seine durch die letzten Werbungen zerrütteten häuslichen Verhältnisse, fesselten ihn härter an das Krankenlager und erhöheten in ihm den Wunsch zur Rückkehr in die Heimat. Er schloß sich daher den dorthin gehenden fünfzehnhundert Landsknechten, dem Reste des ganzen Haufens, an, ließ sich den 11. Mai 1528 nach Mantua schaffen, nahm Theil an der Belagerung von Lodi, und gelangte über Mailand und das Graubündtener Gebirge, als ein hoffnungslos Kranker, nach Mindelheim, wo er am 20. August 1528 auf heimischem Boden im Kreise der Seinigen starb.

Frundsberg war ein biederer Held, wahr und warm; seine ritterliche Freudigkeit riß oft mit Einem Kernworte seine Landsknechte aus Verzagniß und Angst in schlimmen Lagen heraus, und kräftigte sie, sich der Gefahr zu erwehren, so daß seine Beredtsamkeit mehrmals eben solche Siege erkämpfte, wie sein gutes Schwert. Er theilte jede Mühseligkeit und Beschwerde mit seinen Schaaren und war daher ihr Abgott, ihr Vater. Kampflustig und begeistert für das Kriegshandwerk, betrachtete er gleichwohl den Krieg nur als Mittel, nie als Zweck; kein nutzloses Verderben bezeichnete seine Züge; er war menschlich gegen die Ueberwundenen, und weil er selbst ein Muster der Uneigennützigkeit, haßte er Raub und Beutegier auch an Anderen. Nebst seinem kaiserlichen Freunde und Vorbilde, dem Kaiser Maximilian, war er der erste Meister in allen Waffenarten, und hat, als Gründer und Gesetzgeber der deutschen Infanterie, auf die Umgestaltung der Kriegskunst entschieden eingewirkt. Im Herzen fromm, war er doch duldsam in Glaubenssachen, und rief selbst Luther'n ermuthigende Worte zu, als Dieser in die Reichsversammlung zu Worms trat. Sein Vermögen setzte er, wie sein Blut, für das Vaterland und seines Kaisers Sache ein, und „als er starb, fand sich's, daß er seine Güter an Kaufleute verpfändet hatte, Schulden halber, weil ihm nie eine Ergötzlichkeit (Entschädigung) für seine treuen Dienste in seinem Leben geschehen.“ Von vielen Seiten mit Undank belohnt, faßte er darum keinen Groll, sondern tröstete sich durch ein Liedchen, das er selbst gedichtet: „Mein Fleiß und Müh' ich nie hab' gespart ꝛc.“ Doch ward ihm zuletzt das Kriegshandwerk verleidet durch drei Ursachen: die Wildheit des Kriegsvolkes, das menschliche Elend und den Undank.

Von Gestalt war er überaus groß, breitschulterig und umfangreich; ein Bild männlicher Urkraft und Gesundheitsfülle. Seine Leibesstärke war ungeheuer. Er brauchte blos den Mittelfinger der rechten Hand auszustrecken, um damit den stärksten Mann, der sich steif vor ihn hinstellte, vom Platze zu stoßen. Ein galoppirendes Pferd hielt er mitten im Laufe an, und die großen Büchsen und Mauerbrecher konnte er ganz allein mit seinen gewaltigen Lenden von einem Orte an den anderen führen. Noch lange nach seinem Tode sangen, wie später vom Prinzen Eugen, die Soldaten in einem verbreiteten Armeeliede sein Lob, und mitten im Geklirre der Waffen erscholl der Gesang von

»Georg von Frundsberg von großer sterk,
Ein thewrer Held ꝛc.»

Hieronymus
Graf Colloredo-Mansfeld.

Geboren 1773. Gestorben 1822.

Das Geschlecht Colloredo leitet seinen Ursprung bis in die ersten Decennien des elften Jahrhunderts zurück. Als Ahnherr desselben gilt der edle Alemanne Liabord, welcher 1025 durch den Patriarchen Pozzo von Aquileja mittelst Verleihung des Vizekomitates Mels bewogen wurde, sich in Friaul niederzulassen, während sein Bruder Heinrich der Ahnherr der Herren von Walsee in Schwaben ward. Wilhelm von Mels gründete durch Erbauung der Burg Colloredo zwischen dem Tagliamento und dem Gebiete von Belluno (nach 1302) den Namen des Geschlechtes, das 1588 durch Kaiser Rudolf II. in den Freiherrenstand, 1624 durch Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Dem mehrfach verzweigten edlen Stamme entsproßte eine Reihe ausgezeichneter Männer, die in Kirche und Staat mit umsichtigem Geiste und reinem Willen wirkten, auf den Schlachtfeldern sich Lorbeern erstritten, und in jeder großen Katastrophe an muthigem Patriotismus, dem Grundzuge des Geschlechtes, mit den Besten

um den Preis rangen. Auch Humanität und Wissenschaft fanden an ihnen jederzeit Vertreter und Schützer, und dankbar erkennen die k. k. Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, und der Monte di Pietà zu Mantua den Grafen Karl Oktavius Colloredo, k. k. geh. Rath und Präsidenten der Finanzkammer und des Governo von Mantua (gest. 1786), als ihren Gründer. Der Bruder desselben, Anton Theodor, glänzt in Oesterreichs kirchlicher Geschichte als erster Fürst-Erzbischof des damals vom Hochzum Erzstifte erhobenen Olmütz, erhielt vom Papste Pius VII. die Kardinalswürde, und starb 1811 mit dem Rufe eines der wärmsten Menschenfreunde und Wohlthäter. Rudolf Joseph, Reichsvizekanzler und Ritter des goldenen Vließes, unterzeichnete 1745 den Friedensvertrag zu Füssen, und wurde wegen seiner Verdienste um den Staat vom Kaiser Franz I. 1763 mit seiner männlichen Deszendenz nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben, wozu bald darauf die böhmische Fürstenwürde, später das Indigenat in Ungarn, und das Großkreuz des ungarischen St. Stephansordens sich gesellte. Sein Sohn, Joseph Maria, erwarb sich einen unvergänglichen Namen in der österreichischen Kriegsgeschichte, zeichnete sich schon bei Prag und Görlitz aus, ward Oberst des Lacy'schen Regiments, 1763 Generalmajor und Oberlieutenant in der deutschen Leibgarde, später Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber des 57. Infanterie-Regiments, 1777 Hofkriegsrath, und erhielt nachmals die Oberleitung der Militärgränze. 1778 zum Generaldirektor der Artillerie ernannt, bewirkte er in dieser Waffe wieder treffliche Aenderungen und Verbesserungen, erhöhte deren Etat, errichtete das Bombardierkorps, folgte dem Kaiser Joseph II. in den Türkenkrieg, hatte den größten Antheil an Belgrads Eroberung, ward deshalb Feldmarschall, erhielt vor dem Reichenbacher Kongresse das Kommando über ein Observationskorps gegen Preußen, gestaltete 1790 die Artillerie wieder um, führte die Vega'schen Mörser ein, verbesserte das Infanteriefeuer und die Bekleidung der Artillerie, ward, als der Erzherzog Karl 1805 zur Armee ging, Staats- und Konferenzminister, und führte die Ministerialgeschäfte des Hofkriegsrathes. Eben so wirkte er 1813 und 1814 thätigst und mit hoher Umsicht für die Aufstellung und Bewaffnung des Heeres, und erst der Tod unterbrach (1818) seine unermüdliche Thätigkeit. Den Beinamen Mansfeld nahm der Fürst Franz de Paula Gundacker (Reichs-Vizekanzler 1788 bis 1806, gest. 1807) in Rücksicht der durch seine Gemalin Maria Isabella Gräfin von Mansfeld seiner Familie zugefallenen Güter an. Von seinen drei Söhnen:

Rudolf (gest. 1848), Hieronymus, welchem der nachfolgende biographische Abriß gewidmet ist, und Ferdinand, lebt nur noch der Letztgenannte (geb. 1777), welcher in Göttingen seine wissenschaftliche Bildung erhielt, noch sehr jung böhmischer Subdelegirter, Reichstagsgesandter in Regensburg, dann Gesandter in Neapel ward, 1809 begeistert von der Idee des Befreiungskampfes gegen Frankreich, eifrigen Antheil an der Errichtung der Landwehren nahm, als Bataillonskommandant und Major in die Reihen derselben trat, bei Aspern und Wagram muthig kämpfte, mit dem Kommandeurkreuze des Leopoldsordens geziert wurde und noch gegenwärtig an der Spitze gemeinnütziger patriotischer Anstalten steht.

Hieronymus Graf Colloredo-Mansfeld wurde den 30. März 1775 zu Wetzlar geboren. Sein überaus lebhafter Geist und sein kraftvoller Körper drängten ihn frühzeitig zum Kriegerstande hin, und so trat er 1792 als Oberlieutenant in das Gefolge des Feldzeugmeisters Grafen Clairfayt, welcher dem in die Champagne eindringenden Herzoge von Braunschweig ein Hilfskorps aus den Niederlanden zuführte.

Im folgenden Jahre stieg er zum Kapitän-Lieutenant, erhielt das Kommando einer Grenadier-Kompagnie des Regiments Joseph Colloredo, wohnte der Belagerung und Einnahme von Condé, dem Angriffe auf das bekannte Lager Cäsars zwischen Bouchain und Cambray, der Berennung von Dünkirchen bei, und gab schon damals Beweise seines Eifers und seiner Tapferkeit. 1794 rückte er zum wirklichen Hauptmanne mit Beibehaltung der Grenadier-Kompagnie vor, wurde in den Gefechten auf den Höhen von Tourcoing unter den Ausgezeichneten genannt, und war unter der Besatzung von Condé, als dieselbe sich kriegsgefangen bis zur Auswechslung ergeben mußte, aber nach dem Innern der kaiserlichen Staaten abziehen durfte. Der glänzende Name des jungen Hauptmannes veranlaßte, daß der feindliche General gegen Kriegsbrauch ihn festnehmen ließ und seiner Regierung als politischen Gefangenen anzeigte. Graf Colloredo wurde, nebst anderen, gleichfalls zurückgehaltenen Kriegsgefangenen aus vornehmen deutschen Geschlechtern, zu Geißeln für die von Dumouriez verhafteten Volkskommissäre erklärt, in Paris in harter Haft gehalten und sogar mit dem Tode bedroht, bis er durch List und Entschlossenheit entrann und glücklich in das Hauptquartier Clairfayt's am Rheine gelangte. Er kam hierauf als Kommandant zu einer Kompagnie bei dem Leibbataillon, und mit derselben für den Feldzug 1796 zu der Avantgarde des Feldmarschalls Wurmser. Bei einem hitzigen Angriffe des Feindes auf die Bregenzer

Klause (8. August) wurde er schwer verwundet; man brachte ihn im hoffnungslosesten Zustande über Innsbruck nach Wien. Zwar war diese Wunde der Keim seines, obwohl sechsundzwanzig Jahre später erfolgenden Todes; aber damals erraffte seine kraftvolle Natur sich unerwartet so schnell, daß er schon nach vier Monaten den Dienst in seinem Regimente mit der Beförderung zum dritten Major wieder versehen konnte.

Nachdem er 1798 zum ersten Major bei dem ungarischen Linien-Infanterieregimente Nr. 60 vorgerückt war, hob er durch Eifer und Thätigkeit den Muth der ihm anvertrauten Truppen, erklomm (27. Mai) mit seinem Bataillon die beinahe unzugängliche Höhe des Steiges über Winterthur, behauptete sich dort mit beispiellosem Muthe so lange, bis ihm Unterstützung zukam; stürzte sich sodann rasch auf den Feind herab, verjagte denselben von der Straße, und erhielt dadurch die Brücke über die Töß unbeschädigt, über welche die Reiterei zur Verfolgung nachsprengen konnte. Zur Belohnung dieser kühnen Waffenthat erhielt er 1800 die Ernennung zum zweiten Obersten bei Olivier Wallis Nr. 29, zu welchem Regimente er sofort an die obere Donau eilte. Auf seiner Durchreise durch Laupheim traf er das Korps des Prinzen von Lothringen im Vorrücken gegen Klein-Schaffhausen, bot freiwillig seine Verwendung an und führte ein Bataillon in den Wald bei Guttenzell mit solcher Entschlossenheit in die linke Flanke des Feindes vor, daß durch die Raschheit seiner Bewegung und das Beispiel seines persönlichen Muthes das Gefecht schnell entschieden wurde. Neue Belohnung erfolgte, indem er jetzt in die Stelle eines Regimentskommandanten bei Erzherzog Ferdinand Infanterie Nr. 2 einrückte. Auch in dieser Eigenschaft bewährte er seinen Ruhm, erhielt 1805 die Beförderung zum Generalmajor und den Befehl über eine Brigade von fünf Grenadierbataillonen des Erzherzogs Karl im Venetianischen, und vereitelte, nachdem er bei Caldiero wegen Verwundung des Generals Nordmann das Kommando über den angegriffenen linken Flügel übernommen hatte, durch muthvolle Ausdauer den mit Wuth mehrmals wiederhohlten letzten Versuch des überlegenen Feindes. Einstimmig erkannte ihm dafür das Kapitel des Maria-Theresien-Ordens das Ritterkreuz zu.

Bei dem Beginne des Feldzuges 1809 erhielt Hieronymus Colloredo die Eintheilung bei dem Heere in Italien als Brigadier von drei Bataillonen Strasoldo Nr. 27 und drei Bataillonen St. Julien, mit welchen Truppen er am 16. April bei Fontana-Fredda durch fünfstündiges unerschütterliches Aufhalten der mächtigen feindlichen Anstrengung, den Be-

wegungen des eigenen Heeres Zeit und Möglichkeit verschaffte, die Schlacht zur günstigen Entscheidung zu bringen. Bei weiterem Vordringen hielt diese Brigade am 29. und 30. April am äußersten rechten Flügel der Armee bei Save und Monte Foscarin, jenseits des Wildstromes Alpon, abermals die volle Wuth des Feindes auf, und brach sie durch den kaltblütigsten Widerstand. Auf dem nachherigen Rückzuge ward Colloredo's unwandelbare Fassung neuerdings höchst wichtig für das Heil des Gesammtheeres, vorzüglich am 8. Mai bei dem Uebergange über die Piave, wo die überlegene französische Reiterei das Fußvolk rings zu umschwärmen begann, aber durch die Brigade Colloredo in Massen und durch die sich anschließenden Grenadier-Bataillone blutig zurückgewiesen wurde; ebenso am 12. Mai, wo er, obschon in der Mitte des Tages verwundet, als Kommandant der verhältnißmäßig schwachen Nachhut, Venzone gegen den Andrang der feindlichen Gesammtmacht durch volle vierundzwanzig Stunden tapfer behauptete und dadurch dem österreichischen Heere den ruhigen Zug über die carnischen Alpen sicherte. Er erhielt dafür die Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant und das Kommandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Auch bei Raab zeichnete er sich aus, und wurde am Schlusse des Feldzuges von seinem Monarchen zum Inhaber des ungarischen Linien-Infanterieregiments Sztaray Nr. 33 ernannt.

Im Feldzuge 1813 brach Colloredo, als Kommandant vom rechten Flügel Giulay's, in Sachsen ein. Bei Dresden zeigte sich seine Tapferkeit im glänzendsten Lichte. Ungeachtet des erbittertsten Widerstandes nahm er die befestigte, durch zahlreiche Mannschaft und ein heftiges Geschützfeuer vertheidigte Schanze an der Dippoldiswaldaer Straße, wobei ihm drei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, und führte am 28. August seine Division in musterhafter Ordnung auf einer von Regengüssen zerstörten Straße nach Böhmen auf den Kampfplatz von Kulm (30. August), wo er im entscheidenden Augenblicke den Befehl des rechten Flügels der verbündeten Truppen übernahm. Nachdem er von der Strisowitzer Höhe aus das feindliche Fußvolk mit dem Bajonnete zurückgetrieben hatte, warf er sich auf den Geschützpark bei Kulm, eroberte denselben, und fiel sodann mit Blitzesschnelle in die linke Flanke der feindlichen Hauptmacht, nahm das hartnäckig vertheidigte Dorf Arbesau und vollendete dadurch die Umzingelung und Entwaffnung des Feindes. Zum Lohne dieses Sieges wurde er zum Feldzeugmeister außer der Reihe seines Ranges ernannt, als welcher er das Kommando des ersten Armeekorps übernahm, und erhielt vom

Kaiser Alexander den Alexander Newsky-Orden. Am 17. September hielt er mit jenem Armeekorps die früher erstürmte Strisowitzer Höhe besetzt. Als Napoleon selbst durch die Nollendorfer Engung vorrückte, warf er sich in dessen linke Flanke, eroberte nach langem Kampfe Arbesau, schritt rasch auf die Straße von Nollendorf, und gab so einen Hauptausschlag zur Niederlage und Flucht der Feinde. Das russische Georgskreuz dritter Klasse belohnte diese Heldenthat.

Vor Leipzig bildete Colloredo mit dem ersten Armeekorps, nebst der Division des F. M. L. Aloys Liechtenstein und dem ganzen österreichischen Reservekorps unter Merveldt, den linken Flügel der Hauptarmee, und diese Truppen bestanden rühmlich den heißen Kampf bei den Dörfern Dölitz, Dösen, Lösing und Probstheida. Nach Verwundung des Prinzen von Homburg und Merveldt's Gefangennehmung fiel hier auf Colloredo der Oberbefehl. Von einer Kugel auf die Brust getroffen, verbarg er, um die Seinigen nicht zu entmuthigen, mit seltener Fassung seine Verwundung und setzte seine Thätigkeit fort. Ernsthafter wurde er, nach dem Rheinübergange, vor Troyes (5. Februar 1814) am Schenkel verwundet und zu seinem Schmerze dadurch verhindert, an den ferneren Ereignissen des Krieges unmittelbar Antheil zu nehmen. Nach dem Friedensschlusse von Paris wurde ihm der Befehl über alle nach Böhmen in vier Kolonnen zurückkehrenden k. k. Truppen, und dann in dieser Provinz die Anstellung eines Inspektors vom gesammten Fußvolke übertragen, bis Napoleons Erscheinen auch ihm das Schwert wieder in die Hand gab. Als Oberbefehlshaber eines selbstständigen Armeekorps am Oberhein und in Burgund bestand er ruhmvoll mehre hitzige Gefechte, fungirte nach dem Friedensschlusse ad latus des kommandirenden Generals in Böhmen, und dann in derselben Eigenschaft in Steyermark.

Doch seine Wunden hatten bereits den Keim eines unheilbaren Uebels in ihm gelegt, das seine kriegerische Begeisterung mit Gewalt zurückgedrängt hatte, und welches nun in den Tagen des Friedens den Tribut des Todes forderte. In Wien, wohin Familienangelegenheiten ihn gerufen, erkrankte er und starb, auch in den letzten Augenblicken seine Mannhaftigkeit nicht verläugnend, den 23. Juli 1822.

Nicht nur seine Angehörigen und Freunde, auch seine Krieger beweinten ihn, denn sie verloren in ihm einen Führer, der Entbehrungen und Gefahren mit ihnen in ungetrübtem Frohsinne theilte, mit großmüthiger Aufopferung für sie sorgte, aber dann auf dem Felde der Ehre sie mit um


SCHWARZENBERG
GALILEI
FONTENELLE

so größerer Zuversicht durch Worte und Beispiel zur Tapferkeit und Ausdauer aufforderte. Das Offizierkorps sämmtlicher Truppen in Böhmen vereinigte sich in dem Wunsche, dem verblichenen Helden auf der Stätte seines Ruhmes ein Denkmal zu setzen, und freudig schloß sich das ganze österreichische Heer diesem Wunsche an. Am 17. September 1827 wurde auf dem Schlachtfelde von Kulm unter großer Feierlichkeit sein Monument aufgestellt, eine gußeiserne Pyramide von imposanter Höhe und Form, mit der den Todten am schönsten bezeichnenden Inschrift: „Dem Feinde furchtbar, den Seinen theuer.“

Karl Fürst von Schwarzenberg,

Herzog von Kruman.

Geboren 1771. Gestorben 1820.

Die Befreiungsjahre 1813 und 1814 tragen den Namen dieses Feldherrn an der Stirne, und zeichnen seinen Namen mit goldenen Buchstaben nicht nur in die Annalen des Krieges, sondern in die Geschichte der geretteten Völker ein. Aus einem alten erlauchten Hause entsprossen, das, einerlei Ursprunges mit jenem der Grafen von Seinsheim, bis in das fünfzehnte Jahrhundert auch diesen Namen führte, und im Jahre 1670 durch von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbte und erneuerte Verdienste zur Fürstenwürde emporstieg, erblickte Karl Philipp Fürst von Schwarzenberg am 15. April 1771 zu Wien das Licht. Von Jugend auf für den Kriegerstand bestimmt, suchte er seinen Körper durch ritterliche Uebungen zu stärken und abzuhärten, erwarb sich aber auch in der Mathematik, Geschichte und anderen Wissenschaften einen Schatz von Kenntnissen, der ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Als 1788 der Krieg gegen die Türken ausbrach, trat der siebzehnjährige Jüngling, auf Betrieb des Feldmarschalls Lascy, als Lieutenant in das kaiserliche Infanterieregiment Wolfenbüttel, und folgte dem Here nach Slavonien. Seine jugendliche Verwegenheit führte

ihn mehrmals tief in die Reihen der Feinde, von denen er einige mit eigener Hand tödtete oder gefangennahm. Bei dem Sturme auf Szabacz (1788) kämpfte Schwarzenberg in der nächsten Umgebung des Feldmarschalls Lascy, und wurde für die hiebei bewiesene Tapferkeit vom Kaiser zum Hauptmanne ernannt. Im Gefolge des Feldmarschalls Loudon wohnte der Fürst 1789 den Belagerungen von Berbir und Belgrad bei, mußte aber wegen Erkrankung das Heer verlassen, und trat 1790 als Rittmeister in das Regiment Kaiser Chevaux-Legers, in welchem er noch in demselben Jahre zum Major aufrückte und als Lieutenant in der Arcierengarde den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers in Frankfurt beiwohnte. — Fürst Schwarzenberg benutzte die kurze Zeit der eingetretenen Waffenruhe zu seiner militärisch wissenschaftlichen Ausbildung, deren Werth die gemachten Kriegserfahrungen ihn noch mehr schätzen gelernt hatten; nächstdem war er aber ein kühner Reiter, geschickter Fechter und guter Schütze, fand auch immer noch Zeit, sich in den Kreisen der Geselligkeit, deren Zierde er war, zu ergötzen. Mit angeborener Heiterkeit verband jedoch der junge Fürst einen Ernst und eine Würde, die seine Befähigung zu höheren Stellen frühzeitig beurkundeten. — Beim Ausbruche des Krieges gegen Frankreich 1792 wurde Schwarzenberg auf sein Gesuch zum Regimente Latour Chevaux-Legers versetzt, welches in den Niederlanden stand, und sich durch Tapferkeit einen hohen Ruf erworben hatte. Er nahm Theil an der Schlacht bei Jemappe und befand sich beim Rückzuge an den Rhein meist bei der Arrièregarde. Den 13. Februar 1793 zum Oberstlieutenant befördert, erhielt der Fürst den Befehl über ein aus sechs Schwadronen Uhlanen bestehendes Freikorps, welches jedoch meist zum Vorpostendienste verwendet wurde. In der Schlacht bei Neerwinden befand sich dasselbe auf dem rechten Flügel, welcher mit dem meisten Erfolge kämpfte. Auch an den Gefechten in der Umgegend von Valenciennes nahm der Fürst rühmlichen Antheil, und war auf einem Streifzuge gegen Sambre so glücklich, ein französisches Bataillon zu überfallen und 119 Mann davon gefangen fortzuführen. Mit gleichem Glücke bekämpfte er im Oktober bei Chateau-Cambresis, wo er auf Vorposten stand, einige anrückende Infanterieabtheilungen; doch das glänzendste Gefecht sollte der Fürst im nächsten Frühjahre in derselben Gegend bestehen. Im Februar 1794 zum Obersten des Kürassierregiments Zeschwitz ernannt, kam Schwarzenberg dadurch unter die Befehle des Herzogs von York, welcher hinter der Selle stand, um die Belagerung von Landrecis zu decken. Am 26. April rückten die Fran-

zosen zum Entsatze an, ein Korps von 26,000 Mann marschirte gerade gegen Chateau-Cambresis und durchbrach, vom Nebel begünstigt, einen Theil der österreichischen Vorposten. Die Gefahr war so dringend, daß York, welcher mit dem F. M. L. Otto vorgeritten war, ausrief: „Nur ein Reiterangriff kann uns retten!" Otto sendete hierauf dem Fürsten Schwarzenberg den Befehl zum Vorrücken, zwölf Schwadronen Engländer folgten den Kürassieren, und nach einer heißen Stunde ward der Feind, mit Verlust von zweiunddreißig Geschützen und mehren tausend Mann, allein von dieser braven Kavallerie aus dem Felde geschlagen. Der Kaiser war damals bei dem Heere anwesend, und überreichte dem Fürsten Schwarzenberg das wohlverdiente Maria-Theresienkreuz in eigener Person. — Im Feldzuge 1795 stand der Fürst bei der Armee des Generals Wurmser am Mittelrheine, nahm Theil an den Gefechten bei Handschuhheim und an der Pfriem, und ging während des Waffenstillstandes nach Wien. Als Schwarzenberg im April 1796 zur Armee zurückkehrte, stand sein Regiment zwischen der Lahn und Sieg, fand aber vom 1. Juni bis Mitte August nur Gelegenheit, sich in Rückzugsgefechten zu üben, welche die Heerabtheilungen unter F. M. L. Wartensleben bis an Böhmens Gränze führten. Der Marsch des Erzherzogs Karl gegen Amberg und das Gefecht daselbst brachte in die strategischen Verhältnisse eine glückliche Wendung, und die Franzosen gingen nun eben so schnell wieder hinter die Lahn zurück. Schwarzenberg befand sich mit seinem Regimente auf dem linken Flügel der Armee, machte in der Schlacht bei Würzburg einen glücklichen Angriff, vereinigte sich später mit der Besatzung von Mainz, und nahm mit derselben Theil an den Gefechten bei Limburg, wo er das Patent des Generalmajors erhielt, das schon am 10. August ausgefertigt worden war. — Als der Erzherzog sich hierauf im Rheinthale aufwärts gegen Moreau wendete, wurde General Schwarzenberg dem F. M. L. Hotze zugetheilt, welcher Streifereien auf dem linken Rheinufer bis Kaiserslautern unternahm. — Von dem Erzherzog nach Italien gerufen, wo dieser den Oberbefehl übernahm, eilte der General über Tirol dahin, kehrte aber bald mit ihm an den Rhein zurück, wo er bis zum November 1797 bei Mannheim die Vorposten befehligte. — Im Januar 1799 vermälte sich Schwarzenberg mit der Fürstin Esterhazy, mußte aber bald darauf zur Armee des Erzherzogs Karl nach Schwaben, wo er eine aus zehn Bataillonen und zwölf Schwadronen bestehende Division erhielt und gewöhnlich der Avantgarde zugetheilt wurde. Er trug in der Schlacht bei Ostrach viel zur Eroberung

dieser Stadt bei, hatte in der Schlacht bei Stockach einen heftigen Kampf mit der Division Ferino zu bestehen, wurde nach dem Siege mit Verfolgung des Feindes beauftragt, eroberte Donaueschingen, und trieb die Franzosen bis in die Engpässe des Schwarzwaldes zurück. Als sich der Erzherzog hierauf gegen den Oberrhein wendete, um in die Schweiz zu dringen, erhielt Schwarzenberg den Befehl, mit einigen Kavallerieregimentern eine bei Basel stehende französische Division im Schach zu halten, was er mit vieler Umsicht bewirkte, später aber dem Herzoge an die Aar, die Limmat, und im Herbste an den Mittelrhein folgte, wo er sich bei dem Angriffe auf Mannheim auszeichnete. Am Schlusse des Feldzuges wurde Schwarzenberg, der zu verschiedenen Malen mit Pferden sehr heftig gestürzt war, so krank, daß er die Armee verlassen mußte und erst im Juli 1800 wieder dienstfähig wurde. Der Erzherzog Johann, welcher jetzt an die Spitze des Heeres trat, setzte so großes Vertrauen in das Anführertalent des Fürsten, daß er dessen Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant bewirkte. Schwarzenberg befehligte in dem nun beginnenden Feldzuge das erste Treffen des rechten Flügelkorps, focht in der Schlacht bei Hohenlinden gegen die Division Grenier bei Wetting, drang mit Entschlossenheit gegen die waldigen Höhen vor, mußte aber wegen des Rückzuges der Hauptkolonne gegen Abend ebenfalls weichen. Von allen Seiten bedroht, wurde der Fürst vom Sieger aufgefordert, die Waffen niederzulegen, er schlug sich aber glücklich durch, ohne ein Geschütz zu verlieren. Nachdem Erzherzog Karl den Oberbefehl wieder übernommen hatte, übertrug er dem Fürsten die Deckung des Rückzuges hinter die Enns. Dieser rettete mit der höchsten Anstrengung den Artilleriepark, und wurde zur Belohnung zum Inhaber desselben Uhlanenregiments ernannt, welches er 1793 befehligt hatte. Während des Friedens ging der Fürst als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, um dem Kaiser Alexander zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Von dort zurückgekehrt, wurde er zu verschiedenen Dienstleistungen im Innern des Landes verwendet, im März 1805 aber zum Vizepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt. Beim Ausbruche des neuen Krieges mit Frankreich befand sich Schwarzenberg bei der Armee des Feldmarschall-Lieutenants Mack, nahm an dem Gefechte bei Günzburg rühmlichen Antheil, hatte am 11. Oktober ein glänzendes Gefecht bei Jungingen, wurde demnach in die Katastrophe von Ulm verwickelt, war aber glücklich genug, mit dem größten Theile der Kavallerie sich durchzuschlagen, was jedoch zu einer Reihe von Gefechten führte,

bevor man Eger erreichen konnte. Hier wurde der Fürst krank, denn diese unerschrockene Reiterschaar, von Murat rastlos verfolgt, hatte in acht Tagen über fünfzig Meilen zurückgelegt und manches Gefecht zu bestehen gehabt. Vom Kaiser nach Wien berufen, folgte er diesem zur Schlacht bei Austerlitz, blieb während dieser Schlacht im Gefolge der beiden Kaiser und begleitete später seinen Kaiser bei einer Zusammenkunft mit Napoleon. — Ruhig verlebte er den Sommer 1806 auf seinem Gute in Böhmen, lehnte die ihm angetragene Präsidentenstelle des Hofkriegsrathes ab, und nahm erst 1808 wieder Antheil an den Geschäften, indem er sich der Bildung der Landwehre mit Eifer widmete. In demselben Jahre wurde Schwarzenberg auf den Wunsch des Kaisers Alexander zum Botschafter in Petersburg bestimmt, wo er jedoch wegen des wiederausgebrochenen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich (1809) nur kurze Zeit verweilte, und zwei Tage vor der Schlacht bei Wagram im Hoflager seines Monarchen eintraf. Der Erzherzog Karl übertrug ihm die Führung eines großen Theiles der Reiterei, womit er das Vordringen des feindlichen rechten Flügels einige Zeit hinderte und den Aufmarsch der übrigen Truppen deckte. Auch am zweiten Schlachttage befehligte Schwarzenberg auf diesem Flügel, und leistete auf dem Rückzuge nach Znaim den kräftigsten Widerstand. Schon früher mit dem Kommandeurkreuze des Maria-Theresienordens (für den ritterlichen Zug von Ulm) und mit dem goldenen Vließe geschmückt, belohnte ihn der Kaiser jetzt durch die Beförderung zum General der Kavallerie. — Die Vermälung Napoleons mit der Erzherzogin Maria Luise führte den Fürsten abermals auf die diplomatische Laufbahn; er wurde zum Botschafter in Paris ernannt, und trat dort mit seltener Würde auf, nachdem er kurz zuvor das Großkreuz des Stephansordens, und von Napoleon den Großadler der Ehrenlegion erhalten hatte. — Als bald darauf der Krieg mit Rußland (1812) auszubrechen drohte, wurde Schwarzenberg's Stellung sehr schwierig, denn Napoleon theilte ihm unverhohlen seine weitaussehenden Entwürfe mit und verlangte Oesterreichs Beitritt, der sich jedoch auf die Stellung von 30,000 Mann beschränkte, über welche der Fürst den Oberbefehl erhielt. Am 30. Mai 1812 traf er in Lemberg ein, marschirte im Juni über Lublin an den unteren Bug, den er bei Drogiczin überschritt, und dann über Prujanj nach Slonim, wo das sächsische Korps zu ihm stieß. Auf Befehl Napoleons mußte Schwarzenberg mit den Oesterreichern gegen Minsk vorrücken, womit er jedoch zögerte, da der russische General Tormassow inzwischen Verstärkung erhalten hatte

und die Sachsen bei Kobryn mit einem überlegenen Angriffe bedrohte. Gleichzeitig machte der Fürst auf die in Volhynien sich täglich mehrenden Streitkräfte der Russen und die daraus entspringenden Gefahren aufmerksam. Als er die Meldung von dem Unfalle der Sachsen erhielt, kehrte er, ohne erst Befehl abzuwarten, sogleich wieder um, und vereinigte sich mit ihnen bei Slonim. Ein neuer Befehl trug ihm auf, im Vereine mit den Sachsen die Russen nach Volhynien zurückzuwerfen, was durch eine Reihe von Märschen und Gefechten in achtzehn Tagen geschah. Aber das Auftreten einer aus dem südlichen Rußland herbeieilenden Armee unter Tschitschagow nöthigte Schwarzenberg, die Offensivbewegung einzustellen und sich auf die Vertheidigung des Styrflusses zu beschränken. Hier behauptete er sich bis zum 21. September, wo die Ueberzeugung, daß der Feind den Fluß anderswo zu überschreiten im Begriffe stehe, einen allgemeinen Rückzug veranlaßte. Bei Lumbol vereinigt sich Schwarzenberg wieder mit dem Korps des Generals Reynier, weicht jedem überlegenen Angriffe des Feindes geschickt aus und hält dennoch die Russen acht Tage vom weiteren Vordringen ab. Da er die Verbindung mit Warschau bedroht sieht, geht er über den Bug, schlägt ein russisches Korps bei Biala und reinigt das Großherzogthum vom Feinde. Die Theilung des Gegners benutzend, ergreift Schwarzenberg die Offensive, kehrt jedoch auf Reynier's Bitten schnell um, greift bei Wolkowice die Russen plötzlich im Rücken an und nöthigt sie mit starkem Verluste zum Rückzuge. — Die Nachrichten von den Unfällen der großen französischen Armee mahnten zur Vorsicht. Schwarzenberg ging deshalb nach Bialystok zurück, beschränkte sich auf die Rettung einiger Vorräthe und auf die Deckung Warschau's, bis endlich der fortgesetzte Rückzug der Franzosen auch den seinigen nothwendig machte. Durch Unterhandlungen sicherte er sich die Straße nach Krakau, trat aber den Rückzug nicht eher an, bis die Sachsen und Polen einen hinreichenden Vorsprung hatten. Als er diese gesichert glaubte, reiste er nach Wien ab. Der Aufenthalt daselbst war von kurzer Dauer, denn die eingetretenen Umstände machten des Fürsten Anwesenheit in Paris dringend nothwendig. Napoleon, der schon früher dessen Erhebung zum Feldmarschall bewirkt hatte, empfing ihn mit Auszeichnung und mochte nicht ahnen, daß er ihn bald als Gegner sehen würde. — Im Mai 1813 war der Fürst schon wieder in Böhmen, wo erfolglose Friedensunterhandlungen gepflogen wurden. Nach Oesterreichs Kriegserklärung wurde Schwarzenberg zum Oberfeldherrn aller Truppen der Verbündeten ernannt. In dieser ewig denkwür-

digen Epoche geschah Nichts ohne Schwarzenberg's Zustimmung und Mitwirkung. Seiner schwierigen Stellung als Führer mehrer Heere zugleich, wußte er nicht nur als Feldherr, sondern auch als Diplomat zu genügen, und sein Geist, seine Umsicht und sein Werth als Mensch und der Zauber seines persönlichen Umganges waren die Bande, durch welche diese heterogenen Heeresmassen zusammengehalten und in jener mächtigen Einheit bewahrt wurden, von welcher so viele gewonnene Schlachten erzählen. Der welthistorische Sieg bei Leipzig öffnete dem Fürsten zugleich den Tempel des Ruhmes für alle Zeiten. Sein war auch die erste Idee des kühnen Marsches auf Paris, der mit dem Sturze des französischen Kaiserthrones endete und das Werk der Befreiung besiegelte. Auszeichnungen aller Art strömten dem bescheidenen Sieger zu; er wurde mit den meisten Civil- und Militärorden Europa's geschmückt, erhielt von seinem Monarchen Güter in Ungarn und die Erlaubniß, in sein Wappen entweder jenes von Paris, oder Farben und Zeichen Oesterreichs zu setzen; sein Patriotismus entschied sich für die letzteren. Der Fürst zog sich jetzt von dem Kriegsschauplatze zurück, um an den Berathungen der Minister Theil zu nehmen und Oesterreichs Streitkräfte neu zu organisiren. Sein Empfang in Wien war glänzend, doch suchte er die Ruhe der Einsamkeit, die seinem Herzen Bedürfniß war, mied sogar sechs Wochen lang das Theater und trug fast nie die Zeichen seiner Würde. Die höchste Auszeichnung widerfuhr dem Fürsten am ersten Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wo der anwesende Kaiser Alexander nach beendigtem Gottesdienste ihn umarmte, und seinen Dank für die geleisteten Dienste mündlich wiederholte, bei der Mittagstafel sogar des Feldherrn Gesundheit ausbrachte. — Napoleon's plötzliche Rückkehr nach Frankreich riß den Fürsten abermals aus seinem Still-Leben. Durch seine thätige Fürsorge wurde es leicht, in kurzer Zeit 150,000 wohlgerüstete Streiter an den Rhein marschiren zu lassen, er selbst traf den 11. Mai (1815) in Heilbronn ein, entwarf mit Blücher und Wellington den neuen Operationsplan, nahm aber nicht an der Ausführung Theil, da der Sieg über Napoleon bereits errungen war, ehe die Oesterreicher auf dem Hauptkriegsschauplatze eintrafen. Die abermalige Oberbefehlshaberschaft Schwarzenberg's war deshalb von geringerer Bedeutung, machte jedoch seine Anwesenheit in Paris eine Zeit lang nothwendig, bis er dem Herzog von Wellington die Sorge übertragen hatte, an der Spitze von 150,000 Mann über die Erfüllung der Friedensbedingungen zu wachen. — Am 12. Oktober war der Fürst wieder auf seinem friedlichen Landsitze Worlik in Böhmen,

den er von nun an nur verließ, wenn ihn die Geschäfte als Hofkriegsraths-präsident nach Wien beriefen, oder Inspektionsreisen nöthig wurden. Der Tod seiner Schwester, der Fürstin Lobkowitz, wirkte so nachtheilig auf Schwarzenberg's Gemüthsstimmung, daß man sehr für seine Gesundheit fürchtete. Diese Besorgniß wurde den 13. Juni 1817 durch einen Schlagfluß vermehrt, doch that der Gebrauch der böhmischen Heilquellen dem Fürsten Anfangs gute Dienste. Hier war es auch, wo er mit dem Fürsten Blücher zusammentraf, und den Jahrestag der Schlacht bei Waterloo mit ihm feierte. Die Nachricht von dessen Tode (12. September 1819) ergriff den Fürsten Schwarzenberg sehr, auch verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr; daher er nach Leipzig reis'te, um sich von Hahnemann homöopathisch behandeln zu lassen. Seine Gemalin und mehre Offiziere begleiteten ihn dahin. Das Wiedersehen des Schlachtfeldes rief manche Erinnerungen hervor; auch empfing der Fürst von den benachbarten Regentenfamilien vielfältige Beweise hoher Theilnahme. Aber die Gesundheit kehrte nicht wieder zurück, und am 15. Oktober 1820 endete Schwarzenberg, dieser ausgezeichnete Krieger, seine irdische Laufbahn. — Vier Tage später, zu derselben Stunde, in welcher der Fürst vor sieben Jahren an der Spitze seines siegenden Heeres in Leipzig einzog, ward seine Leiche im feierlichen Zuge aus der Stadt gebracht, und von sächsischen Reiterabtheilungen nach Böhmen begleitet, wo sie in der Familiengruft zu Worlik beigesetzt wurde. Die Theilnahme der Fürsten Europa's war groß und allgemein, wie die Achtung, die sie dem Verstorbenen früher bewiesen hatten, dessen Werth als Mensch und Größe als Feldherr von Freunden und Feinden gleich sehr anerkannt wurde. Das Uhlanenregiment, dessen Inhaber Schwarzenberg war, behält seinen Namen auf ewige Zeiten und erhält in der österreichischen Armee das Vorbild seines Ruhmes, das Andenken seiner Siege; und den 18. Oktober 1838 wurde ihm auf den Gefilden bei Leipzig, wo er vor 25 Jahren ruhmvoll gekämpft, ein Denkmal gesetzt.

Galileo Galilei.

Geboren 1564. Gestorben 1642.

Aus einer edlen Familie entsprossen, kam dieser unsterbliche Schöpfer der Experimentalphysik und Reformator der mathematischen Wissenschaften den 18. Februar 1564 in Pisa zur Welt. Frühzeitig regte das Talent in ihm seine Schwingen. Mechanische Arbeiten gelangen ihm; auch die griechischen und lateinischen Classiker studirte er mit Eifer, obschon sein Vater — Vicenzo Galilei, ein verdienstvoller Theoretiker in der Musik, doch von beschränkten Mitteln — ihm wenig Unterstützung gewähren konnte, und machte zugleich bedeutende Fortschritte in der Musik und Zeichnenkunst. Endlich bestimmte ihn sein Vater, um ihm eine sichere Zukunft zu gründen, zum Studium der Medizin, und mit gleicher Gewissenhaftigkeit, wie die übrigen Wissenschaften, betrieb nun der Jüngling auch diese, neben der aristotelischen Philosophie. Doch erregte die letztere seinem scharfblickenden Geiste häufige Zweifel, die ihm schon damals bei den starren Anhängern des Aristoteles den Ruf eines widerspänstigen Geistes zuzogen. Bald ward, an der Stelle todter Schriften, die Natur die Lehrerin ihres Lieblings, und zeigte ihm da, wo Andere nur den stumpfen Gang der Gewohnheit sahen, tiefsinnige Geheimnisse, schöpferische Wunder. Achtzehn Jahre alt, beobachtete er eines Tages in der Kathedralkirche zu Pisa die zufälligen Schwingungen einer herabhängenden Lampe; die Regelmäßigkeit derselben ließ ihn ihre Anwendbarkeit für die Zeitbestimmung ahnen und leitete ihn, da sein tiefblickender Geist in jedem scheinbaren Zufalle seine Regel fand, auf die Erfindung des Pendels; doch blieb damals, wegen seiner Unkenntniß der Mathematik, die Sache bloße Idee. Das Fehlende mußte schnell eingeholt werden; mit Begeisterung warf er sich sofort auf das Studium der Mathematik, und dachte kaum mehr an die Brotwissenschaft der Medizin. Jetzt öffnete ihm die Schöpfung die ganze Fülle ihrer Wunder. Die archimedische Abhandlung von den im Wasser schwimmenden Körpern führte ihn zur Erfindung der hydrostatischen Wage. Sein Ruhm fing an, sich zu verbreiten; 1589 zum Professor der Mathematik zu Pisa ernannt, hielt er

mit unbeschreiblichem Beifalle öffentliche Vorlesungen über Experimentalphysik, namentlich über die Lehre von der Bewegung und vom Falle, indem er zuerst den gleichmäßigen freien Fall aller Körper und die Gesetze der Beschleunigung lehrte. Aber schon hier empfand er den Geist des Zelotismus; denn die Anhänger der alten Schule verfolgten ihn so heftig, daß er nach drei Jahren seine Stelle niederlegte. Bald darauf wurde er als Professor der Mathematik an der Universität zu Padua angestellt, wo er unter dem Schutze der freien Republik ungehindert seine neuen Lehren mit immer steigendem Beifalle vortrug, Lehrbücher der einzelnen mathematischen Wissenschaften für seine Zuhörer schrieb, und überall entdeckte und dachte. Hieher gehören die Erfindungen des Thermometers und des Proportionalzirkels, obwohl beide ihm abgesprochen werden, und die Verfertigung mehrer Maschinen für die Republik. 1604 machte er mehre neue Ansichten über die Kometen bekannt und entdeckte die Eigenschaft des Magnets, durch Bewaffnung seine Kraft zu verstärken. Kaum hatte er 1609 Kunde von der Entdeckung des Fernrohrs erhalten, als er die Verfertigung desselben versuchte; sie gelang, und der Senat Venedigs ernannte ihn mit dreifachem Gehalte zum lebenslänglichen Professor. Während ihn aber das Fernrohr auf die Erfindung des Mikroskops leitete, beschwingte ihn jenes zum Fluge durch die weiten Gränzen unsers Sonnensystems; er durchwanderte mit seinem Instrumente die Sphären des Sternenhimmels, erkannte zuerst auf dem Monde Berge und Thäler, lehrte die Höhe jener Berge berechnen, entdeckte die Phasen der Venus und die Oscillation des Mondes, fand die vier Jupiterstrabanten, lösete mehre Nebelflecke und Theile der Milchstraße in einzelne Sterne auf, bemerkte die ellipsoidische Gestalt des Saturn, und sah zuerst den Ring desselben, ohne jedoch ihn wirklich für einen Ring zu halten. Auch stellte er jetzt zuerst die richtige Behauptung auf, daß das Sichtbarbleiben der ganzen Mondscheibe bei nur theilweiser Beleuchtung derselben, von der Refraktion des Lichtes von der Erde herrühre, entdeckte die Veränderlichkeit der Sonnenflecken, schloß daraus auf die Rotation der Sonne, und suchte zuerst die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen. Aber zum Unglücke für ihn verließ er 1610 die Dienste der Republik, und folgte einem ehrenvollen Rufe nach Pisa, wo seine Feinde ihn mehr in ihrer Gewalt hatten. Er hatte durch seine Entdeckungen dem kopernikanischen Systeme den Sieg verschafft und in seinen Werken sich offen für dasselbe ausgesprochen. Falscher Eiferersinn, der, zu kurzsichtig, um den Geist der Religion mit jenem der Schöpfung

in Einklang zu bringen, Widerspruch ahnete, wo doch innere Uebereinstimmung war, wähnte die Autorität der Bibel, des Buches der Wahrheit, bedroht durch die Natur, das Buch der Wirklichkeit. Galilei's Lehren wurden mißverstanden und verleumdet, zuletzt, trotz seiner trefflichen Vertheidigung, verdammt und ihm im Jahre 1618 das fernere Vortragen derselben verboten. Von wissenschaftlicher Begeisterung getrieben, widerlegte er in einem gelehrten Streite mit dem römischen Mathematiker, dem Jesuiten Orazio Grassini, dessen Ansichten, und entwickelte dann seine eigenen in einer größeren Schrift. Dies ist sein Hauptwerk: „Dialogi quattro sopra i due massimi sistemi del mondo, Tolemaico e Copernicano." Er reisete 1630 persönlich nach Rom, um das Imprimatur einzuholen, erlangte dasselbe und ließ nach zwei Jahren das Werk in Florenz erscheinen. Der Zorn seiner Feinde nach Lesung desselben war gränzenlos, und ungeachtet einer scheinbaren Verwerfung des kopernikanischen Systems in der Vorrede, ungeachtet seiner Berufung auf das päpstliche Imprimatur, ungeachtet seiner Beweise, daß er das System nur dargestellt und sich weder für, noch gegen dasselbe erklärt habe, ja ungeachtet der lebhaftesten Verwendungen des Großherzogs für ihn, siegten die Widersacher, nachdem sie durch schnöde Wortverdrehungen selbst den Papst Urban VIII., Galilei's früheren Gönner, gegen ihn einzunehmen gewußt hatten. Das Buch wurde der Inquisition überliefert und Galilei vor dieses Tribunal gefordert, wo er vom 10. Februar 1633 an in gelinder Haft gehalten und, ungeachtet seiner meisterhaften Vertheidigung, den 22. Juni zur Abschwörung seiner vermeintlichen Irrthümer genöthiget wurde. „Und doch bewegt sie sich," soll er murrend in sich hinein gesprochen haben, als er gegen seine Ueberzeugung widerrufen mußte. Man verbot sein Werk und verurtheilte ihn zu unbestimmtem Gefängnisse. Doch wurde das strenge Urtheil schonend und gemildert vollzogen; man begnügte sich, ihm die Wohnung eines Inquisitionsbeamten, und später den Palast des Erzbischofs von Siena als Aufenthaltsort anzuweisen, erlaubte ihm jeden Umgang und selbst den Briefwechsel mit seinen Freunden; der Papst gestattete ihm später sogar, in der Nähe von Florenz, zu Arcieti, zu wohnen, und endlich, selbst in die Stadt zu gehen. Seit seiner Verurtheilung beschäftigte er sich theils mit der Mathematik, und arbeitete die beiden Dialoge: „über die Bewegung" und „über den Widerstand der festen Körper," aus, theils mit der Vollendung der Tafeln über die Jupiterstrabanten. Aber schon 1638 erblindete er gänzlich, und starb endlich, nachdem er vier Jahre in Finsterniß gewandelt war, aber

immer mit regem Geiste der Wissenschaft nachgedacht und einer großen Anzahl aufmerksamer Schüler fortwährend Vorträge gehalten hatte, den 9. Januar 1642 in den Armen seines Schülers Viviani. Er ruht in der Kirche S. Croce zu Florenz, wo auch sein Denkmal steht. Galilei war klein von Gestalt, doch kräftig und fest; seine Züge waren ansprechend, sein Wesen belebt und einnehmend. Poesie, Musik und Zeichnenkunst hielt er werth; doch auf Bücher gab er wenig, und die Natur, in welcher er so klar und eifrig las, nannte er mit Recht das beste Buch.

Fontenelle.

Geboren 1657. Gestorben 1757.

Zwei Jahrhunderte erfüllte dieser Gelehrte mit seinem Ruhme, und jetzt kennt man ihn fast nur noch traditionsweise. Als Bernard le Bovier de Fontenelle am 11. Februar 1657 zu Rouen geboren ward, ahnete man nicht, daß er eines der spätesten Lebensziele erreichen werde; denn er kam so schwach zur Welt, daß er nur geboren schien, um sich begraben zu lassen. Doch erholte er sich, machte seine Studien in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt, gewann schon in seinem dreizehnten Jahre, als Schüler der Rhetorik, mit einem kleinen Werke in lateinischen Versen einen Preis der Akademie, und widmete sich der Jurisprudenz, ging aber, da er seinen ersten Prozeß verlor, nach Paris, um sich ausschließend mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Hier erwarb er sich durch mehre artige Gedichte in dem „Mercure galant" Beifall, und war noch nicht zwanzig Jahre alt, als er schon einen großen Theil der Opern „Psyche" und „Bellerophon" beendigt hatte, die unter dem Namen seines Oheims, Thomas Corneille, erschienen. Sein Trauerspiel „Aspar" fiel jedoch mit großem Eklat durch, und auch mit seinen anderen Arbeiten für die Bühne vermochte er sich nicht Bahn zu brechen. Er warf sich nun eine Zeitlang in das polemische Gebiet, trat, um eine Partei zu ergreifen und zugleich aus Rücksichten für seinen Oheim, den Gegnern des Alterthums bei, konnte aber auch hier, da sein sanfter Charakter ihn von einer entschiedenen Stellung abhielt, und er das Leichte oft zu pedantisch, das Schwere zu leicht nahm, keinen bedeutenderen Erfolg

erzielen. Seinen Ruhm begründete er durch die „Dialogues des morts,“ obschon auch diese theilweise geziert und überspitzfindig sind und auf den Geschmack jener Zeit hinspekuliren, welcher gierige Jagd auf geistreiche Paradoxien machte. Die größte Berühmtheit unter Fontenelle's Werken erlangten seine „Entretiens sur la pluralité des mondes,“ weil man darin zuerst philosophische Gegenstände mit Anmuth vorgetragen fand, wiewohl auch diese Schrift seitdem durch den Fortschritt der Wissenschaften ihre Bedeutung verloren hat, überhaupt der tieferen Philosophie entbehrt und die inhaltschwersten Ideen nur verdünnt wiedergibt. Die besser geschriebene „Histoire des oracles“ ist aus dem größeren Werke des gelehrten Van-Daale gezogen und faßlicher vorgetragen. Einen wohlbegründeten Ruhm erwarb sich Fontenelle als Sekretär der Akademie der Wissenschaften durch seine „Histoire du renouvellement de l'académie des sciences avec les éloges depuis 1699 — 1740,“ welche aber zu ihrer Zeit gerade am wenigsten beachtet wurde; weit mehr Beifall fand damals seine ziemlich oberflächliche und jetzt unanwendbare „Géométrie de l'infini.“ Von seinen übrigen Schriften sind noch die kleinen philosophischen Abhandlungen: „sur le bonheur,“ „sur l'origine des fables,“ „sur l'existence de Dieu,“ welche sich aber mehr durch Leichtigkeit der Darstellung, als durch Tiefe der Gedanken auszeichnen, und seine nicht verdienstlose „Histoire du théâtre français jusqu'à Pierre Corneille,“ zu nennen. Spät zerriß die Parze seinen Faden. Fontenelle erreichte das seltene Alter von beinahe hundert Jahren und blieb bis an sein Ende im vollen Besitze seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Er starb den 9. Januar 1757. Dieser rege Geist durfte keinen Nebenbuhler fürchten; nur die Menschheit in ihrem Gesammtwirken hat ihn seitdem überflügelt, und gegen die Wissensschätze, die sie durch vereinigte Bemühungen aufdeckte, scheint allerdings das arm, was er, der Einzelne, zu Tage gefördert. Er gehörte ganz seinem Zeitalter an, und erfüllte in seltenem Umfange seine Gegenwart, auf welche er so großen Einfluß ausgeübt hat, daß er das Zepter der Zukunft getrost an spätere Geister abgeben konnte. Er war gebildet und lebensweise, rein in Sitten und Charakter, und liebenswürdig in seinem Umgange. Als Fontenelle auf den Kampfplatz trat, — sagt Nivernois von ihm — waren schon alle Preise vertheilt, alle Palmen gebrochen; nur der Preis der Universalität war noch übrig. Fontenelle wagte, um ihn zu ringen, und gewann ihn.

Jacques Laffitte.

Geboren 1767. Gestorben 1844.

Durch die Gunst der Umstände und deren geschickte Benutzung auf den Gipfel des Reichthums und Ansehens gestellt, dann durch politische Konstellationen und republikanische Selbstverläugnung von demselben herabgestürzt, gewährt uns Jacques Laffitte ein theils erhebendes, theils niederschlagendes Bild jenes herben Wechsels, denen der Mensch bald durch äußere Anlässe, bald durch sich selbst unterliegt. Zu Bayonne geboren, der Sohn eines Zimmermannes, erlernte er die Kaufmannschaft, und begründete sein nachheriges Glück durch Fleiß und Umsicht in dem Bankiergeschäfte des Senators Perregaux, dessen Chef er 1809 ward. Nachdem er 1809 Unterdirektor, und 1814 Oberdirektor der Bank von Frankreich geworden war, welchen letzteren Posten er bis 1819 zum großen Vortheile seines Vaterlandes bekleidete, da er auch nicht einmal den mit dieser wichtigen Stelle verknüpften Gehalt annahm, erhielt er 1813 das Richteramt im Commerztribunale zu Paris, wozu er sich als Präsident der Handelskammer seit 1809 genugsam hatte vorbereiten können. Er genoß ein unbedingtes Vertrauen. Der fliehende Ludwig XVIII. übergab ihm 1815 sein Privatvermögen zur Aufbewahrung, und drei Monate darauf bezeigte der fliehende Napoleon ihm dasselbe Vertrauen, und ernannte ihn, noch von St. Helena aus, zu seinem Testamentsvollstrecker. Er unterstützte 1815 Frankreich mit zwei Millionen baaren Geldes, wodurch die Kapitulation von Paris zu Stande kommen konnte, und überhaupt war er es, der den Staatskredit trotz der drückenden Kriegslasten zu erhalten wußte. Kaiser Alexander belohnte ihn dafür mit dem Ritterorden des heil. Wladimir. Im folgenden Jahre ward er Ritter der Ehrenlegion und Mitglied der Deputirtenkammer, saß hier auf der linken Seite und wurde, wegen seiner Festigkeit gegen die verfassungswidrigen Anträge von Seiten der Absolutisten und der Ultra's, Beiden verhaßt. Dennoch bewiesen seine von ihm, als Deputirten, gehaltenen Reden, ebenso seine Umsicht im Fache des Staatshaushaltes und dessen Verwaltung, wie seine Humanität und sein

treues Festhalten am konstitutionellen Systeme, als im Jahre 1820 durch Militär und Gensdarmerie öffentliche Willkürlichkeiten verübt wurden. Hatte er 1819 die Direktion der Bank verloren, so wurde er auch 1824 nicht wieder zur Sitzung gewählt; ein Beweis, daß er wegen seines Stimmens für die Reduktion der Rente von fünf auf drei Perzente, an Popularität eingebüßt hatte. Als er aber durch seine „Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit" die Rechtlichkeit und Zweckmäßigkeit des von ihm begünstigten Planes gerechtfertigt hatte, wurde er 1827 wieder in die Kammer gewählt, und bewies durch Vermälung seiner Tochter mit dem Sohne des Marschalls Ney, daß er, trotz Republik, Restauration, Absolutismus und Ultraismus, auch mit den Anhängern der napoleonischen Partei Freundschaft zu halten verstand. Er war unter den 221 Deputirten, welche sich 1830 gegen die Ordonnanzen Karl's X. erklärten und die bekannte Adresse unterschrieben, und trat in jener Krisis klug, besonnen und kraftvoll an die Spitze der Ereignisse, verlor aber in dem Sturme jener Revolution sein großes Vermögen. Er befand sich bei jener Deputation, welche vom Marschall Marmont einen Waffenstillstand erlangen und dem Könige die Beschwerden vortragen sollte, und sprach, bei des Marschalls Weigerung, tieferschüttert das schreckliche Wort aus: „Also Bürgerkrieg?" Zu den ersten Ausgaben der Munizipalkommission gab er eine halbe Million her, drang, um „die Republik zu vermeiden," auf die Proklamation des Herzogs von Orleans, und erstickte die Revolution unter den Füßen des Julithrones. Zum Vizepräsidenten der Wahlkammer berufen, erhielt er, nach Périer's Rücktritt, durch entschiedene Stimmenmehrheit die Präsidentenstelle, ward, als Ludwig Philipp sein Ministerium ernannte, nebst Périer, Dupin und Bignon, Mitglied des Ministerrathes ohne Portefeuille, später Präsident desselben und, statt des Baron Louis, Finanzminister. Aber unfähig, sich gegen die Gewalt der Bewegung zu behaupten, verlor er seine Popularität, und der Kredit seines großen Handlungshauses wankte. Es mußte liquidiren. Am 12. März 1831 nahm er seine Entlassung, und trat seitdem, wenn auch mit Mäßigung, in die Reihen der Opposition, deren Niederlagen gegen die Regierung er theilte. Im Jahre 1838 war er genöthigt, sein großes Hotel, die Wiege der neuen Dynastie, zu verkaufen, weil die zu dessen Erhaltung eröffnete Subskription, an welcher auch Ludwig Philipp Theil nahm, nicht den erwarteten günstigen Erfolg hatte. Dennoch hatte er vor seinem Tode beinahe seinen früheren Reichthum wieder erlangt. Alter und Tiefsinn wegen so verhängnißvollen Glücks-

wechsels, zogen zuletzt ihn mehr und mehr von den öffentlichen Angelegenheiten ab, und nur selten wurde seine ernste, mahnende Stimme in der Opposition wieder gehört. Meist sprach sich dann Lebensüberdruß und Erschlaffung in seinen Worten aus, so z. B. 1836 bei Gelegenheit der Debatten in der Abgeordnetenkammer über die Ausgaben des Finanzministeriums, wo er, der Großmüthige und Freisinnige, einst Ueberreiche, und nun durch die Opfer, die er für die Julirevolution gebracht, beinahe Verarmte, seiner Rede die düstere Einleitung gab: „daß er, von der Gegenwart angewidert, seine Augen gern ganz von derselben abgewendet haben würde, wenn seine Pflicht dies erlaubte; daß er sich nicht darin gefalle, das Uebel zu übertreiben, weil er wohl wisse, daß jede Uebertreibung es verschlimmere, daß er aber auch nicht sich selbst zu übertäuben suche, um es nicht zu sehen, weil er eben so gut wisse, daß jede Täuschung dieser Art es nur in höherem Grade vermehre." 1842 schien man sich seiner wieder einmal zu entsinnen, indem man ihn zum Alterspräsidenten der Kammer wählte, und so lebte dieses weggeworfene Werkzeug der Julirevolution seitdem in einer ganz beschränkten Wirksamkeit, die, auf eine Erinnerung zusammengeschmolzen, in der Gegenwart sich wenig mehr über den bloßen Schein erheben wollte. Hochbejahrt und verdüstert, starb er am 27. Mai 1844 an einem Brustleiden. Sein Tod versöhnte seine Gegner mit ihm, und rief in den Herzen der früheren Anhänger die alte Verehrung wieder wach. Paris folgte seinem Leichenzuge, und selbst eine, seiner Opposition abgeneigte, politische Stimme gab ihm das Zeugniß in das Grab mit: seit dreißig Jahren sey kein Name populärer gewesen, als jener Laffitte's, und nie habe es eine besser erworbene und edler erkaufte Popularität gegeben.

Pierre Antoine Berryer.

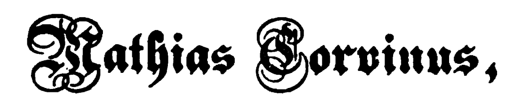
Geboren 1790.

Mirabeau als ehrlicher Mann! hat das ausgezeichnete Glück, von seinen Feinden noch mehr bewundert zu werden, als von seinen Freunden. Sein Herz läßt sich von seinen Grundsätzen leiten, und seine Grundsätze von seinem Herzen. Eine schöne Natur von erhabener und verständiger

Harmonie; er wäre im Stande, mit der Macht seiner Rede eine Armee von hunderttausend Mann aufzurufen, mit der er nicht wüßte, was anzufangen. — So erklang unlängst eine Stimme aus Frankreich über Berryer, und wenn frühere Stimmen anders, ja beinahe entgegengesetzt klangen, ohne daß die Politik des Mannes sich wesentlich geändert hat, so beweiset dies, daß er durch Konsequenz der Welt eine andere Meinung abzugewinnen, oder sie seiner eigenen anzunähern verstand. In Paris geboren, wendete er, gleich seinem Vater, der einst in Gemeinschaft mit Dupin den Marschall Ney vor dem Pairshofe vertheidigte, sich der Rechtswissenschaft zu, und zeichnete sich im Barreau bald durch ein ungewöhnliches Rednertalent aus. Weil er sich jedoch an die Restauration anschloß, verscherzte er die Gunst des Volkes, ja sogar seine Anerkennung als Redner, ohne von der Hofpartei, die sich an seiner bürgerlichen Abkunft stieß, dafür entschädigt zu werden. Geringere Magistratsämter, die man ihm anbot, schlug er aus, weil sie für seine Genußsucht zu wenig einträglich waren, und stand daher, ohne jedoch in seinen Grundsätzen zu wanken, bis zum Jahre 1829 vereinsamt, beinahe aufgegeben da. In dem genannten Jahre vom Departement der Oberloire zum Deputirten gewählt, kam er auf das eigentliche Feld seiner parlamentarischen Thätigkeit. Als im Jahre 1830 die 221 Deputirten bei den Verhandlungen über die berühmte Adresse erklärten, daß Frankreich über das System der Regierung bekümmert sey, und daß man, um Despotismus und Anarchie zu vermeiden, entweder das Ministerium oder abermals die Kammer auflöse; da bestritt Berryer allein von der legitimistischen Partei das Recht der Kammer, einen Ministerwechsel zu fordern, als Eingriff in die unantastbaren Vorrechte der Krone, und gestattete nur, den Ministern Unterstützung zu gewähren oder zu verweigern, nicht aber, ihre Wahl zu tadeln. Schon gedachte der Hof Karl's X. ihm ein Portefeuille zu geben, da zertrümmerte die Julirevolution den Thron der älteren bourbonischen Linie. Berryer, in seinen Gesinnungen stets Legitimist, suchte, durch Ergebung in die Umstände, für seine Partei zu retten, was zu retten war; er erkannte die Umwälzung als eine Thatsache an, und leistete Ludwig Philipp den Eid der Treue, doch mit dem Vorbehalte, daß er dadurch die Verbindlichkeit nicht übernehme, seinen alten Gefühlen, seiner alten Liebe und seinem alten Hasse zu entsagen. Er trat nun in die Reihen der Opposition, blieb in Verbindung mit den Gliedern der verbannten Königsfamilie, aber dennoch seinem Eide getreu, fern von aller Konspirationssucht. Wie oft auch die Polizei bei ihm und anderen Legitimisten

Nachforschungen angestellt, ja wie oft man ihn wegen Theilnahme an revolutionären Verbindungen, zuletzt im Jahre 1840 in der Sache des Marquis Crouy-Chanel, vor Gericht gestellt hat; niemals hat sich ein Beweis gegen ihn ergeben. Nach der Julirevolution nahm er in der Deputirtenkammer zum ersten Male wieder für die geächteten Minister Karl's X. das Wort, wiewohl erfolglos. In der Kammer, von welcher der Sturz des legitimen Königthumes ausgegangen war, durften seine politischen Grundsätze keinen Beifall hoffen. Er wendete sich an die Vaterlandsliebe der Kammer, und fand bisher namentlich da seinen Kampfplatz, wo er die Durchführung der Prinzipien des Julithrones vermißt. Mit unerbittlicher Strenge weiset er die Verletzung der Charte nach und operirt oft mit entschiedenem Glücke. In anderen Fällen aber muß er sich oft damit abweisen lassen, daß er ein Legitimist sei. Zur Zeit des Aufstandes in der Vendée wurde er zu der Herzogin von Berry gesandt, um ihr von weiteren Schritten abzurathen. Edelmüthig zeigte er sich im September 1840 durch die Uebernahme der Vertheidigung des Prinzen Ludwig Napoleon, der wegen des Attentats vom 6. August 1840, als er in Boulogne landete, vor dem Pairshofe gerichtet wurde; edelmüthig darum, weil die Tendenzen dieses Prinzen den seinigen schnurstracks entgegenliefen. Zwei Reden, die vom 25. März 1840 und vom 1. Dezember desselben Jahres, sind es, welche ihm in neuester Zeit den Ruf des ersten Redners Frankreichs befestigt haben. In der ersteren versprach er dem neugebildeten Ministerium Thiers seine Unterstützung, wenn es das parlamentarische Prinzip anerkenne und das englische Bündniß vermeide. In der anderen Rede wandte er sich bei den Verhandlungen über den Traktat vom 15. Juli 1840, über die ägyptische Frage und über Frankreichs Isolirung, mit aller Kraft an den Nationalstolz der Franzosen, und erschien hiebei allenthalben nur im Gewande eines Patrioten, nicht in seiner Parteifarbe. Beide Reden waren von unbeschreiblichem Eindrucke. Nach dem Abtreten des Ministeriums Thiers sprach er gegen die Friedenspolitik des Ministeriums Soult-Guizot. Seitdem glaubten Viele, daß er aus den Reihen der Legitimisten zu den Republikanern übergetreten sey, so wie neuerdings das bereits widerlegte Gerücht von ihm ging, er wolle, nachdem er mehre schmerzliche Verluste durch den Tod erlitten, dem öffentlichen Leben völlig entsagen und in einen geistlichen Orden treten. Man sieht, daß die Meinungen über ihn noch lange nicht abgeschlossen sind; denn während eine Partei ihn blindlings vergöttert, behauptet die andere, er sey ein Schauspieler, der Nichts

von dem fühle, was er sage, dem der überwältigende Genius eines Mirabeau, Burke, Canning, Fox, Brougham, Guizot fehle; keiner seiner Aussprüche grabe sich in das Gedächtniß ein, er entbehre der tieferen Studien, sey mehr Weltmann, als Staatsmann, fliehe die Arbeit, stürze sich in den Strudel der Verschwendung, so daß sein Landgut Angerville, ungeachtet seiner reichen Einnahmen aus der juristischen Praxis, 1836 zur Versteigerung ausgeboten und nur durch eine Subskription der Legitimisten gerettet worden sey; er sey ein eben so großer Spieler als Redner. Indessen sind alle Stimmen darüber einig, in ihm den ausgezeichnetsten Redner Frankreichs anzuerkennen. Cormenin, in seinen „Études sur les orateurs parlementaires“ sagt von ihm: „Seit Mirabeau ist Niemand Berryer gleichgekommen, weder der General Foy, noch Lainé, noch Deserre, noch Casimir Périer, noch Benjamin Constant, noch Manuel. Er greift seinen Gegner nicht ohne Vorbereitung an; er umspinnt ihn mit einem Netze von Circumvallationslinien, verdrängt ihn von Posten zu Posten, täuscht ihn durch kluge Bewegungen, er nähert sich ihm allmälig, folgt ihm, umringt ihn, drängt, erstickt ihn in den furchtbaren Falten seiner Beweisführung. Seine schönen, ausdrucksvollen Züge sind ein Spiegel, ein treuer Ausdruck der Bewegungen seiner Seele. Mit seinem erhobenen Haupte beherrscht er die Versammlung. Das, was unvergleichlich an ihm ist, was ihn über alle Redner der Kammer erhebt, ist der Klang seiner Stimme. Aber es ist nicht blos das Aeußere, was ihm die Natur geschenkt hat, um ihn zum tüchtigen Volksredner auszustatten, er ist auch Meister der oratorischen Kunst.“



Mathias Corvinus,

König von Ungarn.

Geboren 1443. Gestorben 1490.

Ueber die romantisch-geheimnißvolle Ableitung des Geschlechtes der Hunyaden oder Corviner, und den lorbeerbekränzten Ahnherrn desselben, hat unser Werk (Band I., Seite 312) schon berichtet. Zwei Söhne, dem Vater gleich an Kühnheit und Unternehmungsgeist, erblühten dem Tür-

kenbezwinger Johann Hunyady: Ladislaw und Mathias. Beide erhielten, wie die gefahrenschwangere Zeit es gebot, eine ritterliche Erziehung, welcher Mathias nachmals durch eigenen Fleiß auch noch die Kenntniß der Wissenschaften hinzufügte, indem sein Wissensdurst und sein edler Sinn sich mit der gewöhnlichen Bildung des Zeitalters nicht begnügte. Er zählte erst acht Jahre, als die Politik schon über sein Herz und sein künftiges häusliches Glück entscheiden wollte; denn kraft eines Familienvertrages verlobte ihn sein Vater (1451) mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Ulrich von Cilly und Enkelin des serbischen Despoten Georg Brankovics. Der Tod der Braut lösete diese Verbindung. Drei Jahre später, als Johann Hunyady nach seinem Siege über die Türken unter Firusbeg triumphirend in Belgrad einzog, schlug er seinen Sohn Mathias feierlich zum Ritter von Ungarn, und weihete ihn für künftigen Ruhm.

Der Tod des Türkenüberwinders (1456) schien den Untergang seines ganzen Geschlechtes nach sich ziehen zu wollen. Der jugendliche König Ladislaw (Posthumus) war ganz dem Einflusse des schlauen Grafen Ulrich von Cilly dahingegeben, der sich zum Statthalter Ungarns aufwarf und seine Macht nun zunächst dazu benutzen wollte, die Hunyaden, deren erbittertster Feind er von jeher gewesen, zu verderben. Aber noch ehe er einen beschlossenen Mordanschlag gegen seine Feinde ausführen konnte, kamen ihm diese zuvor. Zu Belgrad gerieth er in Streit mit Ladislaw Hunyady, hieb mit dem Säbel nach ihm, wurde aber in demselben Augenblicke von den herbeieilenden Freunden des Ersteren niedergemacht. Der junge König, welcher sich zu Belgrad in der Gewalt der Hunyaden wußte, schwieg zu der Ermordung seines Günstlings; ja er schwur sogar den Thätern feierlich seine Verzeihung und Vergessen alles Geschehenen zu; aber als sie, durch seine Betheuerungen sicher gemacht, ihm arglos nach Ofen folgten, ließ er sie plötzlich ergreifen und Ladislaw Hunyady noch am nämlichen Tage (16. März 1457) enthaupten. Die übrigen Verhafteten retteten sich durch die Flucht; während die Anhänger der Hunyaden das Schicksal ihres Oberhauptes durch offene Schilderhebung gegen den König zu rächen suchten. Mathias entfloh nicht, und der König führte ihn als Staatsgefangenen mit sich fort, zuerst nach Wien, dann nach Prag, wo er ihn der Obhut des Statthalters von Böhmen, Georg's von Podiebrad, übergab.

Noch wüthete in Ungarn der Bürgerkrieg, den die Blutrache für den getödteten Sohn des großen Hunyady entzündet hatte, als König Ladislaw (23. November 1457) plötzlich dahinstarb. Ein stürmischer Wahltag in Pesth

erfolgte. Als die Versammlung sich nicht einigen wollte, ließ der Kapitän von Belgrad und Oheim der Hunyaden, Michael Szilagyi, durch sein Heer, das er vor die Stadt geführt hatte und mit welchem er die Wahlherren in Furcht und Schrecken erhielt, seinen Neffen Mathias zum Könige von Ungarn ausrufen. Das Volk, noch immer durch den Klang des Heldennamens Hunyady leicht begeistert, stimmte jubelnd in den Ruf ein, die Widerstrebenden wurden von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen, und die Wahl durchgesetzt. Szilagyi wurde dem fünfzehnjährigen Könige auf fünf Jahre als Reichsverweser beigesellt, und ordnete sogleich eine Gesandtschaft nach Prag ab.

Mathias ahnete nichts von seinem Glücke und erschien, wie immer, zum Nachtmahle an der Tafel Podiebrad's, der ihm von jeher mehr ein liebevoller Gastfreund, als ein Hüter gewesen. Podiebrad wies ihm den Ehrenplatz an und verhieß ihm eine frohe Neuigkeit. Während des Mahles kam er auf seine Tochter Katharina zu sprechen, und trug Mathias ihre Hand an. Dieser sagte bereitwillig zu, und wurde hierauf von Podiebrad als König von Ungarn begrüßt; aus dem Kerker stieg er auf den Thron.

Die Einsicht und Willenskraft des kaum dem Knabenalter entwachsenen Königs war, wie sich bald zeigte, seinen Jahren vorausgeeilt. Drückend war ihm der Einfluß Szilagyi's. Als derselbe daher, auf seine Verdienste um des Neffen Erhebung pochend, Uebergriffe wagte, ließ Mathias ihn plötzlich verhaften, und gab ihm zwar binnen Kurzem seine Freiheit, aber nicht seinen Einfluß zurück. Kämpfe ahnend, trachtete Mathias, zunächst das Heerwesen zu ordnen, und verfügte die Stellung je des zwanzigsten Jobagyen — als Huszár (von Husz, zwanzig, und ár, Sold) — zum Heere. Bald hatte er einen Gegner zu bekämpfen: den Kaiser Friedrich III., welchem eine Partei in Ungarn das Königreich angetragen, und der jetzt die heilige Krone, die noch als Pfand in seinen Händen war, auf sein eigenes Haupt setzen wollte. Vergebens ermahnte Papst Paul II., der die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu vereinigen wünschte, zum Frieden. Der Krieg brach aus; aber nach zwei Schlachten wechselnden Erfolges vermittelte Podiebrad einen Waffenstillstand, welchem langwierige, fruchtlose Friedensunterhandlungen folgten. Entschiedener wurde die fünfjährige innere Fehde mit Johannes Giskra von Brandeis beschlossen, die mit des Letzteren Unterwerfung und mit bleibender Aussöhnung endete.

Aber schrecklicher, als Alles, drohte die Gefahr von Osten. Galambocz fiel in der Türken Hände, und zog den Fall Serbiens nach sich, das der

Sultan jetzt als seine Provinz betrachtete. Szilagyi warf sich vergeblich den Türken entgegen, fiel in ihre Hände und wurde in Konstantinopel hingerichtet. Einige Jahre später mußte sich auch Bosnien unter das türkische Joch beugen. Da brach Mathias gegen die wilden Eroberer auf, überschritt, während seine Feldherren bei Futak und Temesvár den Ungläubigen siegreiche Gefechte lieferten, die Gränze, belagerte, der Kälte und der Hartnäckigkeit der türkischen Vertheidiger trotzend, die bosnische Hauptstadt Jaicza, bezwang sie, nahm den Befehlshaber Harambeg gefangen, und kehrte, als Befreier Bosniens und fünfzehntausend gefangener Christen, im Triumphe nach Ofen zurück (1563).

Endlich gab auch Kaiser Friedrich nach und stellte — für die Einlösungssumme von sechzigtausend Dukaten, wie auch gegen Zusicherung der Nachfolge in Ungarn, falls Mathias kinderlos verbliche — die ungarische Reichskrone zurück, mit welcher sich Mathias in Stuhlweißenburg feierlich krönen ließ. Ein neuer Türkenzug folgte der glänzenden Zeremonie. Der König rückte vor Zwornik, gab aber, auf die Nachricht, daß der Großwesir mit überlegener Macht zum Entsatze herbeieile, die Belagerung auf und trat, nicht ohne Verlust an Geschütz und Vorräthen, hastig den Rückzug an. Hierauf zog er gegen die böhmischen Freibeuter zu Felde, welche, unter Suchla's Anführung, in Ungarn grausam gewüstet und dann sich in das feste Schloß Kostolar geworfen hatten, bezwang ihre Feste, ließ die Mehrzahl derselben hinrichten, die übrigen in die Sklaverei führen.

Unterdessen donnerte der Bann des römischen Stuhles gegen den Böhmenkönig Georg von Podiebrad, den Verfechter der Compactaten. Papst Paul II., der Georg's Untergang beschlossen hatte, suchte mit Eifer einen demselben ebenbürtigen Feind, und seine Wahl traf, da Andere den Kampf entweder nicht aufnehmen konnten, oder nicht wollten, zuletzt den kühnen und mächtigen Mathias, der, seit der frühzeitige Tod seiner Gemahlin Katharina die Verwandtschaftsbande zwischen ihm und Georg zerrissen hatte, und durch dessen früheres Einverständniß mit dem, gegen Ungarn feindlich gesinnten Kaiser gereizt, jetzt an keine Rücksicht für den einstigen Gastfreund und Schwiegervater sich mehr gebunden glaubte, sondern nur das glänzende Ziel der Krone Böhmens im Auge behielt. Schnell ging er auf den Antrag des Papstes ein, gegen Georg das Schwert zu ziehen. Doch vorher mußte er erst in seinen eigenen Landen, wo an verschiedenen Orten bedenkliche Gährungen sich regten, sich Ruhe verschaffen. Ohne Waffengewalt, blos durch die Wirkung seiner persönlichen Gegenwart, stillte er

einen Aufstand in Siebenbürgen, und eilte dann gegen die Moldau, deren Woiwode, Stephan, sich gegen die ungarische Oberherrlichkeit auflehnte, verbrannte Romanásvár, und zog siegreich in Banya ein, wo er nur mit Mühe sich gegen einen eindringenden Haufen Walachen wehrte und durch einen Pfeil empfindlich am Rückgrathe verwundet wurde. Dann setzte er, auf dem Landtage zu Erlau, den Beschluß zum Kriege gegen Böhmen durch, während er darüber den rühmlicheren und nothwendigen Kampf gegen die Türken aus den Augen verlor. Seine Bundesgenossen waren der Papst, der Kaiser und die katholische Partei in Böhmen; aber die Ungarn sahen diesen Kampf, der den Interessen ihres Reiches fremd war, mit Mißbilligung an und unterstützten ihn lau, ja theilweise widerstrebend. (Der nähere Verlauf dieses Krieges findet sich in der nachfolgenden biographischen Skizze Georg's von Podiebrad geschildert.) Unter mannigfachen Gefechten in Mähren vordringend, sogar nach Böhmen hinüberstreifend, ließ Mathias sich in Olmütz von den katholischen Böhmen zum Könige ausrufen, nahm in Schlesien, das sich am eifrigsten für ihn erhob, die feierliche Huldigung dahin, und machte Georg's Erstgeborenen, Viktorin, zu seinem Gefangenen.

König Georg starb inmitten des Kampfes; aber er hatte vor seinem Tode, mit Einwilligung der ihm ergebenen böhmischen Herren, den Prinzen Wladislaw von Polen zum Erben der böhmischen Krone eingesetzt, und Dieser ließ sich sofort in Prag als König krönen, während Mathias zu Iglau abermals als König von Böhmen ausgerufen, und über Wladislaw's Anhänger der päpstliche Bann verhängt wurde. Zugleich bot jedoch eine mißvergnügte Partei in Ungarn, an ihrer Spitze der Graner Erzbischof Johann Vitéz, Wladislaw's jüngerem Bruder, dem Prinzen Kazimierz, die ungarische Krone an. Kazimierz drang mit einem polnischen Heere in Ungarn ein, und setzte sich in Neitra fest, dessen Thore ihm Johann Vitéz öffnete. Mathias stürmte gewaltig gegen den Feind heran, nöthigte den Gegenkönig zur Flucht, warf die Polen aus dem Lande, und demüthigte die Aufrührer. Dann rückte er mit einem Heere nach Schlesien, lagerte vor Breslau, und setzte von dort aus dem Polenheere so heftig zu, daß Wladislaw und dessen Vater willig die Hand zu einem dritthalbjährigen Waffenstillstande boten.

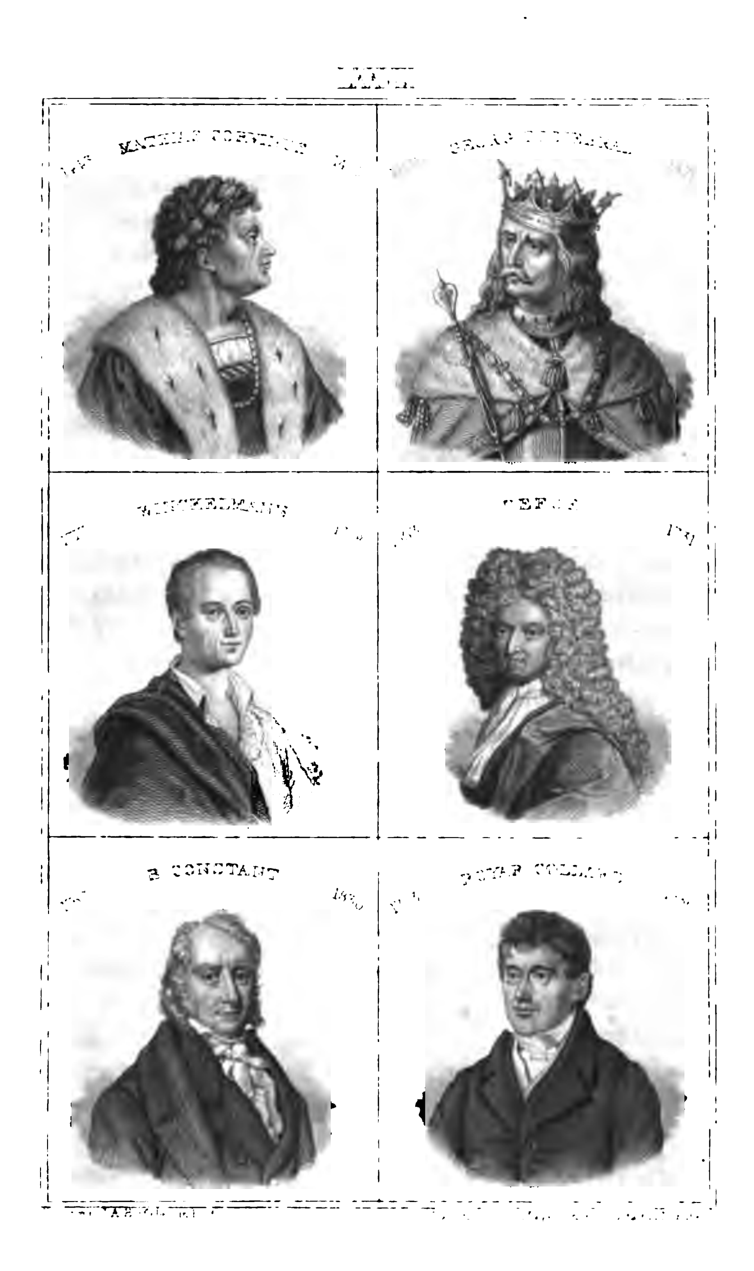
Im Jahre 1476 schritt Mathias, nachdem er durch lange Jahre Witwer geblieben, zu einer zweiten Ehe, nämlich mit der schönen und geistreichen Beatrix von Neapel, und ließ sie in Stuhlweißenburg mit großem

Gepränge krönen. Mit dem Einzuge der Neapolitanerin wich die frühere Einfachheit von des Königs Hofstaate, und machte blendender Pracht und strenger Etiquette Platz.

Mit dem Kaiser Friedrich lebte Mathias noch von früheren Verhältnissen her in geheimer Spannung. Neue, zum Theile unbekannte Anlässe waren hinzugetreten, um die Zwietracht zu steigern, die immer mehr auf ernstliche Fehde losstrebte. Da traf es sich, daß Johann Bekensloer, ein von Mathias mit Wohlthaten überhäufter, zuletzt in das Graner Erzbisthum eingesetzter Prälat, plötzlich mit den eigenen, wie mit Schätzen der Kathedrale durchging und zu dem Kaiser floh, den er, bei dessen steter Geldbedrängniß, mit einem Darlehen unterstützte und dafür die Herrschaft Steyer, später, nach manchen Umtrieben, auch das Erzbisthum Salzburg erhielt. Dies beschleunigte den Ausbruch des Krieges. Mathias brach (1477) mit einem Heere gegen Oesterreich auf, eroberte, während der zum Widerstande nicht hinlänglich gerüstete Kaiser nach Linz und Gmunden flüchtete, viele Plätze um Wien, auch Klosterneuburg, Tuln, Korneuburg, Krems und Stein, desgleichen nicht weniger als zweiundsiebzig Schlösser, und bewog viele österreichische Herren, ihm die Huldigung zu leisten. Unter Vermittlung des Papstes und Venedigs wurde ein Waffenstillstand, dann der Friede geschlossen; der Kaiser verpflichtete sich, dem Könige Lehensbriefe auf Böhmen und die Kurwürde zu ertheilen, und hundert fünfzigtausend Dukaten, als Ersatz der Kriegskosten, an ihn zu zahlen.

Endlich kam auch der Friede mit Böhmen, welchem jener mit Polen sich unmittelbar anschloß, zu Stande. Sowohl Mathias als Wladislaw sollten ein Jeder den Titel: „König von Böhmen," fortführen. Dieser behielt ganz Böhmen; Mathias aber Mähren, Schlesien und die Lausitz; dieses Alles für die Krone Böhmens einlösbar um viermal hunderttausend Goldgulden, wenn Mathias früher stürbe, als Wladislaw. Wenn aber Letzterer früher und kinderlos verbliche, so sollte Mathias Böhmen erben.

Dem Kaiser fehlte es an Geld, um die bedungenen Kriegskosten zu zahlen, und alsbald brach der Krieg wieder in volle Flammen aus. Nach unentscheidenden Vorgefechten rückte Mathias mit seinem Heere abermals in Oesterreich ein, bezwang Korneuburg, und umschloß von allen Seiten Wien, das, nach langem und muthigem Widerstande, ihm endlich (Januar 1485) die Thore öffnen mußte. Nach und nach fielen alle festen Länder in Oesterreich in des Ungarnkönigs Hand, der sich ganz als Landesherr gebahrte und für ewige Zeiten Besitz von seiner Eroberung nehmen zu



wollen schien. Am längsten und muthigsten hielt sich Neustadt, dessen Ausdauer zuletzt nur der Hunger brechen konnte.

In seinem Siegesrausche quälte Mathias nur der Gedanke, daß er seine Schöpfung keinem Leibeserben hinterlassen sollte; denn seine beiden Ehen waren kinderlos geblieben. Seine ganze Liebe zollte er seinem natürlichen Sohne, Johann Corvin, den er rastlos mit erworbenen Ländereien in Schlesien bereicherte, ihn mit Bianca von Mailand vermälte, und ernsthaft damit umging, ihm die Nachfolge auf dem ungarischen Throne zu sichern. Aber die Mehrzahl der Magnaten war dagegen, und selbst die Königin, selbstsüchtige Entwürfe nährend, half jenen Lieblingswunsch ihres Gemals hintertreiben.

Unter diesen Sorgen überraschte den König der Tod. Schon seit lange hatte er gekränkelt. Am Palmsonntage 1490 rührte ihn der Schlag; er erlangte die Sprache nicht wieder, obwohl er sein volles Bewußtsein hatte, und starb am zweiten Morgen (6. April, an demselben Tage, an welchem vor siebzig Jahren sein Gegner Podiebrad geboren worden) unter heftigen Schmerzen, in der Hofburg des eroberten Wiens, in dem Gemache König Ladislaw's. Sein Leichnam wurde auf der Donau nach Ofen geführt, und zu Stuhlweißenburg im Dome der heiligen Jungfrau beigesetzt.

Gestalt und Antlitz dieses außerordentlichen Mannes waren würdevoll und Ehrfurcht gebietend; er war mittelgroß; sein Haar kraus und lichtbraun; die Stirne kurz, aber zierlich gewölbt, die großen dunklen Augen blickten feurig und offen vor sich hin, obwohl sie zuweilen an Entzündung litten; die Nase war lang und wohlgeformt, der Mund ausdrucksvoll, die Gesichtsfarbe gesund und kräftig, Kinn und Kehle hervortretend. Wem er gerade in's Auge blickte, der erfreute sich seiner Gunst; wen er von der Seite ansah, dem traute oder den liebte er nicht. Im Felde theilte er alle Beschwerden seiner Soldaten, that es ihnen in allen Künsten und Handgriffen des Krieges zuvor, und war daher ihr Abgott. Er liebte es, durch seine geistige Ueberlegenheit, die ihn auf dem oft angefochtenen Throne erhielt, Dünkel und Hochmuth zu überraschen und zu beschämen, war streng und gebieterisch, verzieh dem Trotze nie, doch der Reue leicht, ehrte die Billigkeit und erhielt jeden seiner Unterthanen nach Möglichkeit bei seinem Rechte; daher in Ungarn noch lange die Klage um ihn erscholl: „König Mathias ist todt, und mit ihm die Gerechtigkeit gestorben." Seine Feinde fanden ihn immer schlagfertig, und seine Eroberungslust entbehrte nie der Mittel, um schnell und entscheidend einzuschreiten. Weil der Heerbann im

Ansehen gesunken war, und das Reich nicht mehr schützte, gründete er, meist aus ausländischen Söldnern, zuerst ein stehendes Heer: die sogenannte schwarze Legion, die unter seiner Führung sich den schreckenden Ruf der Unüberwindlichkeit erwarb. Gleich seinem großen Zeitgenossen, Maximilian von Oesterreich, theilte sich des Mathias Wesen in Liebe zum Kriege und in Begeisterung für Wissenschaften und Künste. Er arbeitete rastlos an seiner Bildung; aber er betrieb mit gleichem Eifer auch die seines Volkes. Um ihn versammelte sich ein Kreis gelehrter und geistreicher Männer zum fruchtbringenden Gedankenaustausche; im Geiste der Zeit huldigte er der Astrologie. Er stiftete eine Akademie zu Preßburg; eben so mit ungeheuren Kosten die berühmte Corvinische Bibliothek zu Ofen, und seine Bauten zeichneten sich durch Pracht und Geschmack aus. Ueber dreiunddreißig Jahre hatte er die Krone getragen, und in dieser Zeit den Charakter und die Bedürfnisse seines Volkes auf das Scharfsinnigste erforscht; keiner seiner Vorgänger hatte so genau, wie er, gewußt, auf welche Art die Ungarn regiert seyn wollten und regiert werden müßten.

So verstand dieser große König den Mangel des Rechtes, der an seinem Thronbesitze haftete, durch eine Fülle glänzender Eigenschaften vergessen zu machen. Aber das Verhängniß trug die Strafe nach, und raubte seinen Werken die Dauer und die Weihe der Zeit. Sein Geschlecht erlosch schon in seinem natürlichen Sohne Johann, dem er vergebens seine Krone zu vererben getrachtet hatte; unter seinen schwächlichen Nachfolgern, den Jagellonen Wladislaw und Ludwig, verfielen seine Schöpfungen schnell, verwelkten schneller noch die Früchte seiner Siege, und sechsunddreißig Jahre nach seinem Hinscheiden begrub die Niederlage von Mohács die letzten Spuren seines Wirkens unter dem Schutte der Zerstörung.

Georg von Podiebrad,

König von Böhmen.

Geboren 1420. Gestorben 1471.

Der Anfang dieses denkwürdigen, durch Glück und Unglück schwer belasteten Lebens (6. April 1420) fällt in jene Zeit, wo die Brandfackel des Hußitismus am schrecklichsten loderte. Das Geschlecht der Kunstadt, welchem Georg angehörte, ursprünglich ein deutsches, aus Hessen von den Reichsgrafen von Bernegg und Nidda abstammend, welche schon unter Kaiser Friedrich II. nach Böhmen gekommen seyn sollen, war ein mächtiges und altberühmtes, das auf der Stammburg Podiebrad hausete und von ihr den Namen behielt. Georgs Vater war Viktorin von Kunstadt und auf Podiebrad, der, als Hußitenführer gekannt und gefürchtet, am Neujahrstage 1427 starb; seine Mutter: Anna von Wartemberg, Erbin von Glaz, einem Ländchen, das sich noch unter ihrem berühmten Sohne zur Grafschaft erhob.

Schon in früher Jugend stand Georg, wenn nicht an der Spitze, doch inmitten der Magnaten Böhmens, als Vorsprecher bei den Landtagen, als Vollmachtsträger bei auswärtigen Sendungen, und übte bereits im Jahre 1437, vor der zwiespältigen Königswahl Herzog Albrechts von Habsburg, auf dem im Prager großen Kollegium Statt gefundenen großen Landtage, ein vorwiegendes Stimmrecht aus. In den Grundsätzen des Kelchnerthums erzogen, war und blieb Georg lebenslang Haupt und Schirm der Kompaktatisten. Als König Albrecht gegen das Heer der Utraquisten, an deren Spitze Heinrich Ptaczek, Alesch von Sternberg, Georg von Podiebrad, Peter Zwiereticzky, Pribik Klenowsky und Peter Zmrslik von Swoyschin und Orlik sich befanden, zu Felde zog, und im August 1438 Tabor blockirte, bewirkte der achtzehnjährige Georg durch einen kühnen Ausfall den Entsatz jenes Platzes, und nöthigte durch diese seine erste merkwürdige Waffenthat das königliche Heer zum Abzuge.

Während des Königs Ladislaw Posthumus Minderjährigkeit verwaltete Georg von Podiebrad (seit 1440) das Amt eines Hauptmannes des

Bunzlauer Kreises, bis ihn 1445 die Gunst der Kaiserin Barbara, der Witwe Sigmund's, zum Gubernator (Sprawce) des Königreiches Böhmen erhob. In dieser Eigenschaft ward es sein Hauptaugenmerk, der Sache der Utraquisten das Uebergewicht über jene der Katholiken zu verschaffen, und er beging 1448 sogar den Gewaltstreich, in der Nacht auf den 7. September Prag zu überfallen, wo sein katholischer Nebenbuhler, Mainhard von Neuhaus, über Georgs mächtige Gegenpartei gebot und aus dem Wege geräumt werden sollte. Der Anschlag gelang. Mainhard wurde, unter dem Vorwande, daß er die Kelchner bedrückt hätte, auf Podiebrad gefangengesetzt, dann die vom Könige Albrecht angestellten Rathsherren, Pfarrer und Lehrer im Karolin ihrer Aemter beraubt. Dem Günstlinge Johann Rokyczan, einem Hauptsthebel der utraquistischen Hierarchie, gab Georg die Pfarre am Thein wieder, und ernannte den Zdenko von Sternberg zum Burggrafen der Stadt Prag. Alle öffentlichen Aemter wurden mit Utraquisten besetzt, und so übte Georg von Podiebrad beinahe eine königliche Gewalt in Prag aus, wobei er jedoch die gesetzliche Ordnung zu erhalten wußte. Er fühlte sich jetzt schon berufen, aus den Händen der zu Prag versammelten Stände die Würde eines alleinigen Statthalters von Böhmen zu empfangen; den Beitritt der Städte Tabor, Budweis, Pisek, Saaz, Laun und Pilsen erzwang er mit den Waffen in der Hand. Ladislaw, nach seiner böhmischen Königskrönung, bestätigte Georgen die Statthalterwürde, und bediente sich größtentheils seines Rathes.

Nach König Ladislaw's frühem und unerwartetem Tode (1457) verkündigte Georg sogleich die unveränderte Fortdauer seiner Statthalterschaft, indem er sich hierbei auf den Willen des sterbenden Königs berief. Des Letzteren nächste männliche Anverwandte waren Kaiser Friedrich III., dessen Bruder Albrecht und ihr Vetter Sigmund in Tirol. Für den Kaiser sprach unbestreitbar das Gesetz der alten Erbeinigung zwischen Böhmen und Oesterreich von 1364, wenn der Regentenstamm eines dieser beiden Länder aussterben würde, und der Familienvertrag der alten Habsburger, welcher den Aeltesten des Hauses zum Regenten und Erben der Anverwandten bestimmte, ohne eine Theilung der Länder zu gestatten. Aber die Erzherzoge Albrecht und Sigmund setzten ihren persönlichen Vortheil dem Wohle ihres Regentenhauses leider nicht nach, und abermals standen drei Kronbewerber einander gegenüber: Friedrich, Albrecht und Sigmund von Oesterreich. So verlor die Erbeinigung, so verlor der gesetzmäßige Anspruch des Kaisers alles Gewicht, und während jene Fürsten selbst einander zu verdrängen

suchten, wurden die Uneinigen von den Utraquisten ihres gemeinsamen Rechtes beraubt.

Der Herold der stolzen Absichten Georgs sollte der schlaue Rokyczan seyn. Auf die utraquistische Partei war größtentheils zu rechnen; die katholischen Stände und das Volk gewann man durch den Nationalstolz. Rokyczan und andere utraquistische Prediger behaupteten unaufhörlich, daß die Böhmen einen Eingeborenen zum Könige haben müßten; man pries Georgs große Eigenschaften, seine Weisheit, seinen bewährten Kriegsmuth, vornehmlich aber die von Allen erkannte Trefflichkeit seiner Reichsverwesung und so wurde, wie vorauszusehen, bei der, am 2. März 1458 auf dem Altstädter-Rathhause zu Prag vorgenommenen, sogenannten Königswahl, Georg von Podiebrad einstimmig zu Böhmens Könige erwählt. Weder der Kaiser, noch Herzog Wilhelm von Sachsen als Gemal der einen Schwester Ladislaws, vermochten ihre Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen; aber der mit Ladislaws anderer Schwester, Elisabeth, vermälte Polenkönig Kazimierz wurde von Schlesien und Lausitz wirklich als König anerkannt. Um den Abfall der böhmischen Kronländer zu verhüten, brach Georg schleunig mit einem Heere in Mähren ein und nahm zuerst dieses Land, dann das Glazische in die Pflicht. Schlesien, von Truppen überschwemmt, beugte sich, mit Ausschluß der Städte Breslau und Namslau, schon im August 1458 seinem Zepter. Die Lausitz wurde zu Anfang des folgenden Jahres durch diplomatische Vermittelung unterworfen.

Der Erhebung Georgs auf den böhmischen Königsthron ging eine ziemlich gleichzeitige ungarische Königswahl voran. Dieselbe fiel auf Mathias Hunyady Corvin, welcher sich damals noch als Staatsgefangener des verstorbenen Ladislaw zu Prag in Georgs Verwahrung befand, und von Diesem nicht nur auf das Ehrenvollste behandelt, sondern auch mit dessen Tochter Katharina verlobt wurde. Aus Dankbarkeit sendete Mathias dem Könige Georg zwei Bischöfe Ungarns, jenen von Raab und den von Waizen, zu, um ihn zu salben und zu krönen; ein Dienst, ohne welchen diese wichtige Ceremonie vielleicht hätte unterbleiben müssen, weil das Prager Erzbisthum unbesetzt und der Olmützer Bischof, Protas, vom Papste noch nicht bestätiget war, ein benachbarter Bischof aus Deutschland aber kaum bewogen worden wäre, einen Kelchner zu konsekriren. Selbst die beiden ungarischen Bischöfe mußte Georg dadurch beruhigen, daß er Anhänglichkeit an die katholische Kirche und Gehorsam gegen ihr sichtbares Oberhaupt gelobte. Dieser am 6. Mai 1458 katholisch geschworene Eid war

die Bedingung zur Krönung selbst, welche König Georg am folgenden Sonntage in der Prager Metropolitankirche feierlichst beging.

Kaiser Friedrich schien seine Ansprüche auf Böhmen gänzlich aus den Augen zu verlieren. Er bediente sich der wirksamen Hilfe Georgs wider den, auf das Aeußerste ihn drängenden Erzherzog Albrecht, den die bewaffnete Dazwischenkunft der Böhmen zum Frieden nöthigte, und wollte in Georg zugleich das Werkzeug zu Entthronung des ihm verhaßten Mathias von Ungarn finden. Wirklich verpflichtete sich Georg, dem Kaiser in allen seinen Angelegenheiten, vorzüglich in Ungarn, Beistand zu leisten, wogegen ihn Friedrich, als römischer Kaiser, am 1. August 1459 zu Brünn in des Reiches Namen feierlich mit dem Königreiche Böhmen belehnte und solchergestalt seiner Wahl die Weihe der Gesetzlichkeit aufzudrücken schien.

Georg strebte nun weiter. Als 1461 die deutschen Reichsfürsten zu einem Türkenzuge rüsteten, und ihm die Heerführerstelle angeboten wurde, stellte er die Bedingung, daß man ihn zum römischen Könige erwählen solle. Sein Utraquismus, vielleicht auch der geringe Glanz seiner Abkunft, erregte Anstoß, und auch auf einem zweiten Fürstentage zu Nürnberg fehlten ihm noch immer einige gewichtige Stimmen; so daß er in seinem Unmuthe die Drohung laut werden ließ: er dürfte wohl Macht haben, die abgehenden Stimmen zu erzwingen. Obgleich den Kaiser jenes Bestreben Georgs eifersüchtig machte, so hatte er ihn dazumal doch noch nicht aus seiner Gunst verstoßen, sondern belohnte den Beistand, welchen er dem bedrängten Herrscher zu Wien erzeigt hatte, durch bedeutende Gnadenverleihungen an Böhmen. Aber bald traten Umstände ein, welche seine Gesinnungen änderten.

Als nämlich 1467 der Aufstand der österreichischen Landherren und Städte gegen den Kaiser sich erneuerte, hielt König Georg, von Jenen um Hilfe angerufen, die Gelegenheit für günstig, seine Geldforderungen, welche sich von seinen Rüstungen für die Sache des Kaisers herschrieben, bei Letzterem geltend zu machen. Der geldkarge Kaiser setzte diesen Forderungen verschiedene Beschuldigungen entgegen: z. B. daß Georg den österreichischen Mißvergnügten Hilfstruppen zugesendet, daß er sein Versprechen, zum katholischen Glauben zurückzukehren, noch immer nicht erfüllt habe u. dgl., und sprach sogar herbe Drohungen gegen Böhmen aus. Da begannen die Feindseligkeiten. Georgs Sohn, Prinz Viktorin, fiel mit böhmischen Truppen in Oesterreich ein, drang bis an die Donau, und wollte über den Strom, als der Papst den Kaiser von dieser Gefahr befreite.

Papst Pius II. arbeitete an der Bezwingung der Hußiten, indem er voll unerbittlichen Ernstes die Kompaktatisten mit der römischen Kirche zu vereinigen strebte und jedem Laien den Kelch verbot. In Breslau wurde schon zu Ende des Jahres 1462 des Papstes unabänderlicher Beschluß verkündigt: das Wohl der Kirche und die Unwürdigkeit der Böhmen fordere es, den Gebrauch des Kelches bei scharfer Ahndung zu untersagen. König Georg sah das herannahende Gewitter und gab sich alle Mühe, dasselbe abzuwenden. Aber obwohl er um Schonung für sich und sein Land bat, traf ihn doch der Kirchenbann, und der Papst berief ihn vor seinen Richterstuhl binnen hundert achtzig Tagen. Auf Verwendung des Kaisers vertagte der Papst die Wirkung des Bannes. Insgeheim aber wurde an der Zerstörung des Verhältnisses zwischen Mathias und Georg gearbeitet. Vielleicht hätte Letzterer den heiligen Vater noch durch einen Kreuzzug gegen die Türken versöhnen können; als den Papst Pius II. (16. August 1464), mitten unter den Anstalten zu Vertreibung der Türken aus Europa, der Tod ereilte. Georgs Unstern fügte es, daß zur nämlichen Zeit seine Tochter Katharina, des Mathias Gemalin, kinderlos starb und dadurch das Band der Freundschaft gelöset wurde, welches bisher die Könige Ungarns und Böhmens umschlungen hatte. Nun neigte sich Alles zu Georgs Untergang. Der neue Papst Paul II. sprach den Bann über Böhmen aus, erklärte die Bewohner dieses Landes der Unterthanentreue entbunden, und stellte in Abrede, daß der päpstliche Stuhl jemals die Kompaktaten bestätiget habe. Innerer Krieg war die Folge; Katholiken und Utraquisten standen sich gegenüber, die Waffen in der Hand. Diesen Bewegungen Nachdruck zu geben, ließ der Papst gegen Ende des Jahres 1466 wider Georg das Kreuz predigen. Doch gelang es Georg, sich sowohl zweier eindringenden Kreuzheere, wie auch mehrer gegen ihn auftretenden Landesedlen, zu erwehren. Er wagte nun ein neues Versöhnungsmittel, und erbot sich den zu Nürnberg zu Berathung über die Türkengefahr versammelten deutschen Fürsten, jeden siebenten waffenfähigen Böhmen gegen die Türken ins Feld zu stellen. Die Reichsfürsten waren geneigt, den Vorschlag anzunehmen; aber der päpstliche Nuntius erklärte: das Kreuz sey gegen Georg selbst, als einen Ketzer, zu verkünden, und des Kaisers Abgesandte stimmten ihm bei. Weil jedoch die Angriffe der Kreuzheere erfolglos gewesen waren, sah der Papst sich nach anderen Kämpfern um. Er trug zuerst dem Polenkönige Kazimierz die böhmische Krone an; doch Dieser schlug sie aus. Der Kaiser, unfähig, den noch immer mächtigen Georg vom Throne zu stürzen, that, von Rom

aus bewogen, lieber für sich und seinen Sohn Maximilian auf jene Krone Verzicht, und der Papst wandte sich nun an den tapferen und mächtigen Ungarnkönig Mathias.

Georg, wohl wissend, daß, nebst dem Papste, auch der Kaiser auf den Kreuzzug gegen Böhmen angetragen, sendete seinen Sohn Viktorin mit Heeresmacht gegen Oesterreich. Dieser unternahm einen verheerenden Einfall und brachte bald einen großen Theil Oesterreichs in seine Gewalt. In dieser Noth wendete sich der Kaiser an seinen Verbündeten, den König Mathias, dem er, eben so wie der Papst, als Lohn des Krieges die böhmische Krone anbot.

Der Krieg zwischen Georg und Mathias entbrannte im Mai 1468. Dem Letzteren war der Zwiespalt der katholischen und utraquistischen Böhmen günstig; denn Georg wurde dadurch verhindert, alle Kräfte seines Landes gegen ihn aufzubieten. Deshalb wollte Georg seinen Gegner ermüden, und zog, eine allgemeine Schlacht vermeidend und die Vertheidigung Mährens seinen beiden Söhnen, Viktorin und Heinrich, überlassend, sich mit dem Hauptheere nach Böhmen zurück. Indeß gewann Mathias nach und nach die kleinen Schlösser. Znaym vertheidigte Viktorin selbst, und hielt sich, als die Stadt gefallen war, noch in einem außer derselben gelegenen Kloster, bis sein Bruder Heinrich nahte und Viktorin in einem verzweiflungsvollen Ausfalle sich mit ihm vereinigen konnte. Der König von Ungarn breitete sich immer weiter aus; Brünn und Olmütz ergaben sich ihm, und selbst nach Böhmen drang er ein. In dem dichten Walde wurde er von Georg eingeschlossen, der ihn jedoch, als Mathias in seiner Verlegenheit zum Scheine die Hand zum Frieden bot, ungekränkt entkommen ließ. Nach einer fruchtlosen Zusammenkunft beider Könige zu Sternberg in Mähren (4. April 1469), und einem vorübergehenden Waffenstillstande, nahm Mathias die von den katholischen böhmischen und mährischen Herren ihm dargebotene Krone an. Um Georgs Unglück zu vollenden, war sein heldenmüthiger Sohn Viktorin in ungarische Gefangenschaft gerathen; mehre böhmische Edle, durch den Bannspruch geschreckt, fielen von ihm ab; Mähren, Schlesien und die Lausitz hatten sich für Mathias erklärt.

Ohne Aussicht, die Krone auf einen seiner Söhne vererben zu können, wollte Georg sie wenigstens seinem Dränger Mathias nicht lassen, und schlug daher in Prag den versammelten, ihm getreuen Ständen den Prinzen Wladislaw, Sohn des Polenkönigs Kazimierz, einen Enkel König Albrechts, also von mütterlicher Seite aus böhmischem Königsgeblüte ent-

sprossen, zu seinem Nachfolger vor. Gern gingen die Böhmen darauf ein; Kazimierz und Wladislaw willigten in die ihnen gestellten Bedingungen.

Dieses unerwartete Ereigniß und das rasche Vorrücken des böhmischen Heeres unter Georgs persönlicher Anführung machten Mathias zum Frieden geneigt. Schon waren die Bedingnisse festgesetzt, als Mathias zurücktrat und der Krieg fortgesetzt wurde. Georg sollte indeß die hergestellte Ruhe in seinem Königreiche nicht mehr sehen; denn er starb schon am 22. März 1471 an der Wassersucht.

Georg Podiebrad war mäßig groß; in späteren Jahren unbehilflich durch Dickleibigkeit, von slavischer Gesichts- und Körperbildung; sein buschiger Schnurbart und seine langgekrümmte Nase gaben seinem Antlitze ein charakteristisches Gepräge. Im Umgange war er einnehmend und leutselig. Daß er, abgesehen von seinen hußitischen Grundsätzen, ein treuer Pfleger des Guten und Rechten gewesen, gesteht ihm selbst sein Gegner, Aeneas Sylvius, zu. Auch neuere Geschichtschreiber geben ihm das Zeugniß, daß er, gleich dem fränkischen Pipin, den widerrechtlich bestiegenen Thron durch große Eigenschaften und glänzende Thaten geschmückt habe; daß den Fehler eines zu weit getriebenen Ehrgeizes, der ihn als Statthalter verleitet, die rechtmäßigen Erben vom böhmischen Throne zu verdrängen, der ihn als König vielleicht nach der deutschen Kaiserkrone streben hieß, so manche Vorzüge aufwiegen, die ihn zu einem der größten Männer seiner Nation machen, und daß — während er, den auswärtigen Anfällen und den inneren Meutereien zum Trotze, sich auf dem Throne zu behaupten wußte — seine Tapferkeit seine Feinde schreckte und seine Großmuth sie beschämte. Reich an Vorzügen des Geistes, an Einsicht und Erfahrungen, würde er, neben dem Throne stehend, eine Stütze desselben geblieben seyn, während er auf demselben ihn nur noch mehr erschüttern half. Schwerer, als je einen Regenten, sollte ihn die Last der Krone drücken, und mit Recht hat man für ihn dieselbe Grabschrift vorgeschlagen, welche Papst Adrian VI. sich setzen ließ: daß es das größte Unglück sey, Menschen zu regieren.

J. J. Winckelmann.

Geboren 1717. Gestorben 1768.

Johann Joachim Winckelmann, den Deutschland als einen seiner größten Kunstkenner und Archäologen verehrt, der Blutzeuge seines Wissensdurstes, kam den 9. Dezember 1717 zu Stendal in der Altmark Brandenburg zur Welt, erhielt seine erste gelehrte Bildung auf der Schule seiner Vaterstadt und auf dem kölnischen Gymnasium zu Berlin, und ging dann nach Halle (1738), um sich der Theologie zu widmen. Da aber diese seiner Geistesrichtung nicht zusagte, blieben die klassische Literatur der Alten und die schönen Wissenschaften seine einzigen Studien, bis er nach langem Abmühen als Hauslehrer die Stelle eines Konrektors an der Schule zu Seehausen in der Altmark erhielt (1743), die aber so ärmlich war, daß er sich freute, als er von dem Grafen von Bünau zum Sekretär an seiner Bibliothek mit achtzig Thalern Gehalt ernannt wurde (1748). In der Gallerie zu Dresden lernte Winckelmann seine Bestimmung erst klar kennen und verfolgen. Er studirte nun mit unermüdlichem Eifer die Werke und die Geschichte der Kunst und ging sogar, da ihm Hoffnung zu einer Anstellung in Rom gemacht worden war, um seinen Zweck sicherer und schneller zu erreichen, zur katholischen Kirche über. Sein erster Versuch: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke,“ erregte großes Aufsehen und bewirkte ihm endlich einen geringen Jahrgehalt von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, wodurch er sich auf einmal an dem Ziele seiner Wünsche sah. Er reis'te noch in demselben Jahre über Tirol, Venedig, Bologna, Ancona und Loretto nach Rom, wo er sich bald die Freundschaft des berühmten Malers Raphael Mengs und anderer bedeutenden Künstler erwarb. Freie Wohnung erhielt er bei dem Kardinale Archinto, der sich schon als päpstlicher Nuntius zu Dresden als sein Gönner gezeigt hatte. Während eines Ausfluges nach Neapel (1758) besuchte er Portici, Herkulanum, Pompeji und Pästum, und kam mit einer reichen Ausbeute von Bemerkungen und Kenntnissen, die er in den „Sendschreiben von den herkulanischen Alterthümern“ mittheilte, zurück. Nach dem Tode Archinto's trat er in die Dienste des Kar-

dinals Albani, nachdem er jedoch erst zu Florenz (1759) den Katalog der geschnittenen Steine des Barons von Stosch entworfen hatte. Unterdessen arbeitete er unausgesetzt an einer Geschichte der Kunst, die er aber öfter, da sie ihm immer zu dürftig schien, wieder umarbeitete. Seine „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" können als ein Theil seiner Vorarbeiten gelten; so wie auch seine „Abhandlung von der Fähigkeit des Schönen in der Kunst" in dieser Beziehung zu beurtheilen ist. Mehre Reisen auf dem klassischen Boden Neapels erweiterten immer mehr seine Ansichten, welche er endlich in seiner „Geschichte der Kunst des Alterthums," die in das Französische und Italienische übersetzt wurde, der Welt vorlegte. Mehre Anerbietungen aus Deutschland wies er zurück, da er durch ein päpstliches Breve die Anwartschaft auf ein Skrittorat an der vatikanischen Bibliothek erhielt. Sein „Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst," den er um diese Zeit beendigte, ward nicht befriedigend gefunden. Winckelmann war fest entschlossen, in Italien zu bleiben, wollte aber vorher noch einmal sein Vaterland besuchen. Vergnügt trat er 1768 die Reise an, kaum hatte er aber den deutschen Boden betreten, als ihn eine stets zunehmende Schwermuth befiel. Er wurde in allen bedeutenden Städten mit Auszeichnung empfangen, konnte aber nicht weiter als bis nach Wien kommen, wo ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach Italien zur Zurückreise bewog. Bei Triest gesellte sich ein Italiener, Namens Francesco Arcangelo, zu ihm, der sich durch eine geheuchelte Liebe zur Kunst bei ihm so sehr einzuschmeicheln wußte, daß er ihm seine Schätze und Kostbarkeiten zeigte. Zu Triest erwartete Winckelmann in einem Wirthshause ruhig die Abfahrt eines Schiffes nach Ankona, als sein Reisegefährte zu ihm trat, um Abschied zu nehmen, vorher aber bat, ihm die Kunstschätze noch einmal zu zeigen. Kaum hatte sich der nicht Böses ahnende Mann vor seinen Koffer gekniet, um dem Wunsche des Bittenden zu genügen, als dieser ihm eine Schlinge um den Hals warf, und ihm, als das Erwürgen nicht gelang, fünf tödtliche Stiche in den Unterleib gab. Winckelmann starb einige Stunden darauf am 8. Juni 1768. Sein Mörder, welcher die Flucht hatte ergreifen müssen, ohne die Schätze mitnehmen zu können, wurde eingeholt und zu Triest hingerichtet.

In der Domkirche zum heil. Justus in Triest wurde dem Ermordeten durch Rosetti ein schönes Denkmal errichtet, sein Andenken durch eine seinen Namen tragende Stiftung geehrt, und sein Grabmal ist mit antiken Steinen umstellt, damit der große Alterthumskenner gleichsam im

Schooße der Vorwelt ruhe, in welcher sein forschender Geist am liebsten verweilte.

„Wenn Winckelmann keinen Buchstaben gedruckter Werke hinterlassen hätte, — schrieb der große Herder im edlen Zorne über das Mißgeschick des hochverdienten Mannes — so zeigt sein Leben, so zeigen seine Briefe und seine Schicksale, daß er ein außerordentlicher Mann war, der sich zu Etwas geboren fühlte. In Armuth und Kummer hatte er seine Jugend verloren, über die Dreißiger hinaus saß er im Schulstaube eines Städtchens, wo er die Knaben konjugiren lehrte, und doch verkümmerte er nicht, verlor er nicht den Plan eines besseren Lebens. Seine Liebe für die Geschichte, für Griechenland und edlere Menschengedanken, sein Haß gegen deutsche Metaphysik, barbarische Schultheologie und die gewöhnlichen sieben Magisterkünste; sein Durst nach Freiheit, Freundschaft und Gesinnungen der Alten, die er mit Armuth, Einfalt und titelloser Bescheidenheit gern erkaufte, das Alles zeichnet ihn nach unseren Sitten so sehr aus, daß ich ihm gerne nur dieser Gesinnungen wegen eine Bildsäule unter den Weisen des Alterthums setzte."

Daniel Defoe.

Geboren 1663. Gestorben 1731.

Wie oft ein Gedanke — selbst Dem unerwartet, von welchem er ausging — zündet und trifft, so hat Defoe's „Robinson Crusoe" die Welt erobert, ohne es zu ahnen, und alles Verdienstvolle, was der Dichter desselben sonst noch schuf, hat gleichsam nur der Rücksicht für dieses eine Werk seine Anerkennung zu danken. Daniel war der Sohn des James Foe, eines Bürgers und Fleischers, und zu London im Kirchspiele Cripplegate geboren. Wann und aus welchem Anlasse er seinem väterlichen Namen die Sylbe De vorgesetzt, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Er war ein Dissenter und wahrscheinlich gehörte auch sein Vater dieser Gemeinde an. Bereits in seinem einundzwanzigsten Jahre trat er mit seinem „Treatise against the Turks" als Schriftsteller auf, obschon er sich eigentlich für den Handel bestimmt hatte. Bald in die politischen Parteien seiner Zeit und in den Auf-

stand des Herzogs von Monmouth verwickelt, entging er doch glücklich der Gefahr und betrieb darauf in London schriftstellerische Arbeiten und Handelsgeschäfte. Aber unglücklich erst als Roßhändler, dann als Ziegelfabrikant, mußte er einen Vergleich mit seinen Gläubigern treffen; doch leistete er denselben später volle Zahlung. Seine Satyre »The true born Englishman« (1701), worin er bewies, wie thöricht es sey, wenn ein Volk, das selbst eine Mischung verschiedener Stämme sey, König Wilhelm als einen Fremden verwerfen wolle, fand großen Beifall. Als er aber 1702, wo die bischöfliche Kirche feindliche Gesinnungen gegen die Dissenters ankündigte, in der Schrift „The shortest way with the dissenters" gegen jene auftrat, ward er vom Parlament als Aufwiegler zu Prangerausstellung, Geldstrafe und Gefängniß verurtheilt. Er ertrug die Schmach mit Gleichmuth und schrieb eine Hymne auf den Pranger. Sein Werk »De jure divino« (1706) war eine Satyre gegen die Lehre vom göttlichen Herrscherrecht. Unter der Königin Anna bei den Unterhandlungen über die Union zwischen Schottland und England gebraucht, deren Geschichte er später schrieb, ward er nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, der politischen Schriftstellerei müde und trat, nachdem er 1714 eine moralische Schrift: „The family instructor," die er später, 1722, in der „Religious courtship" fortsetzte, herausgegeben hatte, 1719 mit seinem bekanntesten Werke: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York," hervor, ein Werk, das fast in alle europäischen Sprachen übersetzt ist. Ermuntert, ließ er mehre ähnliche Abenteurergeschichten folgen, z. B. „Capitain Singleton," „Roxolana," die aber längst vergessen sind. Außer vielen anderen Schriften, namentlich über Handel, ist noch seines witzigen Buches „Political history of the devil" (1726) zu gedenken. Er starb den 26. April 1731 zu London an den Folgen eines Schlagflusses.

Defoe und Swift, obgleich in Erziehung, Meinungen und Charakter weit von einander unterschieden, haben doch zu gleicher Zeit auffallend ähnliche Seiten. Beide sind merkwürdig durch die ungezierte Einfachheit ihrer Erzählungsweise; beide mischen so viele kleine Umstände ein und stellen die Namen ihrer Personen, die Vorgänge und Orte mit so vieler Genauigkeit fest, daß der überraschte Leser unwillkürlich bewogen wird, sie als wirklich anzunehmen. Es erscheint unmöglich, daß Dasjenige, was so kunstlos vorgetragen wird, eine Erdichtung seyn sollte, besonders da die Erzähler die Schilderung ihrer Reisen mit allerlei Beziehungen auf lebende

oder solche Personen beginnen, die sie als lebend angeben und deren Aufenthalt sie mit so täuschender Genauigkeit beschreiben, daß man endlich glaubt, eine Erzählung müsse aufrichtig seyn, die, wenn sie unwahr wäre, der Unwahrheit so leicht zu überführen seyn würde. Zudem sind die Nebensachen so überaus umständlich auseinandergesetzt, daß man wähnt, sie hätten gar nicht erzählt werden können, wenn sie nicht wahr wären. Den „Robinson Crusoe" des Defoe anlangend, so ergötzt uns derselbe durch das eigenthümliche Schauspiel, wie eine Schwierigkeit nach der andern überwunden wird, und wie der menschliche Geist und Scharfsinn in den allerwidrigsten Lagen nicht nur Aushilfe findet, sondern selbst Behagen schafft. Nie nöthigte ein menschliches Wesen uns größere Theilnahme an seinem Schicksale ab, als dieser schiffbrüchige Seemann; wir gehen auf alle seine Bedrängnisse ein, und jeder rostige Nagel, den er findet, erfüllt uns mit Freude. So lernen wir dabei das Glück unserer bequemen Lage schätzen, und fühlen uns zur Thätigkeit angeregt; vor Allem aber gewinnen wir wieder Vertrauen und fromme Zuversicht auf die göttliche Barmherzigkeit und Güte. Zugleich fand der Verfasser, indem er seinen Helden auf ein unbewohntes Eiland im westlichen Ocean versetzte, Gelegenheit, Scenen herbeizuführen, welche mit dem Verdienste der Wahrheit alle Schrecknisse und Abenteuerlichkeiten der unglaublichsten Erdichtung verbinden. Die Fußtritte im Sande von jenen Indianern, welche an der einsamen Küste landen, um ihre Gefangenen zu verzehren, flößen uns Schrecken und Bangen ein, und nachdem wir der Furcht, Crusoe dem Hunger erliegen zu sehen, überhoben sind, geben wir uns neuen Besorgnissen für seine Sicherheit hin. Die Errettung Freitags und der ganze Charakter dieses jungen Indianers sind wunderschön geschildert; kurz, unter allen Werken, die jemals gedichtet und erdichtet wurden, ist „Robinson Crusoe" eines der interessantesten und anziehendsten.

Benjamin Constant.

Geboren 1767. Gestorben 1830.

Henri Benjamin Constant de Rebecque, unter den Staatsmännern und Publizisten der Neuzeit mit Auszeichnung genannt, wurde den 25. Oktober 1767 zu Lausanne geboren. Seine Familie hatte nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes sich aus Frankreich hinweg — und nach Genf gewendet; aber sein Vater, früher General eines schweizerischen Regiments in holländischen Diensten, ein Freund und Verehrer Voltaire's und selbst als Romandichter nicht unvortheilhaft bekannt, siedelte 1791 nach Frankreich zurück. Nachdem der Sohn seine Studien auf den Universitäten Edinburgh und Erlangen vollendet und sich eine Zeit lang zu Braunschweig als Kammerherr der regierenden Herzogin aufgehalten hatte, ging er, von den revolutionären Ideen begeistert, nach Paris (1795) und erschien schon 1796 vor dem Rathe der Fünfhundert, um als Abkömmling protestantischer, durch die Widerrufung des gedachten Ediktes vertriebener Vorfahren, das Bürgerrecht geltend zu machen. Zugleich trat er mit Glück als politischer Schriftsteller auf, und seine Werke: „De la force du gouvernement actuel de la France et de la necessité de s'y rallier" und: „Des effets de la terreur," worin er die neue Konstitution vertheidigte und sich dem Despotismus und der Anarchie gleich abgeneigt zeigte, erregten allgemeines Aufsehen. Als Mitglied des konstitutionellen Zirkels und vorzüglich als Tribun zeichnete er sich durch eifrige Vertheidigung der Freiheit und Rechte der Bürger aus, brachte aber sowohl dadurch als auch durch seine Schrift: „Des suites de la contrerévolution de 1660 en Angleterre" den ersten Konsul so sehr gegen sich auf, daß er 1802 aus dem Tribunate verdrängt wurde und die Weisung erhielt, Paris zu verlassen. Er ging mit der Frau von Staël, welche wegen ihrer gefährlichen Intriguen aus Frankreich verwiesen worden war, nach Coppet, wo er den Wissenschaften lebte und einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten und Staatsmännern unterhielt, wodurch er im Geheimen fortwährend und bedeutend wirkte. Der nicht sehr gelungene Roman: „Adolphe," worin

der Verfasser einen Theil der Geheimnisse seines Herzens niedergelegt haben soll, entstand um diese Zeit. Der Aufenthalt in Coppet sagte ihm nicht lange zu und er ging nach Weimar, wo er den Winter 1804 mit Goethe, Schiller (dessen »Wallenstein« er 1809 für die französische Bühne bearbeitete), Wieland, Johannes von Müller und anderen ausgezeichneten Männern Deutschlands verlebte. Sein Werk über die Religion („De la religion considerée dans sa source, ses formes et ses developpemens"), welches er erst kurz vor seinem Tode vollendete, beschäftigte ihn fast ausschließlich. Er lebte darauf ruhig in Göttingen und in freundschaftlichen Verhältnissen mit Heeren, Heyne, Creutzer und Görres bis zu dem Zurückzuge der Franzosen aus Deutschland. Die Schrift: „De l'esprit de conquète et de l'usurpation dans leurs rapports avec la civilisation européenne," gab wieder das erste Zeichen seines politischen Lebens. Er ging nun nach Paris zurück und trug durch seine schnell aufeinander folgenden Broschüren: „Réflexions sur les constitutions, la distribution des pouvoirs et les garanties dans une monarchie constitutionelle;" „De la liberté des brochures, des pamphlets et des journeaux sous le rapport de l'interêt du gouvernement;" „Observations sur le discours prononcé par le ministre de l'intérieur en faveur du projet de loi sur la liberté de la presse" und: „De la responsabilité des ministres," die sich alle durch Gediegenheit und Klarheit auszeichnen, nicht wenig zur Verbreitung der konstitutionellen Ideen in Frankreich bei. Er schien der eifrigste Anhänger der Bourbons geworden zu seyn, und dennoch ließ er sich von Napoleon, welcher unterdessen Elba verlassen hatte, zum Staatsrathe ernennen und bereden, an der Zusatzakte, welche den allgemeinen Unwillen in so hohem Grade erregte, mitzuarbeiten — ein Schritt, der ihm in der öffentlichen Meinung nicht wenig geschadet hat. Nach der zweiten Restauration ging er nach England, wo er seine „Mémoires sur les cent jours" schrieb. Er erhielt 1816 die Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren und machte sogleich seine Anwesenheit durch die, Chateaubriand's Ansichten bekämpfende Flugschrift „über die politische Doktrin" bemerkbar. Zweimal ward er (1819 und 1824 nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten) zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt, wo er stets der hartnäckigste Gegner des Ministeriums war, wie seine besonders gegen den Adel gerichtete Schrift: „des motifs, qui ont dicté le nouveau projet de loi sur les élections" zur Genüge beweiset. Am meisten beschäftigte ihn aber die Frage über die Preßfreiheit; seine in dieser Beziehung gehaltenen zahlreichen Reden sind

vielleicht das Gediegenste, was über diesen Gegenstand je gesprochen und geschrieben worden ist. Es ist zu verwundern, wie Constant bei allen diesen politischen Kämpfen Zeit finden konnte, mehre gehaltreiche Werke, wie „Principes de politique," „Principes du droit public" und andere mehr auszuarbeiten und eine Menge Aufsätze für verschiedene politische und wissenschaftliche Journale zu liefern. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung Ludwig Philipp's; sobald er jedoch die Freiheit von Neuem bedroht zu sehen glaubte, erhob er sich wieder als ihr eifrigster Vertheidiger und würde jetzt sicher den letzten Platz auf der äußersten Linken einnehmen, wenn nicht der Tod sein thatenreiches Leben am 8. Dezember 1830 geendet hätte. Ganz Paris folgte seinem Sarge. Constant's Charakter ist jedenfalls ein ehrenvoller und ehrenfester zu nennen; das Spiel und die Weiber, denen er leidenschaftlich ergeben war, verleiteten ihn zwar zu manchen Verirrungen, die er aber immer um so eifriger wieder gut zu machen suchte. Als Redner schien er auf den ersten Augenblick von geringer Bedeutung, nach und nach erhob sich aber seine Stimme und wurde lebhafter und wohltönender; man wurde nicht müde, seinen Geist und Witz, seine Gelehrsamkeit und besonders die bittere Ironie und kalte Höflichkeit, wodurch er seine zornsprühenden Gegner zur Verzweiflung zu bringen wußte, zu bewundern. Seine sehr zahlreichen Schriften zeichnen sich fast alle durch Klarheit, praktische Tendenz, Gründlichkeit und durch einen leichten, fließenden Styl aus; nur selten fällt er in leere Deklamation, den gewöhnlichen Fehler französischer Schriftsteller.



P. P. Royer-Collard.

Geboren 1763. Gestorben 1836.

Der Name dieses berühmten Mannes ist in den politischen und philosophischen Angstrufen der Zeit oftmals laut geworden, und noch jetzt gilt er der Partei der Doktrinärs, trotz ihrer neueren Zerklüftung, als mehr oder minder offenes Losungswort. Pierre Paul Royer-Collard kam in Sompuis bei Vitry-le-François zur Welt, widmete sich der Jurispru-

denz und war beim Ausbruche der Revolution Parlamentsadvokat. Aus Ueberzeugung den Grundsätzen einer echt-konstitutionellen Monarchie huldigend, nahm er an den Bewegungen der revolutionären Partei lebhaften Antheil und ward zum Mitgliede des Pariser Gemeinderathes gewählt, welche Stelle er aber noch in demselben Jahre, weil er den Gang, welchen die Revolution nahm, nicht billigen konnte, wieder niederlegte. Nachdem er die Schreckensherrschaft glücklich überdauert hatte, trat er 1797 durch die Wahl des Departements der Marne als Deputirter in den Rath der Fünfhundert, wurde aber schon nach einigen Monaten, weil er sich mit Kraft gegen den von den Priestern geforderten Eid und für die Zurückbringung der Deportirten aussprach, wieder ausgestoßen. Er diente nun einige Zeit dem Interesse des vertriebenen Königs, bis dieser sich gezwungen sah, nach England zu flüchten, wodurch sich der zum Zwecke seiner Zurückberufung in Frankreich organisirte Rath, zu welchem Royer-Collard gehörte, auflös'te. Er lebte darauf, der Politik fremd, einzig und allein den Wissenschaften und ward 1811 Professor der neueren Philosophie an der Pariser Universität und Dekan der philosophischen Fakultät. Seine philosophischen Ansichten waren, wie aus seinem „Discours" hervorgeht, die der auf Erfahrung gestützten schottischen Schule, und fanden durch seinen trefflichen Vortrag viele Freunde und Anhänger. Unter seinen Schülern saß auch der in der neueren Zeit berühmt gewordene Philosoph Cousin. Nach der Zurückkunft der Bourbons ward er zum Generaldirektor des Bücherwesens, zum Staatsrathe und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Während der hundert Tage legte er alle Stellen außer seiner Professur nieder, nahm sie aber nach der zweiten Restauration wieder an und erhielt dazu noch das Präsidium der königlichen Kommission des öffentlichen Unterrichtes, in welcher Stelle er sehr erfolgreich und wohlthuend wirkte; besonders blühte unter seinen Auspizien die Normalschule auf, welche aber zum Schaden der allgemeinen Bildung ein zu schnelles Ende nahm. Als Deputirter des Departements der Marne (1815) stimmte er mit der Minorität, erklärte sich kräftig gegen die Wiedereinführung alter Privilegien, für die Aufrechthaltung volksthümlicher Institutionen und für die strenge Befolgung der Charte. In der Kammer von 1817 zeigte er neben gleich freisinnigen Ansichten gleiche Mäßigung, obschon er sich dadurch immer mehr die Feindschaft der ministeriellen Partei zuzog. Um diese Zeit schlossen sich die sogenannten Doktrinärs, welche ihr politisches System eines konstitutionellen Königthums auf Vernunft und geschichtliche Ueberzeugung grün-

beten und mit unabweisbarer Beharrlichkeit geltend zu machen suchten, näher an einander an, und Royer-Collard galt als ihr Haupt. Um seine Ansichten unabhängiger durchführen zu können, trat er 1819 von der Leitung des öffentlichen Unterrichtes zurück und zeigte sich desto thätiger in der Kammer. Er sprach mit großem Beifalle gegen die Ausnahmsgesetze, gegen den Kredit für den spanischen Krieg (1823), gegen das Sakrilegiengesetz, gegen die Aufhebung des Wahlgesetzes von 1817 und gegen andere Maßregeln und Projekte der Ultra's. In den Kammern von 1828, 1829 und 1830 war er Präsident und blieb nach der Julirevolution, die er kräftig unterstützte, stets Deputirter. Seit 1827 war er auch Mitglied der französischen Akademie. Die letzte Anstrengung des altersschwachen Greises war gegen die der Charte nicht entsprechenden Gesetze, welche man nach dem Attentate Fieschi's durchzuführen versuchte, gerichtet. Sind die Doktrinärs auch in ihrem Ansehen bei dem französischen Volke gesunken, so machte doch Royer-Collard eine ehrenvolle Ausnahme. Seine Rechtlichkeit wurde von keiner Partei in Zweifel gezogen, alle achteten und schätzten ihn und Jeder hörte gern seine energische und lichtvolle Rede.

Nikolaus Niketas.

Geboren um 1790.

Nicht einem jeden Wirken ist es vergönnt, durch eine Folgenreihe verketteter Bestrebungen sich zu einem bestimmten Ziele hinzuringen. Zufall und Ungunst der Umstände brechen oft den feurigsten Willen mitten im kühnen Ansatze ab, und lassen aus manchem Leben nur den Glanz einzelner Thaten hervorblitzen, ohne die Verknüpfung derselben zu einem Ganzen zu gestatten. So leuchtet aus den verworrenen Gruppen des griechischen Befreiungskampfes hier und dort einige Male, groß und furchtbar heroisch, die Gestalt des Türkenfressers (Turkophagos) Nikolaus Niketas oder Nikitas hervor, und verschwindet dann in dem Schwalle jener Erscheinungen, ohne daß unser Auge seitdem ihm wieder begegnet. Als griechischer Kapitano schloß er sich mit Eifer der Sache seines Vaterlandes an, und seine wilde Tapferkeit ward den Seinigen zur blinden Zuversicht, den Fein-

den zum Schrecken. Durch genaue Kenntniß des Terrains unterstützt, welches er als Bandenführer trefflich zu benutzen verstand, erfocht er oft mit den dürftigsten Hilfsmitteln staunenswerthe Vortheile. So hielt er mit nicht mehr als neunzig Griechen bei Doliana fünf Stunden lang den Kiaja-Bei auf, welcher mit dreitausend Mann hundert Wagen mit Lebensmitteln geleitete, bis einige hundert Bauern die Niederlage der Türken vollendeten. Später zog sich Niketas, der eben Napoli di Romania mit Kapitulation zu nehmen gehofft hatte, in Gemeinschaft mit Mauro Michali und Ypsilanti, das ebene Land verwüstend, auf die Höhen bei Argos; Ypsilanti hielt in der verfallenen Burg von Argos den Fortschritt des Feindes auf; die griechische Flotte vereitelte den Entsatz von Nauplia durch die große türkische Flotte; Odysseus bemächtigte sich der Pässe des Geranion; Kolokotroni aber, der von Patras, das er umzingelt hielt, herbeigeeilt war und alle Mannschaft zu der Fahne des Kreuzes gerufen hatte, übernahm den Oberbefehl und besetzte noch in den letzten Tagen des Juli 1822 die Pässe zwischen Patras, Argos und Korinth; wodurch er den Türken die Verbindung mit Thessalien und dem Heere Churschid's abschnitt. Darauf begann auf allen Seiten der kleine Krieg. Am 8. August erbot sich der türkische Oberfeldherr Dram Ali Pascha, dessen Truppen nur Pferdefleisch zur Nahrung hatten, Morea zu räumen; aber Kolokotroni verwarf den Antrag. Nun wollte sich der Pascha mit dem Säbel in der Faust nach dem Isthmus von Korinth durchschlagen; aber Niketas schlug in dem Passe von Treres durch kühnen nächtlichen Ueberfall die getrennten Züge der Türken am 9. und 10. August, so daß kaum zweitausend Mann ohne Gepäck und Geschütz den Isthmus erreichten, wo sie Ypsilanti vollends zerstreute. Einige tausend Türken, welche bisher noch den Isthmus und Akrokorinth besetzt gehalten hatten, nun aber die Landenge räumen mußten, wurden, als sie sich nach Patras durchschlagen wollten, ebenfalls von dem wachsamen Niketas überfallen und in den Engpässen aufgerieben. Noch zweimal wurde des Türkenfressers Name im Verlaufe jenes Krieges genannt; einmal 1823, wo er einen Theil des Heeres unter Kolokotroni gegen die Türken in Livadien und Thessalien befehligte, und 1824, wo er den Oberbefehl an der thessalischen Gränze führte; — seitdem verhallte dieser einst so gefürchtete Name, wie es scheint, für immer.

Günther Graf von Schwarzburg,

deutscher König.

Geboren 1304. Gestorben 1349.

Unter den ältesten erlauchten Geschlechtern Deutschlands nennt die Geschichte mit Ruhm das noch jetzt in zwei Linien blühende, regierende Fürstenhaus Schwarzburg, das mehr als einmal in die Geschicke des Reiches entscheidend eingegriffen. Die Wurzeln des edlen Stammes schlingen sich bis an das Ende des zehnten Jahrhunderts zurück, wo wir bereits beglaubigten Spuren desselben begegnen, so daß also keineswegs, wie bisweilen geschrieben worden, die Abstammung erst gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Zusammenhang und Zuverlässigkeit erhält, wenn auch die Herleitung von Wittekind oder von dem Römer Ariovist billig in das Gebiet der Fabel verwiesen wird. Als den ältesten Ahnherrn kennen wir Sizzo I., einen thüringischen Grafen (Comes inclytus Thuringorum), der sein Andenken auch durch den Bau einer Kirche zu Naumburg (1027) erhielt. Berühmt aber ward sein Sohn, der „divus Hermita" Graf Günther I., der als Kirchenheiliger Achtung gebietend an der Ursprungsquelle des hohen Geschlechtes steht. Die wenig bekannten Nachrichten über ihn sind zu bezeichnend für das Aufblühen und die Genealogie seines Hauses, als daß wir sie hier übergehen möchten. Eine unstäte Jugend bewog den Grafen Günther I., der Welt frühzeitig zu entsagen, obgleich er — was einen günstigen Schluß auf seine Macht und sein Ansehen ziehen läßt — mit Ungarns erstem christlichen Könige, Stephan I., und durch diesen, welcher bekanntlich Kaiser Heinrich's II. Schwester Gisela zur Gemalin hatte, mit dem sächsischen Kaiserhause verwandt war. Er vergab sein Eigen seinem Sohne Sizzo II., einen Theil aber stiftete er in das Kloster Gellingen, welchem der heil. Wigbert als Abt vorstand. Sodann begab sich Günther nach Rom, legte die Gelübde ab, ward 1006 Benediktiner zu Altaich in Niederbaiern, und zwei Jahre darauf Eremit bei Richnach, wo er später ein Kloster gründen half. (So weit Wolfheri Vita S. Godehardi Episc. Hildesh. in Act. S. S. ad 4. Majum.) Im Jahre 1011 wählte

Günther, auf Anrathen des heil. Godehard, eine Gegend des Böhmerwaldes, Breznik, zur Eremitage (dieser Ort des böhmischen Prachiner Kreises heißt jetzt Gutwasser, auch St. Günther), wo der heilige Mann durch fünfunddreißig Jahre lebte; 1012 wurde er bei einer Jagd von dem böhmischen Herzoge Udalrich gefunden, zum Taufpathen des Thronfolgers, Bretislaw, erbeten, auch allmälig zu Staatsberathungen gezogen. Achtundzwanzig Jahre nachher (1040) griff Günther in die Kriege ein, welche Bretislaw I. mit Kaiser Heinrich III. führte, indem er z. B. die Auslösung der baierischen Gefangenen vermittelte (interveniente Gunthario Eremita incolumes reducti etc. Herm. Contract. ad a. 1040), und sich hierdurch den Kaiser selbst verpflichtete, der ihm hierüber in eigener Urkunde (vom 17. Januar 1040) seinen Dank aussprach (idem Guntherus pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate. Wig. Hund. S. S. Salisb. II. 39). Günther starb am 9. Oktober 1045 in seiner Klause, nachdem er die Stunde seines Todes vorhergesagt. Begraben wurde er in dem Brewnower Benediktinerstifte bei Prag, und ihm daselbst nach seiner, im dreizehnten Jahrhunderte erfolgten Kanonisation vor dem St. Stephansaltare ein Grabmal gesetzt, das den Heiligen in ganzer Figur im Eremitenkleide darstellt, mit der Umschrift: et LVX aeterna luceat il LIS. St. Günther's Tag ist der 28. November. (Als Quelle über ihn diente uns die gelehrte Monographie des Brewnower Abtes: Bonaventurae Piter Thesaurus absconditus in agro seu Monasterio Brewnowiensi prope Pragam; S. Guntherus confessor et Heremita. E. cod. Ms. Brunae, 1762; in 4.)

Des Heiligen Sohn, Graf Sizzo II., setzte den Stamm fort, und sein Enkel, der nach 1157 verstorbene Sizzo III., erscheint als Graf Schwarzburg und Käfernburg. Von des Letzteren Enkeln ward Heinrich II. (gest. 1193) der Stammvater der Grafen und Fürsten von Schwarzburg. In der Reihe seiner Nachkommen begegnen wir zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts dem Grafen Heinrich XII. (gest. 1313), dessen Sohn, Günther Graf zu Schwarzburg, Herr zu Arnstadt und Blankenberg (geb. 1304, nach Anderen 1302, auf dem Blankenberger Schlosse), hier in Kürze geschildert werden soll. (Sein Porträt wurde einem alten Holzschnitte des berühmten Michael Wohlgemuth, der in Schedel's 1493 zu Nürnberg erschienenem „Buch der Chroniken &c." sich befindet, entnommen.)

Nicht der kurze Traum der Kaiserkrone, dem der ritterliche Graf sich hingab; nicht der tragisch-romantische Nimbus, mit welchem sein Verhängniß ihn umflocht; wohl aber der kraftvolle und biedere, echt deutsche

Sinn, der aus seinem Handeln spricht, und welcher selbst seinen Gegnern Achtung abnöthigte, öffnet ihm das Pantheon der Geschichte. Dem edlen Kriegshandwerke mit ganzer Seele zugethan, über eine kleine, aber durch den Muth ihres Führers starke Schaar gebietend, machte Graf Günther sich als Bundesgenosse sowohl dem Kaiser Ludwig dem Baiern, der ihn zunächst zur Politik des Hauses Baiern hinzog, als auch dem Erzbischof Heinrich von Mainz während der Plackereien auf dem Eichsfelde, wichtig. Seine Würde als Landrichter (Judex generalis) in Thüringen mehrte seinen Einfluß, und von Wichtigkeit war daher seine Theilnahme in dem dreijährigen thüringischen Grafenkriege wider den Landgrafen Friedrich den Ernsthaften, der in einem hitzigen Treffen bei Erfurt beinahe erschlagen worden wäre, bei der Belagerung von Arnstadt aber den Grafen Günther sammt dessen Sohne während eines Ausfalles gefangen nahm, und sie in Erfurt verwahren ließ. Doch erlangten Beide bald wieder ihre Freiheit, und die Fehde brach noch einmal aus, bis endlich (1345) ein dauernder Friede erfolgte.

Dies Alles waren nur Vorspiele eines größeren Verhängnisses, für welches Graf Günther ausersehen war. Die Anlässe dazu lagen in der immer feindseligeren Spannung zwischen dem römischen Könige Karl IV. und dem baierischen Hause, welches Jener durch Begünstigung des falschen Waldemar endlich ganz aus dem Besitze Brandenburgs zu verdrängen Anstalt traf. Um dieser Gefahr vorzubeugen und zugleich sich an Karl zu rächen, beschloß die baierische Partei, einen Gegenkönig auf den deutschen Thron zu setzen. Sie warf ihre Blicke auf mehre mächtige Reichsfürsten; aber keiner wollte die gefährliche Ehre annehmen. Da erkannten die Mißvergnügten, daß Graf Günther von Schwarzburg am sichersten der Mann seyn würde, der, auf ihre Macht gestützt, den nöthigen Muth und Unternehmungsgeist besäße, um Karl'n die Krone zu entreißen und zu behaupten. Günther war zu besonnen, um vorschnell auf den Antrag einzugehen. Nicht ohne Grund besorgte er, daß die Kurfürsten, welche ihn zu diesem Schritte drängten, ihn würden fallen lassen, sobald sie ihre Absicht durch ihn erreicht hätten. Endlich gab er zwar ihren wiederholten Betheuerungen nach, aber sein biederer Sinn verläugnete sich auch hierbei nicht, denn er erklärte feierlich, daß er die deutsche Krone nur unter der Bedingung annehmen werde, wenn ihn die Mehrzahl der Kurfürsten, ohne alle Bestechung, blos aus Furcht Gottes und zum Nutzen des Reiches, erwählen würde; dabei solle noch vorher in Frankfurt durch die Kurfürsten, mit Zuziehung anderer

Fürsten und Edlen, der Ausspruch gethan werden, daß das Reich wirklich erledigt sey, und daß demjenigen Theile der Wahlfürsten, die ihm ihre Stimme geben wollten, die Kur mit Recht gebühre. Nach diesen Vorgängen versammelte sich (30. Januar 1349) die baierische Partei auf den Wahlfeldern vor Frankfurt; der Mainzer Erzbischof, Heinrich von Virneburg, führte den Vorsitz und verkündete bereits am folgenden Tage in seinem, in der Rheinpfalzgrafen, in Ludwig's von Brandenburg und Erich's von Sachsen-Lauenburg Namen, den Städten in der Wetterau: daß der edle Mann, Günther, Graf zu Schwarzburg und Herr zu Arnstadt, zum römischen Könige erkoren worden sey. In dem Wahldiplome machten sich jene Fürsten verbindlich: dem Könige Günther wider Karl, „der sich König in Böhmen nennet," und wider Alle, die ihn an seinen Gütern hindern und irren wollten, den Papst nicht ausgenommen, beizustehen, auch ohne seinen Willen weder mit Karl, noch mit dem Papste und deren Helfern Frieden zu schließen. Die Stadt Frankfurt weigerte sich Anfangs, das neuerwählte Reichsoberhaupt einzulassen, und verlangte: König Günther solle herkömmlicher Weise sechs Wochen und drei Tage auf den Feldern vor der Stadt seinen Gegner erwarten, um mit ihm den Streit über das Reich durch die Waffen zu entscheiden. Weil jedoch Karl nicht erschien, so wurde er am siebenten Tage nach der Wahl von den Städten Friedberg, Gelnhausen und Frankfurt anerkannt. Der neue König hielt seinen Einzug in die letztgenannte Stadt, wurde hier, nach alter Sitte, auf den Hochaltar der Bartholomäuskirche erhoben und dem versammelten Volke als Reichsoberhaupt vorgestellt.

König Günther's Streitkräfte waren, seinem mächtigen Feinde gegenüber, gering, und zu seinem Schmerze mußte er gewahren, daß selbst seine nahen Verwandten, Graf Heinrich von Hohnstein und die Grafen, Günther (XV.) und Heinrich von Schwarzburg, ihn aufgaben und sich auf die Seite des Gegners schlugen. Dennoch beschloß er, als ein König um seine Krone zu kämpfen, ernannte, um zunächst für seine Familie und seine Unterthanen zu sorgen, seine Schwäger, die Grafen von Hohnstein, zu Verwesern seiner schwarzburgischen Lande und für den Fall seines Todes zu Vormündern seiner Kinder, und rüstete sich zum Kriege. Sein ritterlicher Muth glaubte so wenig an eine Gefahr, daß er zu Kassel, wohin König Karl die Reichsvasallen und Städte wider ihn aufgeboten hatte, ein Turnier ansagen ließ, um darzuthun, wie die Kriegsanstalten seiner Feinde ihn nicht kümmerten.

LXXIX

NIKETAS

GÜNTHER V. SCHWARZBURG

1304 1349

BANER

1596 1641

STENBOCK



Verlag von C. A. Hartleben in Pesth

Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

Indeß suchte König Karl, dessen friedlicher und kluger Sinn nicht gern nach dem ungewissen Loose des Krieges griff, zumal da seine tiefberechnete Politik auch mit friedlichen Mitteln ihr Ziel zu erreichen gewöhnt war, dem kampfbegierigen Gegner auf andere Weise beizukommen, als dieser, der nur eine Entscheidung durch die Waffen vor Augen hatte, ahnete. Unerwartet vermälte Karl, dazumal Witwer, sich mit der Tochter des Rheinpfalzgrafen Rudolf und söhnte sich dadurch nicht nur mit diesem seinen bisherigen Gegner, sondern, mit Ausnahme des Markgrafen Ludwig, auch mit den übrigen baierischen Fürsten aus, so daß Günther sich plötzlich von seinen Verbündeten aufgegeben und seinem Schicksale überlassen sah. Doch auch in dieser schwierigen Lage blieb sich Günther's Muth gleich, und, obwohl selbst von seinen früheren Anhängern bestürmt, freiwillig seiner Würde zu entsagen, wies er alle lockenden Anerbietungen von sich, fest entschlossen, nur das Schwert zwischen ihm und seinem Gegner entscheiden zu lassen.

Da begab es sich, daß Günther schwer erkrankte. Ein Frankfurter Arzt, Namens Freidank, reichte ihm eine Arznei, welche Günther mit einigem Mißtrauen empfing, denn er verlangte von dem Arzte, daß Dieser den Trank vorkosten sollte. Freidank that es, und starb nach drei Tagen; ob der Trank vergiftet, oder, nach damaliger barbarischer Therapie, nur aus zu scharfen Substanzen gemischt gewesen, ist, eben so wie der Urheber der vermeintlichen Vergiftung, unermittelt geblieben. Bei dem Könige Günther trat die tödtende Wirkung langsamer ein; doch schwoll er bald nach dem Genusse des Trankes am ganzen Körper, und fühlte sich gelähmt und ermattet. Aber die Kraft seines Geistes behauptete sich auch bei des Leibes Siechthum. Unerschrocken rückte der kranke Held seinen Feinden entgegen, um ihnen den Rheinübergang streitig zu machen. Doch sein kleines Häuflein vermochte der überlegenen Schaar des Grafen Eberhard von Würtemberg nicht die Spitze zu bieten, und Günther mußte, noch immer zu äußerstem Widerstande entschlossen, sich in das, dem Heinrich von Virneburg gehörige Städtchen Eltville (Elfeld) im Rheingau werfen. Hier von den wider ihren Erzbischof empörten Mainzern belagert, erwartete er Beistand von Ludwig von Brandenburg. Statt mit Truppen, erschien dieser ganz allein und rieth dem Manne, den er als seinen König anerkannt und ihm Schutz wider jeden Feind zugeschworen hatte, zum Nachgeben und zur Unterwerfung. Da, als er auch den letzten Freund wortbrüchig sah, brach dem kühnen Günther, dessen Muth Nichts zu beugen vermocht hatte, das Herz. Er fühlte sich krank zum Sterben, und alle Plane auf irdische

Hoheit von sich werfend, gedachte er nur noch seiner Familie, deren Zukunft er sicherstellen wollte. Er nahm die ehrenvollen Bedingungen König Karl's an, unterzeichnete (26. Mai 1349) den Friedensvertrag mit demselben, entsagte, gegen eine Entschädigung von zwanzigtausend Mark Silbers, die Tilgung eines Frankfurter Anlehens von zwölfhundert Mark und den lebenslangen Genuß gewisser Einkünfte aus Thüringen und dem rheinischen Zollgefälle, der deutschen Krone, und empfing die Lehen über seine Erblande in der Grafschaft Schwarzburg und was er sonst durch seine ritterlichen Dienste erworben, oder pfandweise innehatte.

Ausgesöhnt mit seinen Feinden und beruhigt über das Schicksal der Seinigen, lebte Günther nur noch wenige Wochen und erlag seinem unheilbaren Uebel am 19. Juni 1349. Von seiner Gemalin, Elisabeth von Hohnstein, welche nach dem Tode ihres erlauchten Gemals ihren Sitz zu Saalfeld aufschlug, hinterließ er einen Sohn, den Grafen Heinrich XXII. von Schwarzburg, und vier Töchter: Elisabeth, Agnes, Mechtild und Sophia, von denen die Erstgenannte zu Ilm den Schleier nahm, die übrigen an drei Grafen von Henneberg, Mansfeld und Orlamünde sich vermälten. König Karl ehrte das Andenken des ruhmvollen Gegners, indem er ihn persönlich zur Gruft geleitete. Zwanzig Reichsgrafen trugen die Leiche des Helden mit königlichem Trauergepränge in die St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt, wo ihn noch vor wenigen Monaten der Jubel des Volkes als Reichsoberhaupt begrüßt hatte, und ein prachtvolles Monument erhob sich über seiner Asche.

Johann Banér.

Geboren 1596. Gestorben 1641.

Dieser berühmte schwedische Feldherr des dreißigjährigen Krieges, der, im Vereine mit Torstenson, der Schule Gustav Adolf's entsproß und ihr die Feuerprobe des Sieges erkämpfte, stammte aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter seines Vaterlandes, und kam den 23. Juni 1596 auf dem Rittergute Djursholm bei Stockholm zur Welt. Düstere und blutige Eindrücke knüpften sich an seine Kindheit und mögen in ihm den Keim jener

Härte und Starrheit gelegt haben, die seinen Charakter bezeichnete. Seinen Vater, den Reichsrath Gustav Banér, ließ König Karl IX., wegen seiner Anhänglichkeit an Sigismund von Polen, im Jahre 1600 zu Linköping enthaupten, und bald darauf stürzte der verwaisete Knabe auf dem Gute Hörningsholm, wo seine trauernde Mutter sich aufhielt, aus dem dritten Stockwerke herab, doch ohne Schaden zu nehmen. Als er dann an den Hof des Königs kam und Dieser ihn in seine Dienste nehmen wollte, sagte der trotzige Knabe dem Monarchen in's Gesicht: er möge nicht dem Henker seines Vaters dienen, und wirklich nahm er erst nach Karl's IX. Hintritte Kriegsdienste. — König Gustav Adolf suchte gleich nach seiner Thronbesteigung durch mancherlei wohlthuende Handlungen die blutigen Erinnerungen an seinen Vater zu verwischen, und ernannte den seit 1614 als gemeinen Reiter dienenden Jüngling zum Offiziere und Kammerjunker. Fortwährend in der nächsten Umgebung des Königs, wurden Banér's glänzende Eigenschaften bald von Diesem bemerkt. 1620 zum Hauptmann, 1621 zum Obersten ernannt, eröffnete sich ihm im polnischen Kriege eine Laufbahn, die sein Name mit Glanz erfüllt hat. Doch zeichnete Banér sich Anfangs mehr durch Entschlossenheit und Hartnäckigkeit, als durch höheres Anführertalent aus; denn seine wissenschaftliche Bildung war höchst mangelhaft. Er benützte aber jede Gelegenheit, die Lücken seines Geistes auszufüllen, und ward dabei von seltenem Talente unterstützt. Während der Belagerung von Riga kämpfte Banér's Regiment auf den gefährlichsten Punkten mit Auszeichnung; er selbst ward noch vor Ende derselben (1623) zum Generalmajor, Anfangs 1630 zum Generallieutenant und Reichsrathe ernannt. Als solcher wohnte er den Berathungen wegen des Krieges mit dem Kaiser bei, und folgte dem Könige nach Pommern. Vor Wolgast war Banér nicht glücklich, und während des ganzen Feldzuges 1630 erhielt er auch kein selbstständiges Kommando wieder. Auch 1631 blieb Banér stets beim Hauptheere. In der Schlacht bei Breitenfeld befehligte er die Reiterei des rechten Flügels, wies einen Flankenangriff Pappenheim's mit Geschicklichkeit ab und verfolgte dessen Reiterei später so nachdrücklich, daß alle Versuche zu fernerem Widerstande fruchtlos blieben. Von diesem Tage an erhielt Banér den ehrenvollen Beinamen: „der schwedische Löwe.“ — Mit der Verfolgung und Beobachtung des geschlagenen Tilly beauftragt, während der König an den Main marschirte, entwickelte Banér ein neues Talent, das der Selbstbeherrschung, als Pappenheim ihn zum Gefechte nöthigen wollte; Banér wich ohne Kampf den 14. Januar 1632 bis hin-

ter die Saale zurück und bewirkte dadurch, im Verein mit einigen anderen Heerabtheilungen, Pappenheim's Vertreibung aus Niedersachsen desto sicherer. Vom Könige nach Baiern berufen, nahm Banér Theil an den Gefechten bei Donauwörth, am Lech und vor Ingolstadt, ward bei Nürnberg durch den Arm geschossen, und befehligte später die in Baiern bleibenden Truppen, als der König nach Sachsen marschirte. — Der Tod Gustav Adolf's machte auf Banér's Gemüth einen so heftigen Eindruck, daß er krank ward und um seine Entlassung bat, die aber verweigert wurde; doch konnte er wegen Kränklichkeit erst im Oktober (1632) zum Heere abgehen. Im folgenden Jahre führte der zum Feldmarschall ernannte Banér den Oberbefehl über alle in Schlesien stehenden Truppen, bekämpfte Wallenstein mit Glück, rettete bis zum Mai 1634 mehre feste Plätze an der Oder, gerieth aber wegen der Besetzung von Glogau mit dem Kurfürsten von Sachsen in Streit, der nicht ohne entscheidende Folgen blieb, und nur ein Vorspiel von der Wendung der sächsischen Politik war. — Wallenstein's Tod ebnete Banér's Siegesbahn; sein Einfall in Böhmen hatte wenig Schwierigkeiten; er unterwarf sich die nördliche Hälfte des Königreichs, mußte aber in Folge der Schlacht bei Nördlingen im September den Rückzug nach Thüringen antreten. In der ersten Hälfte des Jahres 1635 beurkundete Banér einen feinen politischen Takt und verzögerte dadurch den förmlichen Bruch mit Sachsen bis zum September. Dieses Ereigniß änderte die ganze Lage der Dinge. Auf die Erhaltung Mecklenburgs bedacht, gab Banér freiwillig auf, was er nicht decken konnte, ließ aber keine Gelegenheit vorbei, seinem neuen Gegner Abbruch zu thun. Eine Reihe gelungener Ueberfälle im Großen hatte zur Folge, daß der Kurfürst von Sachsen und die Kaiserlichen bis hinter die Havel zurückweichen mußten, hier aber ihre Vereinigung bewirkten und im nächsten Jahre Mecklenburg erobern wollten. Ein minder kühner Feldherr, wie Banér, würde bei der Ueberlegenheit seiner Gegner nur an Befestigungen oder an Rückzug gedacht haben. Banér sah aber schärfer. Ein plötzlicher Einfall in die sächsischen Lande schien ihm die beste Vertheidigung Mecklenburg's zu seyn, und er hatte sich wieder hinter die Havel gedrängt, und drei Monate später (März 1639) spielten die Schweden in Thüringen, Sachsen und Schlesien abermals den Meister. Königsmark streifte sogar mit sechstausend Reitern bis Schweinfurt. Freiberg widerstand mehren Angriffen Banér's. Dagegen schlug er ein sächsisches Korps bei Chemnitz, eroberte den 13. Mai Pirna und fiel hierauf in Böhmen ein. Hier hausten die Schweden ärger noch, als in

Sachsen, und behaupteten sich darin bis zum Mai 1640. Piccolomini verfolgte Banér bis in die Gegend von Erfurt, wo Beide sich eine Zeit lang beobachteten und nach unbedeutenden Gefechten endlich Winterquartiere bezogen. Friedensunterhandlungen waren die Ursache dieser seltenen Pause. Banér verheiratete sich während derselben mit einer Prinzessin von Baden-Durlach, seiner zweiten Gemalin. Die Friedensunterhandlungen versprachen keinen günstigen Ausgang, deshalb beschloß Banér, die in Regensburg versammelten Fürsten zu überfallen und der langweiligen Konferenz dadurch ein schnelles Ende zu machen. Die Idee war großartig, die Ausführung nicht minder, der Erfolg aber nicht befriedigend; das zu späte Eintreffen des Generals Guebrient und Thauwetter waren die Ursache, daß die Fürsten nur verjagt, nicht gefangen wurden. — Die dadurch entstandene Lage der Dinge machte schnellen Rückzug durch Böhmen nöthig. Tiefer Schnee und Piccolomini's Verfolgung erschwerten ihn ungemein. Des Generals Slange heldenmüthige Vertheidigung von Wald-Neuburg rettete das Heer vor wahrscheinlicher Niederlage. Banér war überdies tödtlich krank und mußte sich oft tragen lassen. Der Rückzug ging ohne Aufenthalt bis Niedersachsen. Den 10. März 1641 unterlag Banér's Körper den Schmerzen und Anstrengungen, wohl auch den Folgen seiner Ausschweifungen. Er starb in Halberstadt. — Banér war ein Feldherr von außerordentlicher Energie und Kühnheit und seinem königlichen Freunde im Aeußern so ähnlich, daß Beide oft verwechselt wurden. Als Mensch war er nicht frei von Fehlern, und Torstensons Milde und Großmuth ihm fremd; aber als Feldherr ragt er über seine Zeitgenossen gewaltig empor und kann als ein Musterbild aufgestellt werden. Er sprach gern von seinen Feldzügen, aber mit Bescheidenheit; er gestand freimüthig, daß er dem Glücke und der Ungeschicklichkeit seiner Gegner viel zu verdanken habe; dagegen prüfte er auch genau die Wahrscheinlichkeit des Erfolges bei jeder Unternehmung. Die unter Banér's unmittelbaren Befehlen stehenden Truppen haben sechshundert Fahnen erobert.

Magnus Graf Steenbok.

Geboren 1664. Gestorben 1717.

Unter jenen Feldherrntalenten, deren sich Karl's XII. ruheloser Erobe-rersinn mit großem Erfolge bediente, war jenes Steenbok's eines der bedeu-tendsten, und nur beklagen muß man, daß der Abend dieses ruhmvollen Lebens seinem Tage so unähnlich, desselben so wenig würdig war. Mag-nus Steenbok, geboren zu Stockholm den 12. Mai 1664, war der Sohn des Reichraths und Oberhofmarschalls Johann Gabriel Steenbok. — Von einer Familie abstammend, welche seit dem fünfzehnten Jahrhunderte theils im Felde, theils im Rathe den Königen von Schweden die wesentlichsten Dienste geleistet hatte, bereitete er sich auf der Hochschule zu Upsala, und dann seit 1683 auf Reisen zu der von ihm gewählten militärischen Lauf-bahn vor. In Schweden war damals in kriegerischer Hinsicht wenig Aus-sicht, deshalb trat er erst in holländische Dienste und kämpfte von 1688 an in dem Kriege der verbündeten europäischen Mächte gegen Frankreich, unter dem Markgrafen von Baden und dem Grafen von Waldeck am Rhein. Hier zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß mehre deutsche Fürsten ihm antrugen, in ihre Dienste zu treten, Anerbietungen, die er ausschlug, da er 1697 als Oberster eines deutschen Regiments in den Diensten seines Vaterlandes aufgenommen wurde. Hier fand er unter Karl XII. hinläng-liche Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen. Er nahm an den meisten von jenem großen Feldherrn geführten Kriegen Antheil, war bereits 1700 in der Schlacht bei Narwa Generalmajor und erhielt nach derselben den Antrag, Ingermanland vom Feinde zu säubern. Während des Einfalles der Schwe-den in Polen blieb er bei der Hauptarmee und ward nach der Schlacht von Clissow (19. Juni 1702) vorausgeschickt, eine Brücke über die Weichsel zu schlagen und dann zum Gouverneur der vom Könige Karl am 30. Juni besetzten Stadt Krakau ernannt. Daß er als solcher die Gräber in den katho-lischen Kirchen nach verborgenen Schätzen durchwühlen ließ, entfremdete seinem Könige mehr Polenherzen, als seine Siege ihm bis dahin zugeführt hatten. 1703 erhielt er den Auftrag, durch das noch nicht bezwungene

feindliche Land und hauptsächlich durch die freie Stadt Danzig einen aus Schweden zur See angekommenen Transport von Geschützen und Rekruten der Hauptarmee zuzuführen, ein Unternehmen, das ihm vollkommen gelang und das dem Könige die Eroberung von Thorn möglich machte. 1706 folgte er Karl XII. nach Sachsen und ward dann zum Statthalter von Schonen ernannt. Diese durch frühere schlechte Verwaltung vernachlässigte Provinz suchte er durch zweckmäßige Einrichtungen und durch strenge Beaufsichtigung der Beamten in einen besseren Stand zu bringen, was seiner Beharrlichkeit auch gewiß gelungen wäre, hätten nicht spätere kriegerische Ereignisse ihn aus diesem Wirkungskreise entfernt. Während des Einfalls Karl's in Rußland blieb General Steenbok in seiner Provinz und ward 1709, als König Friedrich IV. von Dänemark, Karl's Abwesenheit benutzend, Schweden den Krieg erklärte, und mit 18,000 Mann in Schonen landete, von der Regentschaft zum Anführer der den Dänen entgegenzustellenden nur geringen Streitkräfte ernannt. Nur 8000 Mann alte Truppen und 12,000 Milizen, welche weder gehörig geübt noch uniformirt waren, konnten zusammengebracht werden, aber der Haß gegen die Dänen und die Kriegslust der Schweden ersetzten bei Letzteren den Mangel an Manövrirfähigkeit. General Steenbok war so glücklich, die Dänen in der Schlacht bei Helsingborg am 11. März 1710 gänzlich zu schlagen und dieselben zur Wiedereinschiffung nach Dänemark zu nöthigen. Im Jahre 1712, während die Sachsen, Russen und Dänen Stralsund belagerten, führte der zum Feldmarschall ernannte Steenbok eine neue schwedische Armee nach Pommern, um den Belagerten durch eine Diversion, entweder nach Sachsen oder nach Holstein, Luft zu machen. Er durchbrach daher mit sechzehntausend Mann die Einschließungslinie von Stralsund, erzwang am 5. November den Paß von Dammgarten, bemächtigte sich, nachdem ein vierzehntägiger Waffenstillstand zu keinen Friedensverhandlungen geführt hatte, Rostock's und schlug am 20. Dezember die Dänen und Sachsen bei Gadebusch. Nach diesem Siege wendete er sich nach Holstein, wo er als Wiedervergeltung für die Beschießung von Stade durch die Dänen und unter dem Vorwande, die dortigen Vorräthe zu zerstören, am 9. Januar 1713 die unbefestigte und unbesetzte Stadt Altona in Asche legen ließ. Diese nutzlose und einem früheren Zeitalter angemessene Grausamkeit wird ihm stets zum Vorwurfe gemacht werden, und ward späterhin, wie sich sein Glück wendete, für ihn selbst sehr nachtheilig. Sechsundvierzig tausend Mann der verbündeten Truppen vereinigten sich am 25. Jan. bei Gottorp, ohne daß Steenbok es

hindern konnte, und er war genöthigt, sich bei Garbingen hinter der Eider zu verschanzen, von wo er den Plan hatte, sich nach Pommern durchzuschlagen. Den 12. Februar griffen aber die Russen diese Verschanzungen an und zwangen die Schweden, sich unter die Kanonen der kleinen Festung Tönningen zurückzuziehen. Hier schlossen ihn die Verbündeten von allen Seiten ein; bald zwangen ihn Mangel an Munition und Lebensmitteln, wegen Uebergabe dieses Platzes zu unterhandeln, wobei er sich freien Abzug nach Pommern bedingen wollte. Dies ward jedoch abgeschlagen und nach abermaligen zu Oldensnorth gepflogenen Verhandlungen mußte sich Steenbok am 16. Mai mit nahe an zwölftausend Mann ergeben. Er selbst ward nach Kopenhagen gebracht und im Fort Friedrichshafen als Strafe für die Verbrennung Altona's, und um die Wiederholung eines Fluchtversuches zu vereiteln, in sehr harter Gefangenschaft gehalten, in welcher er am 23. Februar 1717 starb. Um sich die Einsamkeit seines Kerkers einigermaßen erträglich zu machen, hatte er Filigranarbeiten in Elfenbein verfertiget, welche noch jetzt in Kopenhagen, Upsala und Lund aufbewahrt werden, und, zum Troste seiner Familie wie zu seiner Rechtfertigung bei der Nachwelt, eine ergreifende Geschichte seiner Leiden geschrieben, die nach seinem Tode aufgefunden und bekannt gemacht wurde. Er besaß als Feldherr, wie als Staatsmann, große Talente, und Karl XII. bewies ihm, wie aus den an ihn gerichteten Briefen hervorgeht, stets seine Hochachtung, obgleich er nicht immer mit den kriegerischen Vergrößerungsplanen seines Königs übereinstimmte. Sein Vaterland liebte er innig, war freimüthig in seinen Aeußerungen, und wurde selbst von seinen politischen Gegnern — so vom Könige August von Polen — hochgeschätzt.



Joseph Priestley.

Geboren 1733. Gestorben 1804.

Dieser nicht nur als Physiker und Chemiker ausgezeichnete, sondern auch als Philosoph und Richter mehrer unitarischen Gemeinden bekannte Mann kam den 13. März 1733 zu Fieldhead unweit Leeds in der Grafschaft York zur Welt. Sein Vater und sein Oheim, welch Letzterer nach dem frühen Tode

seiner Mutter ebenfalls Einfluß auf seine Erziehung nahm, waren kalvinistische Dissenters, und legten dem Knaben strenge Beobachtung der äußeren Formen ihres Bekenntnisses auf. Derselbe machte seine Studien auf der Akademie Daventry unter dem Doktor Ashworth, wurde im zweiundzwanzigsten Jahre assistirender Geistlicher der Independentengemeinde von Needham Market in der Grafschaft Suffolk und dann Pfarrer einer Gemeinde zu Namptwich in Cheshire. Im Jahre 1761 hielt er zu Warrington eine schönwissenschaftliche Akademie, die er aber 1768 aufgab, um der Einladung der Dissendenten von Leeds zu folgen. Er hatte damals mehre theoretische Werke herausgegeben, welche viel Aufsehen machten und sich auch außerdem im Fache der Philologie, Geschichte, Politik und Physik versucht. In seiner **History of Electricity** (zuerst 1767) hatte er bereits gezeigt, wie gründlich er die Natur zu erforschen bemüht sey. Durch den ihm zu Theil gewordenen Beifall aufgemuntert, ließ er jetzt **The History and present State of Discoveries relating to Vision, Light and Colours** folgen (übersetzt von Klügel, Geschichte der Entdeckungen in der Optik, Leipzig 1775, 2 Vol. 4.), welches jedoch die erwartete Aufnahme nicht fand und ihn deshalb bestimmte, sich künftig auf eigene Untersuchungen zu beschränken. Im Jahre 1770 begab er sich zum Grafen Shelburne, nachmaligen Marquis Lansdown, mit dem er als Freund und Anhänger derselben Partei verbunden war, als Bibliothekar. Mit ihm machte er 1774 eine Reise nach dem festen Lande, und lebte während des Winters mit ihm in London. Diese Lage gewährte seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Vortheile, die er als Geistlicher einer Dissidentengemeinde würde haben entbehren müssen. In diese Periode fallen verschiedene Arbeiten, die ihm den Ruf eines Philosophen vom ersten Range erworben haben. Im Jahre 1773 machte er in den **Philosophical Transactions** eine Abhandlung über verschiedene Luftarten bekannt, wodurch er den Preis von Copley's Medaille gewann. Sie erschien im folgenden Jahre in einer vermehrten Ausgabe, dem Lord Shelburne zugeeignet und noch von drei Bänden begleitet. Dieses an neuen und wichtigen Gegenständen reiche Werk machte Epoche in der Kenntniß der luftförmigen Flüssigkeiten, welche die Grundlage der neuen Chemie ist, und Priestley's Name wurde durch dasselbe im ganzen gebildeten Europa bekannt. Schon 1772 hatten ihn seine Untersuchungen zur Kenntniß der salpeter- und salzsauren Luftarten, zum Gebrauche der ersteren als eines Prüfungsmittels der Reinheit der gemeinen Luft, und zu verschiedenen Verfahrungsarten geführt, wodurch die Luft vermindert oder verschlechtert

wird. Im Jahre 1774 machte er seine Grundentdeckung (die gerade zu derselben Zeit auch von Scheele gemacht wurde) der reinen oder, wie er sie nannte, dephlogistisirten Luft. Im Jahre 1776 theilte er der königlichen Gesellschaft interessante Bemerkungen über die Art mit, wie das Blut seine Farbe von der Luft erhält. Im Jahre 1778 entdeckte er die Eigenschaft im Sonnenlichte stehender Gewächse, unreine Luft zu verbessern. Durch seine späteren Versuche kam die Entdeckung mehrer anderen luftförmiger Körper und neuer Erzeugungsarten der bekannten, der Reduktion metallischer Kalke in brennbarer Luft und die Erzeugung der Luft aus Wasser zu den von ihm in diesem Gebiete der Chemie entdeckten Thatsachen hinzu. Im Ganzen kann man behaupten, daß die pneumatische Chemie keinem einzelnen Forscher so viel verdankt, als Priestley, durch dessen Entdeckungen sie eine neue Gestalt bekam. Doch ist bemerkenswerth, daß er bis an sein Ende das antiphlogistische System bestritt. Um die mit jeder anhaltenden Beschäftigung verbundene Erschlaffung zu vermeiden, pflegte Priestley mit seinen Arbeiten zu wechseln; daher er so viele und verschiedene Gegenstände, unbeschadet der Gründlichkeit, behandelt hat. Im Jahre 1775 erschien seine **Examination of the Doctrine of Common-sense** gegen Reid, Beattie und Oswald. Bald darauf führte er die Hartley'sche Theorie vom menschlichen Geiste beim Publikum auf eine faßlichere Weise ein, als von Hartley selbst geschehen war, und drückte in einer vorausgeschickten Abhandlung seine Zweifel über die Immaterialität des denkenden Prinzips im Menschen aus. Obwohl er sich dadurch dem Verdachte eines Gottesläugners und Ungläubigen aussetzte, so ließ er sich doch nicht abhalten, den Gegenstand weiter zu verfolgen, um, wohin er auch geführt werden möchte, die Wahrheit zu ergründen. Er trat förmlich zu der materiellen Hypothese über und gab 1777 seine **Disquisitions on Matter and Spirit** heraus, worin er sein System ohne Rückhalt entwickelte. Diesem folgte eine Vertheidigung des Socianismus und der Lehre von der Nothwendigkeit. Der Haß, den diese Werke ihm zuzogen, mochte auch bei seinem edlen Beschützer eine gewisse Kälte erzeugt haben, wodurch Priestley bewogen wurde, die seit sieben Jahren zwischen ihnen bestandene Verbindung aufzuheben. Dies geschah auf eine vollkommen freundschaftliche Weise; denn Priestley behielt eine jährliche Leibrente von 150 Pfund. Er wählte zunächst Birmingham zu seinem Aufenthaltsorte, weil dort einige Männer von ausgezeichneten chemischen und mechanischen Kenntnissen lebten. Einige großmüthige Freunde veranstalteten eine jährliche Subskription, um dadurch

die Unkosten bei seinen Untersuchungen zu decken, und Priestley trug kein Bedenken, diese für ihn ehrenvolle Unterstützung anzunehmen, wiewohl er wahrscheinlich auch von der Regierung eine Pension erhalten haben würde, wenn er darum hätte nachsuchen wollen. Er war nicht lange in dieser Lage, als bei einer Dissidentengemeinde eine Predigerstelle erledigt wurde, die man einmüthig ihm übertrug. Ohne seine philosophischen und literarischen Arbeiten zu unterbrechen, widmete er sich mit vielem Eifer den Pflichten seines Amtes. Die Theologie beschäftigte ihn wieder sehr lebhaft, wie unter andern seine History of the Corruptions of Christianity und seine History of early Opinions concerning Jesus Christ, welche zu Birmingham erschienen, beweisen. Sie wurden eine reiche Quelle von Streitigkeiten, die jedoch ohne die gewöhnliche Erbitterung geführt wurden. Bei den Bemühungen der Dissenters, sich größere bürgerliche Freiheit zu verschaffen, konnte Priestley nicht müßig bleiben. In der Ueberzeugung, daß alle kirchlichen Einrichtungen den Rechten des Privaturtheils und der Verbreitung der Wahrheit entgegen seyen, stand er nicht an, sie als antichristlich darzustellen und ihren Fall vorher zu sagen. So galt er nicht nur für einen Ketzer, sondern auch für den entschiedensten Feind der herrschenden Kirche in ihrer Beziehung zum Staate. Da einige Geistliche von Birmingham den Forderungen der Dissenters lebhaft widersprochen hatten, gab Priestley eine Reihe von Familiar Letters to the inhabitants of Birmingham heraus, die besonders durch ihre ironische Laune der Gegenpartei mißfallen mußten. In diesem gereizten Zustande wurde die Animosität noch vermehrt durch die verschiedenen Ansichten von der französischen Revolution; sie stieg mit dem Fortgange derselben immer höher, und brach endlich am 14. Juli 1791 aus, als die Franzosenfreunde den Jahrestag der Zerstörung der Bastille feierten. Priestley hatte es abgelehnt, dabei gegenwärtig zu seyn; aber in dem Volkstumulte, welcher erfolgte, war er vorzüglich das Ziel der Parteiwuth. Sein Haus nebst Bibliothek, Manuskripten und Apparaten wurden eine Beute der Flammen; er selbst rettete nur mit Mühe sein Leben. So erklärlich auch dieser Auftritt an und für sich ist, so ausgemacht ist es doch, daß er von denen begünstigt worden, zu deren Pflichten die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gehört. Die gesetzliche Entschädigung, welche Priestley erhielt, war weit unter seinem Verluste, der für ihn zum Theile unersetzlich seyn mußte. Er war nicht lange darauf dem Rufe nach Hackney gefolgt, und hatte hier seine gewohnten Beschäftigungen ruhig wieder angefangen; da aber die Angriffe auf ihn und seine Familie sich stets erneuer-

päischen, theils asiatischen Sprachen — und klassischen Bildung auch Geschmack, Geist und poetisches Talent verband, so ward er überall nur zur Erforschung und Bekanntmachung des Schönsten und Gediegensten geleitet und erweiterte mit großer Umsicht den Gesichtskreis asiatischer Forschungen durch wesentliche Entdeckungen in der Literatur, Mythologie, Geschichte, Astronomie, Botanik und Musik der asiatischen Völker. So machte er zuerst die sieben Moallakât, die Verordnungen des Menu und viele Proben arabischer, türkischer, persischer und indischer Dichtungen bekannt, entdeckte die ersten Spuren dramatischer Kunst bei den alten Indern, und gab Kalidasa's Meisterwerk: „Sakontala", mit englischer Uebersetzung heraus. Seine sämmtlichen Werke, von denen wir noch „Grammar of the persian language" und „Poeseos asiaticae commentarii" nennen, sind in London gesammelt worden. Untadelhaft in seinen häuslichen Beziehungen, standhaft und aufgeklärt in seinen politischen Ansichten, rechtlich und brav in seinem Amte, haben wenige Menschen sich eines so allgemeinen Vertrauens erfreut, wie er. Die ostindische Kompagnie hat ihm ein Denkmal in der Paulskirche zu London, und seine Witwe ein anderes, von Flaxman, in Oxford setzen lassen.

Franz I.,

Kaiser von Oesterreich.

Geboren 1768. Gestorben 1835.

Kaum für die Hauptzüge aus dem Leben des Unvergeßlichen werden diese Blätter Raum bieten, und unsere Aufgabe wird daher sich darauf beschränken müssen, dem verbindenden Faden zu folgen, der in ungestörter Uebereinstimmung dieses fürstliche Wirken durchzieht.

Als die große Maria Theresia, mit freudebeflügeltem Schritte in die Kaiserloge des Burgtheaters tretend, dem versammelten Publikum die Geburt ihres Enkels verkündete, und ihrem eigenen Entzücken der Jubel des Volkes antwortete, damals ahnete Niemand die Stürme, die gegen die Lebenssphäre des Neugeborenen heranzogen und welche nur an seiner Standhaftigkeit dereinst ihre Kraft brechen sollten. Seine erste Erziehung

erhielt der junge Erzherzog in Florenz unter den Augen seines trefflichen Vaters, des Großherzogs von Toskana, nachmals römisch-deutschen Kaisers Leopold II. Später kam er nach Wien, wo sein großer Oheim, Kaiser Joseph II., die Bildung dieses seines Lieblings vollenden half. Franz blickte tief in das Herz dieses großen unglücklichen Fürsten, entdeckte und verstand alle Liebe und alle Trauer, welche dieses unvergleichliche Herz umschloß, und zog aus dem Schicksale Joseph's die doppelte Lehre: zu wirken und — zu vermeiden. Nicht nur die Schule seiner künftigen Regierung eröffnete sich ihm hier; auch dem Kriege blickte er frühzeitig in das Auge, und nach Kaiser Joseph's Erkranken übernahm er, von Loudon berathen, den Heerbefehl gegen die Türken. Nach dem Tode seines kaiserlichen Oheims verwaltete er, bis zur Ankunft seines Vaters, die Regierungsgeschäfte, und wohnte dann als Erbprinz der folgenreichen Monarchen-Zusammenkunft in Pillnitz bei, wo die nächste Aufgabe der Zeit: die Bekämpfung der revolutionären Grundsätze, die in Frankreich herrschend geworden waren, mit verhängnißvoller Deutlichkeit vor seine Blicke trat.

Immer wirrer verschlang sich der Knäuel der Ereignisse des Westens; da starb (1792) Kaiser Leopold, und sein Tod rief im Momente der höchsten politischen Gährung Franz II. auf den Thron seiner Väter, zu welchem sich auch für ihn die römisch-deutsche Krone gesellte. Sofort war es seine theuerste Pflicht, das Band der Liebe und des Vertrauens zwischen Herrscher und Unterthanen, welches die kühnen Neuerungen Kaisers Joseph in seiner Festigkeit bedroht hatten, wieder in seiner vollsten Stärke anzuknüpfen. Er selbst wollte im Vertrauen vorangehen, und eilte, einen Beweis davon zu geben, indem er wenige Tage nach seiner Thronbesteigung alle anonymen Denunciationen verbot. Als Wien huldigte, bestand der junge Kaiser darauf, daß das sonst übliche Brot- und Fleischauswerfen und Weinrinnen unterlassen, und das dadurch ersparte Geld den Armen zugetheilt wurde. Eben so wurde, als er von den Krönungen von Frankfurt und Prag nach Wien zurückkehrte, das sonst für Triumphpforten ausgegebene Geld diesmal zur Erweiterung und Verschönerung des Stephansplatzes verwendet.

Frankreichs Erhebung hatte aufgehört, nur der eigenen Nationalität zu gelten; sie verwandelte sich in einen Angriff auf alles historische Recht, auf die Verfassung der übrigen Saaten, denen die Republik, unter dem Vorwande, ihnen die Freiheit zu geben, ihre Unabhängigkeit und das kostbare Gut der Gesetze zu entreißen trachtete. Zu den Pflichten, deren sich Kaiser Franz als Beherrscher eines weitläufigen und vielgegliederten Staaten-

vereins bewußt war, gesellten sich für ihn auch jene als Oberhaupt des deutschen Reiches, und drängten ihn in die Vorderreihe eines Kampfes, den er seinen Völkern gern erspart hätte, welchen aber Frankreich durch seine Kriegserklärung ihn aufzunehmen zwang. Die Vorbereitungen zu dem aufgedrungenen Kampfe machten Opfer nöthig, welche der Kaiser seinen Unterthanen nach Kräften mildern wollte. Er war entschlossen, den Krieg zum großen Theile aus seinem Privatvermögen zu führen, und freudig schritt er zu den bedeutendsten Opfern; selbst das große goldene Tafelservice sendete er in die Münze. Mit Begeisterung erfuhr das Volk diese edle Aufopferung des Herrschers; sie brachte eine Nacheiferung und, durch diese, Resultate hervor, welche durch keine Finanzmaßregel zu bewirken gewesen wären. Alle Stände wetteiferten, durch freiwillige Beiträge sich der schonenden Großmuth des Kaisers werth zu zeigen. Landesväterliche Sorgsamkeit und Bürgerhochsinn rangen hier mit einander um die Palme des Preises, und Kaiser Franz hatte durch diesen großmüthigen Schritt den Grund des schönen harmonischen Verhältnisses zwischen sich und seinen Völkern gelegt, welches alle Mißtöne der Zeit überdauerte und ertragen half.

Des Kaisers Standhaftigkeit blieb sich unter allen Wechselfällen des Kampfes gleich, und, unerschütterlich seinen hohen Beruf im Auge, setzte er, als Preußen, Spanien und Hessen sich von der allgemeinen Verbindung gegen Frankreich lossagten, gemeinsam mit der Reichsarmee den Krieg allein fort. Nach dem Eindringen der Franzosen in Steyermark wurde (17. Oktober 1797) der erste Friede mit Frankreich zu Campoformio geschlossen, durch welchen Oesterreich Belgien hingab und Salzburg erwarb. Nach wie vor revolutionirte die französische Republik durch Gewalt oder durch Umtriebe, und mit völliger Willkür schaltete sie in Italien. Sie rief dadurch (1799), unter Englands Zuthun, eine neue Koalition zwischen Oesterreich und Rußland gegen sich hervor, die jedoch nach dem ungünstigen Ausgange der Schlachten bei Marengo und Hohenlinden wieder aufgelöset wurde und (1801) den Frieden zu Luneville nach sich zog, worin Oesterreich die Sekundogenitur seines Hauses an den Erbprinzen von Parma abtrat und dafür den Großherzog Ferdinand mit Salzburg entschädigte, auch Venedig erwarb. Nachdem Frankreichs erster Konsul (1804) dort sich einen neuen Kaiserthron geschaffen hatte, erklärte der römisch-deutsche Kaiser Franz II. — weil „als der Regent des Hauses Oesterreich seine Sorgfalt dahin gerichtet seyn müßte, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels mit den vorzüglichsten europäischen Mächten aufrecht erhalten werde, welche den Souverainen



Oesterreichs sowohl in Hinsicht des uralten Glanzes ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung ihrer Staaten gebühre" — sich, als Franz I. zum Erbkaiser von Oesterreich, und umwob dadurch seine Monarchie mit dem Glanze des Kaiserthums.

Kaiser Franz erblickte in Napoleon's Thronbesteigung, die den Krater der Revolution zu schließen schien, eine Bürgschaft des Friedens; diesen zu erhalten, war sein eifrigstes Trachten, und, von diesem Wunsche beseelt, ging er über manche Anmaßungen Frankreichs schonend hinweg. Mit Recht findet ein berühmter politischer Schriftsteller in dieser vertrauungsvollen Mäßigung den persönlichen Charakter des Kaisers Franz wieder, da „an seinem friedlichen Gemüthe, an seinem anspruchlosen Eifer für das Gute, an seiner redlichen und zärtlichen Besorgtheit für die Wohlfart und Zufriedenheit seiner Völker, sich jedesmal der Stachel der Beleidigung abgestumpft habe." Als aber Frankreich selbst Oesterreichs Friedensvermittlung mit Drohungen beantwortete, drang die eigene Würde die Wahl der Waffen auf, und ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, England und Rußland wurde geschlossen. Oesterreich erklärte den Krieg, und eröffnete ihn durch Vordringen in Baiern. Aber Baiern, Würtemberg und Baden traten auf Frankreichs Seite; der deutsche Norden behauptete sich in kalter Neutralität, und nach der Schlacht bei Ulm (Oktober 1805) drangen die Feinde in das Herz der österreichischen Staaten, und besetzten Wien. Der Preßburger Friede legte Oesterreich beträchtliche Opfer auf, welche das Herz des Kaisers am tiefsten empfand. Aber seine Unterthanen halfen ihm treu den schweren Kummer tragen und linderten ihn durch den Zoll einer begeisterungsvollen Liebe, womit sie den zurückkehrenden Monarchen empfingen, und die er in gleicher Weise erwiederte. „Jeder Augenblick meines Lebens" — mit diesem Schlusse verkündete er ihnen den Frieden — „sey der Erhöhung der Wohlfahrt der edlen und guten Völker geweiht, welche mir theuer sind, wie Kinder meines Herzens. Durch das wechselseitige Band des festesten Vertrauens und der innigsten Liebe mit meinen Unterthanen verbunden, werde ich nur dann erst glauben, meinem Herzen als Fürst und Vater genuggethan zu haben, wenn Oesterreichs Flor fest gegründet, wenn vergessen ist, was seine Brüder litten, und nur das Andenken an meine Opfer, an ihre Treue und an ihre hohe unerschütterliche Vaterlandsliebe noch lebt." — Und er hielt Wort.

Doch noch war die Zeit der Prüfung nicht vorüber. Die Gründung des Rheinbundes sprach das Todesurtheil über das tausendjährige römische

Reich deutscher Nation, und würdevoll legte Franz I. die Krone Deutschlands, für welches er so oft das Schwert gezogen, für welches seine Völker geblutet, nieder. Nachdem die Schlachten von Jena und Auerstädt, und der Friede von Tilsit Preußen aus der Reihe der Großmächte herausgeschleudert hatten und fast jede Bedingung des Friedens von französischer Seite mehr oder minder verletzt worden, mußte Oesterreich durch Rüstungen wenigstens der drohenden Gefahr eigener Unterjochung vorbauen. Eine heldenmüthige Begeisterung schritt durch das ganze Reich; jeder Einzelne wetteiferte in patriotischen Opfern mit dem Ganzen; von allen Seiten strömten Freiwillige zu den Schaaren Oesterreichs, unter welche sich, wie der große Heerführer, Erzherzog Karl, ausrief, die Freiheit Europa's flüchtete. Der Kaiser selbst ging zur Armee ab, die Gerechtigkeit des vorhandenen Kampfes seinen Völkern und der Welt in den Worten darlegend: „nur Selbstvertheidigung sey Oesterreichs Absicht gewesen; aber der Eroberer könne es nicht ertragen, daß Fürst und Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seyen, seinen Anmaßungen zu widerstehen.“ Der Heldenkampf von 1809 wurde gerungen; er entriß Napoleon den Talisman der Unbesiegbarkeit, womit er bisher die Welt geblendet und geschreckt hatte. Doch sein Glück hob ihn aus der Gefahr des Unterganges, die bei Aspern ihm drohte, und der Wiener Friede schmeichelte seinem Uebermuthe durch neue Vortheile, welche ihn alsbald vergessen ließen, wie nahe er dem Verderben gestanden. Aber auch Oesterreich hatte in dem verhängnißvollen Kampfe an Selbstvertrauen und Zuversicht gewonnen, und der moralische Gewinn glich den politischen Verlust aus. Der in seine Hauptstadt zurückkehrende Kaiser wurde mit unendlichem Jubel empfangen; man klammerte sich an den Wagen, an die Stränge der Pferde, man küßte die Kleider des Monarchen, und trug ihn im eigentlichen Sinne auf den Händen in die Gemächer seiner Hofburg. Ein großes bedeutungsvolles Opfer war dem Monarchen noch vorbehalten, das diesmal nicht allein der Kaiser, das mehr noch der Vater brachte. Napoleon warb um die Erzherzogin Marie Luise. Ihm, der, unbefleckt von den Gräueln der Revolution, vielmehr ihr Bändiger war, durfte Oesterreich ohne Selbstvorwurf ein Kleinod anvertrauen, das den bisher schrankenlos Umherschweifenden in die Gränze herkömmlicher heiliger Satzungen einführte, seinem bis dahin ungeregelten Streben eine bestimmtere Richtung zu geben versprach, indem es ihm die Weihe der Legitimität aufdrückte, und so legte Kaiser Franz, sein Vaterherz dem Frieden Europa's verpfändend, seine erlauchte Tochter in die Arme des Welteroberers. Der Unersättliche

stürmte weiter; die Flammen von Moskau versengten die Schwingen seiner Adler, und dennoch bot er Kampf nach allen Seiten. Oesterreich rieth dringend zum Frieden, und da er nicht gewährt wurde, verlangte es ihn. Napoleon zog das Wort des Friedens, das er aussprechen sollte, durch täuschende Unterhandlungen hinaus, mit denen es ihm kein Ernst war; immer hoffte er, die Antwort durch einen Sieg zu geben, welcher alle Fragen und Mahnungen wieder zum Verstummen zwingen sollte. Kaiser Franz blieb sich treu; für den Preis des Friedens hatte er dem stolzen Sohne der Zeit die Hand geboten; für den Preis des Friedens zog er sie jetzt zurück. Oesterreichs Beitritt gab der deutschen Sache, die außerdem nur im behutsamen Gegenstreben, kaum im offenen Widerstande sich hätte versuchen können, ein entscheidendes Uebergewicht, und zum ersten Male waren die verbündeten Heere auch der Zahl nach stärker, als jene Napoleons. Die Feuerschlünde der Leipziger Völkerschlacht zerschmelzten den eisernen Thron französischer Zwingherrschaft auf deutschem Boden, und als Napoleon sogar jetzt noch den dargebotenen Frieden verschmähte, scheuchten ihn neue Siege nach Elba, und nachdem er auch von dort die Ruhe Europa's gefährdet, zuletzt auf einen Felsen des Weltmeeres hinaus. Umsonst hatte er durch Verheißung glänzender Vortheile, durch den Antrag einer gemeinsamen Diktatur in Europa, den Kaiser Franz der Sache der Verbündeten zu entfremden gesucht. Nicht einseitige Ueberhebung, sondern Recht, Ordnung und Ruhe war es, was der Kaiser erstrebte, und so gingen alle ähnlichen Lockungen wirkungslos an seiner biedern Sinnesart vorüber. Wie er diese Grundsätze in einem dreiundzwanzigjährigen Kampfe unverbrüchlich vor Augen gehabt, so waren sie auch auf dem Kongresse von Wien die leitende Richtschnur seines Handelns und seiner Ansprüche, und mit Recht durfte behauptet werden, daß Oesterreich, obgleich es unablässig der Vorkämpfer in dem langen gefahrvollen Streite gewesen, obgleich es durch seine Standhaftigkeit die Bahn des Sieges gebrochen, durch sein Mitwirken im verhängnißvollen Momente den Sieg entschieden hatte, aus diesem Kampfe mit dem Bewußtseyn hervorging, sich auch nicht mit einer Scholle Landes auf Kosten der Gerechtigkeit bereichert zu haben.

Inmitten jener langen und blutigen Kämpfe, welche Franz I. freudig durch Opfer, aber nie durch Entehrung abzuwenden suchte, ward er der Gesetzgeber, Wiederhersteller und Verschönerer seiner Staaten; mitten unter den Schrecken des Krieges übte er alle Pflichten und Segnungen des Friedens und verstand durch weise Maßregeln die Wunden jedes neu bevorste-

henden Kampfes gleichsam vorzuheilen. Wie er dem Geiste der Umwälzung, der von Frankreich aus auch in Deutschland Wurzel zu fassen trachtete, am liebsten auf die zugleich mildeste und gründlichste Weise: auf dem Wege des Unterrichtes und der Erziehung, zu begegnen strebte, so blieben auch Kirche, Schule und Gesetz, deren Pflege und Unterstützung, die dauernden Aufgaben seines Lebens und Wirkens, und er führte sie mitten durch die Wegelagereien unbedachter Neuerungssucht glücklich zum Ziele. Das Josephinische Gesetzbuch bedurfte mancher näheren Bestimmung oder auch Abänderung, und Franz I. ließ daher (1804) sein „Gesetzbuch über Verbrechen und schwere Polizeiübertretungen" ins Leben treten, welches alle Vorzüge des Josephinischen eben so richtig zusammenfaßte, als dessen Mängel vermied und sich besonders durch Deutlichkeit und Uebereinstimmung mit den geläuterten Ansichten der Gegenwart auszeichnete. Gleich vorzüglich wurde das neue „allgemeine bürgerliche Gesetzbuch" befunden, welches am 1. Januar 1812 seine Rechtskraft erlangte. Schon 1792 war das Grundbuchpatent für Oberösterreich, 1797 das treffliche Landtafelpatent für Böhmen kundgegeben worden. Eben so waren 1796 — 97 in dem damals erworbenen Westgalizien das Strafgesetzbuch, die Gerichtsordnung, das bürgerliche Gesetzbuch und die Wechselordnung erschienen, so wie neben anderen wohlthätigen Einrichtungen die Aufhebung der daselbst bisher noch bestandenen Leibeigenschaft vorgenommen worden. Unverbrüchlich an seinem Wahlspruche: „Justitia regnorum fundamentum" haltend, erlaubte der Kaiser nie seinen Staatsdienern, am wenigsten sich selbst, jemals die geringste Abweichung von dem Gesetze, und bei diesem Grundsatze erhielt die, wiederholt von ihm gehörte Erklärung: „was ich, ohne Beeinträchtigung der Gesetze, in der Sache thun kann, soll gern geschehen," — eine äußerst ehrwürdige Bedeutung. Industrie und Gewerbfleiß erfreuten sich unter Kaiser Franz einer gesteigerten Begünstigung; so, durch Prämien und Ehrenpreise, die Landwirthschaft, als der Staaten ursprünglichste Ernährungsquelle, die eben so unversiegbar, als die Natur, auf deren ewiger Erzeugungskraft sie ruht. Zum Gedeihen und zur Schonung der Waldungen wurden viele zweckdienliche Einrichtungen getroffen, wie z. B. die der Kreiswaldämter in Steyermark, und des Waldaufsichtspersonals in Unterösterreich, nebst der daselbst bekannt gemachten Waldordnung. Mit gleicher Thätigkeit und Umsicht wurde für das Aufblühen der inländischen Manufakturen und Fabriken gewirkt, und um über ihre Anzahl und Gattung fortwährend einen Ueberblick zu gewinnen, schon 1792 die Ausarbeitung

eines sogenannten Kommerzial- und Manufaktur-Schema's anbefohlen, das seitdem in steter Evidenz erhalten werden mußte. Die größte Ermunterung ward der Schiffahrt und dem Seehandel durch vertragsweise Beschützung österreichischer Schiffe gegen Anfälle der Barbaresken, durch Erweiterung der Küstenschiffahrt in ihrem Wirkungskreise, durch Errichtung einer Landeskommission in Elbeschiffahrts-Angelegenheiten zu Prag, durch Abschließung jährlicher Schiffahrtsverträge, durch Herabsetzung der Hafengebühren, Ausdehnung des bisher blos auf die Insel S. Giorgio beschränkten Rechtes eines Freihafens auf ganz Venedig, und unzählige andere wohlthätige Maßregeln. Viele Institute und Sammlungen für Wissenschaft, Natur- und Länderkunde traten theils auf des Kaisers unmittelbare Anordnung, theils unter seinen Auspizien in's Leben, und die k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien erhielt durch Aufstellung neuer Statuten eine zweckentsprechendere Gestaltung. Auch um Hortikultur und Pflanzenkunde erwarb sich der Kaiser durch Anlegung und Erweiterung botanischer Gärten große Verdienste. Ein außerordentliches Augenmerk richtete Franz I. von jeher auf das Sanitätswesen, und die Vortrefflichkeit der dahin einschlagenden Anstalten zeigte sich im glänzendsten Lichte bei der erfolgreichen Bekämpfung der allgefürchteten asiatischen Cholera. Am kraftvollsten aber wirkte gegen dieses geheimnißvolle Uebel der Muth und die Liebe des Kaisers, welcher, aufgefordert, die Hauptstadt während der Gefahr zu verlassen, sich erklärte: er werde keinen neuen Aufenthalt wählen, „wohin er nicht alle seine Kinder, nämlich seine Unterthanen, mitnehmen könne," und dadurch allen Gemüthern die erschütterte Zuversicht zurückgab. Für das Entstehen wohlthätiger Anstalten und Unterstützungsvereine war seine Regierung eine der fruchtbringendsten, und sein eigener wohlthätiger Sinn spiegelte sich in diesen Instituten auf das Trostreichste wieder. Durch Anlage vielseitiger Verbindungsstraßen zu Lande wie zu Wasser, zum Theil Werke der großartigsten Gattung, wurden der Industrie und dem Handel neue Wege gebahnt und neue Sphären eröffnet; auch der Unternehmungsgeist der Privaten durch allerhand Zugeständnisse und Vortheile angeregt. Zugleich wurden durch ähnliche und andere Bauten viele durch widrige Zeitverhältnisse außer Erwerb gebrachte Arbeiter beschäftigt und ernährt, was 1831 zu den erhebendsten Szenen führte. Durch Austrocknung sumpfiger und morastiger Gegenden wurde bei Laibach, in der Militärgränze, in Tyrol, Galizien, Ungarn, Kroatien und Dalmatien vieles edle Erdreich für die Kultur und den Ackerbau gewonnen, der Ge-

sundheitsstand verbessert, und manche Gegend vor den Ueberschwemmungen der Donau geschützt. Die Verschönerung der Hauptstadt, welche der Kaiser sich angelegen seyn ließ, rief auch an anderen Orten eine wetteifernde Baulust hervor, die durch mancherlei Begünstigungen genährt, durch Bauordnungen geleitet und geregelt wurde. Die Heerverfassung wurde nach den Bedürfnissen der Zeit und der neuen Kriegführung vervollkommnet; daher die schwere Reiterei vermindert, das leichte Fußvolk dagegen vermehrt, die Bewaffnung vereinfacht und erleichtert; zugleich durch die Kapitulation, welche 1802 an die Stelle des ewigen Kriegsdienstes trat und die neuerdings durch Kaiser Ferdinand's erhabene Güte die gnadenvollste Ermäßigung erfuhr, dem Soldaten die Hoffnung gewährt, in den Friedensstand zurückkehren zu dürfen.

So hatte nach allen Seiten hin, im Felde der äußeren Politik, wie in den Sphären des Friedens und der inneren Regierung, Kaiser Franz seine große Sendung erfüllt, als in der ersten Morgenstunde des 2. März 1835 sein mildes Auge brach, und die leichte Todtenkrone die Wucht des irdischen Diadems ablösete.

Franz I. war durchaus ein Monarch für das österreichische Volk, dessen Verstand einen Herrscher, und dessen Herz einen Vater begehrt; seine Würde gebot Ehrfurcht, seine trauliche Leutseligkeit bannte die Herzen magisch in seinen Kreis. Eine gemüthreiche Heiterkeit, welche gleichsam unbewußt die Schärfe des Gedankens zum harmlosen Scherze zu mildern pflegte, charakterisirte ihn in seinem Benehmen. Oesterreich ist voll von Anekdoten, welche der gemüthliche Witz des Kaisers in's Leben rief, und in deren heiterer Form sich durchgehends ein schlagendes Urtheil, ein tief erfassender Sinn birgt, dem sich jedoch immer eine außerordentliche Milde des Ausdrucks, wie der Empfindung beigesellt. Wie er in den Audienzen mit wunderbarer Liebenswürdigkeit, mit einer ganz eigenthümlichen Naivetät der Herablassung, die Angelegenheit seines geringsten Unterthanen zu seiner eigenen machte, belehrte, zurechtwies, ermunterte und tröstete; wie er in Baden dem Leichenzuge eines Armen, dem kein angehöriges Wesen folgte, sich anschloß und ihn zu seinem dürftigen Grabe begleitete, — steht das Bild des Kaisers Franz unvergänglich vor Aller Augen. Und in dieser prunkverschmähenden, freundlichen Fürstengestalt wucherte eine Fülle des Wissens und der Erfahrung, die alle Zweige der Staatswissenschaft umschloß und noch viele andere Kenntnisse freiwillig in ihr Gebiet zog. Bewandert in den alten Sprachen, waren ihm alle, so verschiedenartigen Stämmen ent-

sprossenden Sprachen seiner Monarchie gleichsehr geläufig, wenn auch vor allen die deutsche Sprache ihn anzog, die er, obgleich völlig Meister ihres höheren Styles, doch vorzugsweise gern in dem gemüthlichen Dialekte seiner Hauptstadt sprach. Seinem beispiellos starken Gedächtnisse, einem Erbe der Habsburger, prägte sich auch der kleinste Zug, die flüchtigste Begegnung dauernd ein, und er besaß in demselben die zuverlässigste Denktafel seines Handelns und Regierens. In Angelegenheiten des Staates würde seinen selbstständigen Charakter kein fremder Einfluß merklich abzulenken im Stande gewesen seyn; doch in Werken der Liebe, der Schonung und der Wohlthätigkeit wandelte ihm durch neunzehn Jahre ein Engel zur Seite, welcher segensreiche Entschlüsse beflügeln half, und der noch jetzt über seinem Grabe das Vermächtniß seiner Zärtlichkeit allbeglückend ausstreut: — Karoline Auguste. Aus seiner Asche aber steigt unvergänglich die historische Lehre hervor: daß von der Liebe des Fürsten die Treue der Völker unzertrennlich, und daß wider ihr löwenstarkes Bündniß kein Wahn der Zeit, keine Gewalt des Augenblicks obzusiegen vermag.

Maximilian I. Joseph,

König von Baiern.

Geboren 1756. Gestorben 1825.

Dieser erste König der Baiern, aus dem uralten erlauchten Hause Wittelsbach stammend, war der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich Michael von Zweibrücken-Birkenfeld und der Franziska von Pfalz-Sulzbach, und kam den 27. Mai 1756 in Schwetzingen bei Mannheim zur Welt. Den Jugendunterricht genoß er bei seinem Oheim, dem Herzoge Christian von Zweibrücken, zu welchem er seit seinem sechsten Jahre gebracht worden war. Todesfälle in den baierischen Regentenlinien hoben ihn von dem Posten eines französischen Obersten bei'm Regimente Elsaß und eines Maréchal de Camp nach und nach bis zur Kurwürde; denn nachdem er im Jahre 1795 seinem Bruder Karl II. in Pfalz-Zweibrücken nachgefolgt war, wurde er, als sein Vetter, der Kurfürst Karl Theodor von Pfalzbaiern, ohne männliche Erben

verstorben war, den 16. Februar 1799 als Kurfürst Maximilian IV. in München ausgerufen. In ihm erhielt Baiern einen trefflichen Fürsten, der mit Gerechtigkeit auch Milde verband, und über dessen Herzensgüte und Popularität nur eine Stimme im Volke war. Um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, schloß sich Maximilian Joseph 1805 an Frankreich an, und ließ sich am 1. Januar 1806 als Maximilian I. Joseph zum Könige von Baiern ausrufen. Freilich forderte dieser Anschluß an Frankreich immer noch so manches Opfer von Baiern, sowohl im Jahre 1809, wo Oesterreich sich gegen Napoleon erhob, und der Kampfplatz einige Zeit (bis zur Schlacht bei Neumark a. d. Rott, den 24. April) in Baiern war, wobei es große Geldsummen und über dreißigtausend Mann kostete, als auch im Jahre 1812, wo Baiern nach und nach an vierzigtausend Mann gegen Rußland stellen mußte, von denen nur etwas mehr als vierhundert ihr Vaterland wiedersahen. Keineswegs indeß verlor Maximilian Joseph das allgemeine deutsche Interesse aus dem Auge, sondern sagte sich vielmehr (den 8. Oktober 1813) vom Rheinbunde, dessen mächtigstes Mitglied er war, los und trat zu den Verbündeten über, was für die große deutsche Angelegenheit von den heilsamsten Folgen war. Nachdem seit Maximilian Joseph's Regierungsantritte der Bestand des baierischen Staates durch Anfall und Wegfall einzelner Provinzen sich mehrfach geändert hatte, bestimmte der Wiener Kongreß denjenigen Umfang Baierns, den es noch heute hat. Hat sich irgend ein Fürst durch unermüdetes eifriges Wirken für das Wohl seines Landes ausgezeichnet, so ist es gewiß Maximilian Joseph gewesen. 1801 organisirte er das Gesammtministerium und theilte es in vier Departements oder Ministerien, nämlich: für auswärtige Angelegenheiten, Finanzen, Justiz und Polizei, endlich für geistliche Angelegenheiten. Kein Zweig der Verwaltung blieb unberücksichtigt, überall verbesserte er Mängel. Mit rühmlichstem Eifer sorgte er für die Nationalbildung durch Religion, Schulen und höhere wissenschaftliche Anstalten; er errichtete ein Schul- und Studiendirektorium, ließ nicht nur mindere Schulen, sondern auch mehre Schullehrerseminarien anlegen, mehre Universitäten (Bamberg, Dillingen, Salzburg, Nürnberg und Altdorf) aufheben, die fortbestehenden aber neu organisiren. Er gab seinen Unterthanen völlige Religionsfreiheit und schloß, zur Feststellung der Verhältnisse der katholischen Kirche Baierns, mit dem Papste Pius VII. ein Konkordat ab. Zur Aufhebung der Klöster, die er meist in Schulen umschuf, setzte er eine Kommission nieder. Das Finanzwesen hat Maximilian Joseph vereinfacht und der Justizver-

fassung durch Mitwirkung Feuerbach's eine bedeutende Veränderung gegeben. Maximilian Joseph theilte (20. Februar 1817) das Land in acht Kreise. Ein großes Verdienst erwarb sich Maximilian Joseph durch die auf eigene Kosten (1802) bewerkstelligte Austrocknung des Donaumoores, wobei sechsundfünfzig tausend Morgen Landes gewonnen wurden, zu deren Anbau er neue Ansiedler herbeirief. Denkwürdig für Maximilian Joseph's Regierung ist auch die von dem Ritter von Reichenbach zu Stande gebrachte und den 21. Dezember 1817 eröffnete, mehr als einmal hunderttausend Fuß lange Soolenleitung, die den Salzbergbau von Berchtesgaden über eine Höhe von fünfzehn- bis sechzehnhundert Fuß mit den Salinen von Reichenhall verbinden sollte. Noch ist zu bemerken, daß Maximilian Joseph den 1. März 1806 den Max-Josephorden und den 27. Mai 1808 den Civilverdienstorden stiftete und daß er zu Folge der deutschen Bundesakte den 26. Mai 1818 dem baierischen Volke eine neue Konstitution gab, um deren Errichtung willen er den um sein Interesse vielverdienten Minister Montgelas, den Gegner der Volksvertretung, entließ. Unter ihm versammelten sich die Stände in zwei Kammern zum ersten Male am 7. Februar 1819. Nachdem er noch am 16. Februar 1824 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum gefeiert hatte, überraschte ihn, zum Schmerze der Baiern, der Tod am 13. Oktober 1825 zu Nymphenburg. Ihm folgte sein ältester Sohn Ludwig, auf dessen Veranlassung Maximilian Joseph's von Rauch modellirte, von Stiglmayer aus Erz gegossene Statue seit dem 13. Oktober 1835 den Max-Josephsplatz zu München schmückt. Sie ist sechsunddreißig Fuß hoch und stellt den König sitzend dar, mit erhobener Rechten, in der Linken den Zepter haltend.

Leonardo da Vinci.

Geboren 1452. Gestorben 1519.

Dieser berühmte Gründer der neueren Malerschule, als deren Heroen wir einen Giorgione, Tizian, Correggio und Rafael verehren und welche jener älteren eines Lippi, Giovanni da Fiesole, Mantegna, Signorelli und früherer Meister gegenübersteht, war der Sohn eines gewissen Piedro, Notars der Signoria von Florenz, und in dem Flecken Vinci bei Florenz sowohl geboren, als nach demselben benannt. Sein Vater, der ihn Anfangs zu einem Kaufmanne erziehen wollte, bemerkte bald das ausgesprochene Talent des Knaben und brachte ihn daher zu dem Bildhauer und Maler, Andrea Verocchio, unter dessen Anleitung er schnell die mächtigsten Fortschritte machte. Es wird erzählt, Verocchio, mit einem, die Taufe des Heilands darstellenden Bilde beschäftigt, habe dem Leonardo erlaubt, die Nebenfigur eines Engels darauf zu malen, und als er nun hierbei gesehen, daß sein Werk durch das seines Schülers übertroffen werde, habe er voll Verzweiflung seiner Kunst den Abschied gegeben und nie wieder einen Pinsel angerührt. Gleichwohl behielt Leonardo für immer Etwas von der Art und Weise seines Meisters Verocchio bei. Aehnlich dem Letzteren, studirte er eifrig Geometrie, hing er noch mehr an der Zeichnung, als an der Malerei; von ihm leitete er seine Vorliebe für Zeichnungen von Pferden und für Schlachtengemälde ab, und glich ihm auch darin, daß er lieber durch wenige gute Leistungen, als durch Fruchtbarkeit in seiner Kunst glänzen wollte. Der Anleitung des Verocchio verdankte er überdies, daß er nicht nur selbst ein guter Bildhauer ward und treffliche Statuen modellirte, sondern auch seinen Gemälden jene plastische Rundung zu geben verstand, welche an ihm bewundert wird. Sein Genie für mechanische Gegenstände hat er häufig bekundet; er erfand Maschinen, um Lasten zu heben und fortzuziehen; schlug Methoden vor, um Berge zu durchbohren, Häfen zu reinigen und Kanäle zu höhlen. Gewaltig und abenteuerlich waren seine architektonischen Entwürfe; mit der Kühnheit eines Archimedes erbot er sich, die Kirche St. Giovanni in Florenz in die Luft zu heben, um unter ihr die Grundlage und die Staf-

feln auszuführen, welche zur Vervollständigung des Planes fehlten; seinen Vorschlag, den Arno schiffbar zu machen, scheint zweihundert Jahre nach ihm Viviani wieder aufgenommen zu haben. In Florenz mag Leonardo bis in sein dreißigstes Jahr sich aufgehalten haben; dann finden wir ihn in Mailand im Dienste des Herzogs Lodovico Sforza, genannt il Moro. Des Künstlers Anwesenheit an dem Hofe dieses Fürsten, von 1482 bis 1499, darf als die fruchtbarste und glänzendste Periode seines Lebens angesehen werden, denn alle Kräfte dieses Totalgenies wurden nach den verschiedensten Seiten hin damals in Anspruch genommen. Die kriegerische Stellung der Fürsten Italiens in jener Zeit machte vor allen das Studium und die Ausübung der Ingenieurwissenschaft nützlich und nothwendig, und Leonardo ward daher nicht müde, Waffen und Maschinen für Angriff und Vertheidigung zu erfinden; er war bei dem Baue der Kathedrale beschäftigt, ordnete alle Maskenzüge und Festlichkeiten an, welche an den italienischen Höfen mit so vieler Pracht und Herrlichkeit begangen wurden, und wobei er vermöge seiner mechanischen Kenntnisse oft zauberhafte Wirkungen hervorbrachte; verbesserte die Umgebung des Ticino durch Kanäle und Bewässerungen und ging damit um, die Adda zwischen Brivio und Trezza schiffbar zu machen. Als Gründer der Akademie zu Mailand — wahrscheinlich der ersten in Italien gestifteten — schrieb er, immer bemüht, die Künste auf Grundsätze zurückzuführen, seinen berühmten „Trattato della pittura," welcher zuerst in Paris 1651 durch Rafael Dufresne, und seitdem zu wiederholten Malen herausgegeben worden ist. Leonardo konnte, bei der Menge und Verschiedenheit seiner Beschäftigungen, während seines Aufenthaltes in Mailand nicht eben sehr viele Gemälde zu Stande bringen; doch vollendete er mehre schöne Porträts, darunter jene des Herzogs Lodovico Sforza und seiner Familie, und auch einige historische Gemälde. Im Jahre 1494 begann er sein größtes und berühmtestes Werk: das letzte Abendmahl, im Refektorium der Dominikaner von St. Maria delle Grazie; leider malte er es nur mit Oel auf die Wand, und diesem Umstande ist der frühzeitige Verfall dieses Meisterwerkes beizumessen. Die Feuchtigkeit des Ortes ließ die Farben sehr schnell erbleichen, und man nahm später so wenig Rücksicht auf die kostbaren Ueberreste, daß die Mönche 1652 sogar ein Thor in die Wand brachen, wobei Manches an den Figuren zerstört wurde; zwei ungeschickte Restaurateurs, Bellotti im Jahre 1726, und Mazza im Jahre 1770, setzten das Zerstörungswerk fort, und bei dem Einfalle der Franzosen diente das Refektorium längere Zeit als Stall. Das Gemälde, größtentheils ver-

dorben und verblichen, ist nur in matten Ueberresten noch zu sehen. Zum Glücke sind uns einige gelungene Kopien davon, unter welchen jene des Marco d'Oggiono, eines Schülers Leonardo's, die beste ist, aufbewahrt worden, und diese können, als freilich nicht ausreichender Maßstab, zur Beurtheilung des hohen Originals dienen. Es stellte mit der vollendetsten Meisterschaft die Gemüthsbewegungen der einzelnen Apostel in dem Augenblicke dar, als Jesus ihnen sagt, daß Einer unter ihnen ihn verrathen werde. Die vorhandenen Nachrichten versichern, daß der Ausdruck namentlich in den Köpfen des Heilandes und des Judas mit einer unnachahmlichen Meisterschaft dargestellt gewesen sey, und wenn daher, wie erzählt wird, Leonardo seinen Christuskopf unvollendet nannte, so ist es nur in demselben Sinne zu verstehen, in welchem auch Virgil seiner Aeneis die Vollendung absprach. Nach dem Falle des Lodovico Sforza kehrte Leonardo im Jahre 1500 nach Florenz zurück, und malte hier, unter andern, im Auftrage des Gonfaloniere Soldarini einen Carton im neuerbauten Saale der Rathsversammlung, darstellend die Niederlage des Nicolo Picinino, Feldherrn des Filippo Maria Visconti, durch die Florentiner bei Anghiara im Jahre 1440; ein Gemälde, welches Cellini dem des Michel Angelo in demselben Saale an die Seite stellt. 1514 begab sich Leonardo von Mailand, wo er einen Besuch abgestattet hatte, nach Rom, wo er wahrscheinlich die Münzmaschinen verbesserte, sonst aber keine, seinen Wünschen entsprechende Beschäftigung fand und daher einer Einladung des Königs Franz I. nach Paris folgte, der, nachdem er vergebens versucht hatte, das Gemälde des letzten Abendmahls von Mailand nach Paris zu schaffen, wenigstens den Schöpfer desselben bei sich haben wollte. Hier beschäftigte sich Leonardo größtentheils mit Wasserbauten, und malte, da auch die Beschwerden des Alters sich bei ihm einstellten, wenig. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war zu Cloux, einer königlichen Villa unweit Amboise, und hier starb er am 2. Mai 1519, jedoch nicht, wie fälschlich erzählt wird, in den Armen des Königs Franz I., der an diesem Tage nicht in Cloux, sondern zu St. Germain-en-Laye sich befand. Er wurde in der St. Florenskirche zu Amboise begraben; doch bezeichnet kein Denkmal die Stelle, wo er ruht, weil dasselbe wahrscheinlich nebst vielen anderen in den Hugenottenkriegen zerstört wurde. — Außer Leonardo's schon genannten Werken sind die berühmtesten: das jetzt im Louvre befindliche Porträt der Mona oder Madonna Lisa, Gemalin des Francesco del Giocondo; Jesus im Tempel; eine Leda; ein herrlich ausgeführtes Bildniß des Herzogs Francesco Sforza von Mailand

in der Dresdener Gallerie; eine Herodias und ein Christus mit dem Kreuze. In seinen Arbeiten haben Einige zweierlei Manieren erkennen wollen, die eine nämlich mit zu großem Schatten, die andere mit zu freiem Spielraume für die halben Tinten. Aber sein Kolorit ist durchaus blühend und wahr, die Zeichnung ist streng korrekt. Er war es, der die durch Cimabue wieder erweckte Kunst der Malerei in ihrem ganzen Umfange auf Grundsätze und feste Regeln zurückzuführen suchte; dies that er in seinen ziemlich zahlreichen Schriften, von welchen sich aber leider nur wenige erhalten haben. Nie sich selbst genügend, strebte er rastlos weiter; seine Werke mit Scheu und Bangigkeit beginnend, fühlte er sich im Verlaufe der Arbeit meist so unzufrieden mit seiner Leistung, daß er gewöhnlich noch vor der Vollendung sie aufgab; daher gibt es auch nur wenige Gemälde von ihm, an welche er selbst die letzte Hand gelegt hat. Im Einklange mit seinem Streben, dessen Ziel tiefe Wahrheit war, lautete sein Wahlspruch: „Vogli sempre quel che debbi" (wolle immer, was du sollst).

Jacques Callot.

Geboren 1593. Gestorben 1635.

Der hypergeniale Darsteller des Grotesken, Jacques Callot, kam in Nancy zur Welt; seine Familie gehörte zu den vornehmsten in der Stadt, und sein Vater war zuletzt Wappenherold des Herzogs von Lothringen. Schon frühzeitig entwickelte sich in dem Knaben Lust für die zeichnenden Künste; er machte seine Schreib- und Schulbücher zum Tummelplatze seines Talentes und legte darin auf allen leeren Räumen Gallerien seiner keck-humoristischen Gestalten an. Wie sehr er aber auch seine Aeltern mit Bitten bestürmte, sich den zeichnenden Künsten widmen zu dürfen, so hielten diese doch ein solches Gewerbe für ihren Adel zu niedrig. Der zwölfjährige Knabe Jacques, unfähig, seiner glühenden Neigung zu widerstehen, entwich daher aus dem älterlichen Hause und machte sich auf den Weg nach Rom, um dort sich zum Künstler auszubilden und die Meisterwerke Italiens anzuschauen. Beinahe von allen Mitteln zur Reise entblößt und des Weges unkundig, traf er auf eine Zigeuner- und Seiltänzerbande, schloß sich ihr

an und lernte bei der herumschweifenden Lebensweise dieser Horde in Wäldern und Wiesen dasjenige in der Natur und aus eigener Anschauung kennen, was er später in den bekannten vier Blättern, „les Bohémiens“ auf so ergötzliche und geistreiche Weise bildete, sowie überhaupt in seinen profanen Werken der Einfluß nicht zu verkennen ist, den die eigenthümliche Haltung dieser nomadischen Schwärme auf die Darstellung seiner launigen und bizarren Gestalten ausgeübt hat. In Florenz angelangt, verließ er diese Bande, und wurde durch einen toskanischen Offizier, der sich des hilflosen Knaben annahm, zu dem damals mit Auszeichnung genannten Remigius Canta-Gallina geführt, bei welchem vorzüglichen Federzeichner Callot wahrscheinlich den Grund zu demjenigen Kunstzweige legte, dem er sodann vorzugsweise sich hingab, jenem der Radirnadel. Seine Wohlthäter versahen ihn mit Geld, um Rom, das eigentliche Ziel seiner Sehnsucht, zu sehen; aber kaum hier angelangt, wurde er von Kaufleuten aus Nancy erkannt und zu seinen Aeltern zurückgebracht. Der Widerwille, den Griffel mit der Feder zu vertauschen, ließ ihn in seinem fünfzehnten Jahre noch einmal aus dem Vaterhause entfliehen und den Weg nach Italien einschlagen; doch schon in Turin kam ihm sein älterer Bruder in den Weg und brachte den jungen Flüchtling abermals zu den Aeltern zurück. Der strenge Vater gab nun nach. Achtzehn Jahre alt, betrat Jacques zum zweiten Male Rom, widmete sich hier bei dem Maler Giulio Parigi mit großem Eifer der Zeichnenkunst, fühlte sich aber doch mehr zum Kupferstecher, als zum Maler, berufen, und erhielt endlich, auf vieles Bitten, Philipp Thomassin aus Troyes zum Lehrmeister. Sodann ging er nach Florenz, wurde hier in die Dienste des Herzogs aufgenommen, erhielt Wohnung und Gehalt, stärkte eifrig sein Talent, und war besonders beschäftigt, die Werke der großen Meister Andrea del Sarto, Perino del Vaga u. A. durch den Grabstichel zu vervielfältigen. Bald sagte seinem feurigen Talente die langsame Mechanik des Grabstichels nicht mehr zu; vielmehr bewogen ihn die kleinen Federzeichnungen Canta-Gallina's, sich ebenfalls kleineren Arbeiten hinzugeben und dazu sich der für schnelle und feurige Ausführung besonders geeigneten Radirnadel zu bedienen. Die vielen Schauspiele und Feste am Hofe von Florenz, welche der Herzog durch den Stich verewigen zu lassen bemüht war, gaben Callot Gelegenheit, sein Talent weiter auszubilden. Nach des Herzogs Tode kehrte er mit dem Prinzen Karl von Lothringen nach Frankreich zurück, wo er am Hofe zu Nancy eine ehrenvolle und durch Gehalt gesicherte Aufnahme fand. Immer mehr entwickelte er nun in seinen

Werken sein Talent als Seelenmaler; Zeugnisse dafür sind die großen und kleinen Misères de la guerre, die Fantasien, der Jahrmarkt und la carrière de Nancy, in welch letzterem Blatte besonders die Richtigkeit und Gefälligkeit der Zeichnung, die Mannigfaltigkeit der Gruppen, und der jeder Figur angemessene Ausdruck den großen Meister und sicheren Zeichner beurkunden. Die schon genannten Misères de la guerre, welche alle Schrecken des Krieges mit einer schaudern machenden Lebendigkeit und Wahrheit vorführen, schuf Callot nach seiner Rückkehr aus den Lagern von Breda und Rochelle, welche er auf Einladungen des spanisch-niederländischen und des französischen Hofes besucht hatte, um sie durch seinen Griffel zu verewigen. Aber vergebens forderte ihn der König von Frankreich auf, in gleicher Weise auch die durch die königlichen Waffen bewerkstelligte Eroberung von Nancy zu verherrlichen; eben so schlug er das Anerbieten eines ansehnlichen Jahrgehaltes, wenn er sich nach Paris wenden wolle, aus, und blieb in Nancy. Als endlich die Stadt Frankreich einverleibt war, wollte er, aus Widerwillen gegen das französische Regiment, mit seiner Gattin in Florenz eine ruhige Zuflucht suchen; aber mitten unter diesen Zurüstungen zur Reise ereilte ihn, im kräftigsten Mannesalter, am 27. März 1635 der Tod. In der Familiengruft seiner Ahnen zu Nancy ruhen seine Gebeine. Ein eigenthümlicher Zug Callot's war seine Empfänglichkeit für Freundschaft. Er widmete seinen Freunden täglich einige Stunden, ohne dabei seine Arbeitsamkeit zu unterbrechen, sondern verfolgte mitten unter den heitersten Gesprächen und Scherzen unausgesetzt die Spiele seiner Einbildungskraft. Diese Seite seines Gefühls spricht sich auch in seinen Werken aus, in welchen, bei allem überwiegenden Hange zum Spotte, zum Auffassen des Lächerlichen und zur Ironie, doch auch nie eine gewisse Gemüthlichkeit vermißt wird. Am meisten ist er in dem profanen Gebiete zu Hause, wo das Charakteristische seines Genies: Humor, Keckheit, Spott, Ironie, selbst ein reichlicher Zusatz von Bizarrerie, endlich ein Hinneigen zum Fantastischen, zum Gespenstigen und Dämonenhaften, überall hervorleuchtet. Darum hat unter den Neueren Niemand mehr Aehnlichkeit und Geistesverwandtschaft mit ihm, als E. T. A. Hoffmann, wie dies nicht nur dessen „Fantasiestücke in Callot's Manier," sondern auch die ergötzliche Deutung mehrer Callot'schen Zeichnungen in dem, in bunten magischen Gestalten wunderbar vorüberrauschenden Mährchen: „Prinzessin Brambilla" bezeugen, bei welchen Hoffmann seine flüchtigen Gedanken, gleich Callot, hingeworfen hat.

Mohammed.

Geboren um 571. Gestorben 632.

Zum siebenten Male unter der Regierung Justinian's erbebte die morgenländische Erde; da stürzte die östliche Hälfte des Domes der neuerbauten Sophienkirche herab, da fiel auch der Reichspalast der Perserfürsten in Trümmer, da verlosch das heilige Feuer der Magier, — und in derselben Nacht wurde, wenn wir dem Wahne arabischer Schriftsteller Glauben schenken und dabei einen Anachronism von etwa zehn Jahren übersehen wollen, Mohammed (genannt Abul Kasim Abdallah) geboren. Entsprossen aus dem Stamme der Koraischiten, und zwar aus der edlen Familie der Hassemiten, welche als Fürsten der heiligen Stadt Mekka und als Wächter der Kaaba berühmt waren, verlor er, zwei Monate alt, seinen Vater Abdallah Ben Abd ol Muthallib, und sechs Jahre alt seine Mutter Aminet. Zwei Jahre lang erzog ihn nun sein Großvater; dann nahm sich seiner ein Oheim, der Kaufmann Abu Thalib, an, den der dreizehnjährige Mohammed auf seinen Handelsreisen nach Syrien begleitete, wo er den Mönch Bahira und die christliche Religion kennen lernte, was auf sein eigenes späteres Religionssystem großen Einfluß hatte. Ein Jahr darauf zeigte Mohammed in dem Kriege der Entweihung auch seine Kenntniß in den Waffen. Im siebzehnten Lebensjahre zog er nach Dschemen. Seine körperlichen und geistigen Vorzüge, besonders seine Gewandtheit und Zuverlässigkeit, gewannen ihm in seinem fünfundzwanzigsten Jahre die Gunst der reichen Emirswitwe Kabiza, als deren Beauftragter er Handelsreisen in Arabien und Syrien unternahm, wobei er im Kloster Abd ol Keisi, bei Bostra, den nestorianischen Abt Serdschis kennen lernte, und bald darauf ward er durch die Heirat mit seiner um fünfzehn Jahre älteren Gebieterin, reich, unabhängig und angesehen. Sechs und dreißig Jahre alt, machte er den Schiedsrichter unter den Koraischiten beim Neubau der Kaaba. Unter dem götzendienerischen Volke zeichnete er sich durch einen beschaulichen Wandel, und besonders dadurch aus, daß er alljährlich sich einen Monat lang in eine Höhle auf dem Berge Hara, drei Meilen von Mekka, zurückzog. Hier

erschien ihm, wie er vorgab, in der Nacht (Leilet el Kadr) der Engel Gabriel, und berief ihn zum Propheten. Er zählte bereits an vierzig Jahre, als er (609 oder 611) mit der Offenbarung seiner göttlichen Sendung hervortrat und zuerst sein Weib Kadiza, den angesehenen Abubekr, seinen Freigelassenen Zaid, und seinen feurigen Neffen Ali zum Glauben daran bekehrte. Nach einigen Jahren stiller Fortschritte versammelte er (615) seine Verwandten vom Geschlechte Hassem bei sich zu einem Gastmahle, verkündete ihnen seine Berufung zum göttlichen Propheten, und fragte: wer unter ihnen sein Wesir werden wolle. Alle erstaunten; da trat Ali auf, erklärte sich zur Annahme des Wesiramtes bereit, und drohte jeden Zweifler niederzuschmettern, und siehe da, die Hassemiten erkannten die Sendung ihres Vetters an, oder gaben sich die Miene, sie anzuerkennen. Nur Abu Leheb erhob sich gegen ihn, nannte ihn einen Betrüger und blieb lebenslang sein Feind. Die neue Sekte gewann allmälig, zumal unter den jährlichen Pilgrimen der Kaaba, viele Anhänger, doch nicht ohne mannigfache Anfechtung von Seite der Götzendiener, welche endlich drei und achtzig Gläubige (Muhadschirin) zur Auswanderung nach Aethiopien (erste Hidschret, d. i. Auswanderung, Uebersiedlung, nicht aber, wie das Wort gewöhnlich übersetzt wird: Flucht; denn der Gedanke einer Flucht oder eines Davonlaufens des Propheten würde, wie Hammer-Purgstall dargethan, jeden Moslim als Lästerung bedünken), von denen dreiunddreißig während der folgenden drei Jahre, welche Mohammed mit den Hassemiten im Gebirge versteckt zubrachte, zurückkehrten. Inzwischen schloßen die Koraischiten, welche von der neuen monotheistischen Lehre eine Schmälerung ihres einträglichen Postens als Wächter der Kaaba fürchteten, durch eine an derselben angehängte Bundesakte, Mohammed's Familie und Anhang von jeder politischen und religiösen Gemeinschaft aus (619). Nach Kadiza's Tode heiratete Mohammed Suda, und verlobte sich zugleich mit der siebenjährigen Aischa, Tochter Abubekr's, entkam aber mit Noth aus Thajef, dessen Bewohner er bekehren wollte. Dort hatte er in der Nacht die Vision einer Reise über Jerusalem in den siebenten Himmel auf dem Thiere el Borak, von Gabriel geleitet. Von Mekka aus betrieb Mohammed die Ausbreitung seiner Lehre; durch den zum Vorlesen der Suren nach Medina gesendeten Mossab und durch die bestärkte Eifersucht der Medinenser auf den Wohlstand der Koraischiten zu Mekka wurde das Bekehrungsgeschäft dergestalt gefördert, daß in einem Jahre dreiundfünfzig Pilger aus Medina ihm beitraten, während seine Anhänger zu Mekka sich einzeln nach Medina begaben. Durch

einen neuen Mordanschlag der Koraischiten wurde Mohammed (15. Juli 622) zur Auswanderung von Mekka nach Medina bewogen, mit welcher „zweiten Hidschret" alle Bekenner des Islams ihre Zeitrechnung anheben. Seitdem begann der offene Kampf des Propheten mit seinen Feinden in Arabien. Oeffentlich nahm er die fürstliche und priesterliche Würde an, und predigte die vorgeblich durch den Engel Gabriel von Zeit zu Zeit ihm geoffenbarten Lehren mit Feuer und Schwert, und, trotz nicht immer glücklicher Kämpfe auf Leben und Tod, trotz dem, daß der Prophet sein wachsendes Ansehen durch wollüstige Ausschweifungen (er hatte dreizehn Weiber, und außer ihnen noch Sklavinnen zu Geliebten) gefährdete, doch mit solchem Erfolge, daß er im siebenten der Jahre Hidschret die Kühnheit hatte, die vornehmsten benachbarten Fürsten, und selbst den byzantinischen Kaiser Heraklius und den Perserkönig Khosru Perwis, zur Annahme des Islams aufzufordern, und von den Koraischiten einen zehnjährigen Waffenstillstand und dreitägigen Zulaß zur Kaaba erzwang. Die Helden der Koraischiten, Kaled, Amru und der angesehene Othman fielen, ihm zu; daher eroberte er, im achten Jahre der Hidschret, Mekka, vertrieb daraus die Koraischiten und den Götzendienst aus der Kaaba, welche er nun unter Beibehaltung des schwarzen heiligen Steines zum Allerheiligsten des Islam umschuf, und machte sich zum Herrn von ganz Arabien. Seit länger jedoch hatte des Propheten Gesundheit durch einen, von der Jüdin Zeineb vergifteten Schafbraten abzunehmen begonnen, und man leitet daher die Beschleunigung seines Todes ab, so wie andererseits die Fabeln von seiner Epilepsie, die er für prophetische Zuckungen ausgegeben habe, daraus entstanden. Im Jahre 632 unternahm er seine Abschiedswallfahrt nach Mekka, kehrte nach Medina zurück, wo er erkrankte und (6. Juni) starb. Dort ruht auch seine Asche.

In dreiundzwanzig Jahren also hatte der arabische Kaufmann das Grundgebäude der neuen Lehre durch vermeinte Offenbarung des Engels Gabriel, welche sein Nachfolger Abubekr unter dem Namen des Koran sammelte, aufgeführt, und als tapferer Krieger, schlauer Gesetzgeber, feuriger Redner und hoher Dichter, unter dem, in roher Kraft erglühten, durch entstelltes Christenthum, entarteten Judaismus und tollen Götzendienst in allerhand Sekten zerklüfteten Volke einen blinden Glauben an seine prophetische Sendung und Weihe gewonnen. Der Hauptsatz der neuen Lehre war: „es ist Ein Gott, und Mohammed sein Prophet," und somit die Untrüglichkeit alles dessen begründet, was Gabriel durch des Propheten Mund

verkündet haben sollte. Mit der Sinnesart seines Volkes bekannt, machte er sein Paradis zum himmlischen Freudenhimmel eines Morgenländers; seine Moral stückelte er aus altjüdischer und christlicher Sittenlehre zusammen. Scharfsinn, Ueberblick, Gedächtniß, Geistesgegenwart, Fantasie und Beredtsamkeit ersetzten ihm die Schulbildung, welche ihm fehlte; indem er sich selbst einen Idioten (Ummi) nannte, welches Einige dahin deuten, daß er nicht zu schreiben verstand, während Andere ihm ein Buch über Almosen und Gebet zuschreiben.

Auch seine körperliche Schönheit trug bei, ihm die Herzen zu gewinnen. Die auf Gürteltalismanen mohammedanischer Frauen häufig eingegrabene Schilderung entwirft von ihm folgendes traditionelle Bild (ein anderes besitzen wir nicht): „Der Vortrefflichste war braun und weiß zugleich, mit langen dünnen Augenbrauen, glänzend von Angesicht, in voller Reife des männlichen Alters, dunkeläugig, von ehrwürdiger Stirn, kleinen Ohren, gebogener Nase, mit von einander getrennten Zähnen, runden Gesichts und Bartes, langhändig, feinfingerig, von vollkommenem Wuchse, und zwischen seinen Schultern das Siegel des Propheten (ein großes Muttermahl), worauf geschrieben stand: Wende dich, wohin du willst, es folgt dir der Sieg.“ — Ob er ein Schwärmer oder ein Betrüger, ob Beides zugleich gewesen, bleibt unentschieden. Wahrscheinlich ward, was ursprünglich sein Ehrgeiz ersonnen, ihm später zum fatalistischen Glauben an sich selbst, wobei Lüge und Ueberzeugung in Eines verschmolzen und in seine Lehre, trotz des Abenteuerlichen und Ungeheuerlichen ihrer Außenseite, eine mystische innere Wahrheit legten, welche seine Orientalen fanatisirte und zum blinden Glauben hinriß.

Mohammed II.,

türkischer Sultan.

Geboren 1430. Gestorben 1481.

Der Tod Sultan Murad's II. (im Februar 1451) rief dessen einundzwanzigjährigen Sohn Mohammed auf den Thron Osman's. Die Ermordung seines Bruders Ahmed; die schimpfliche Verheiratung der Mutter desselben an einen Sklaven, bezeichneten den Regierungsantritt des jungen Tyrannen. Nachdem er auf diese Weise jeder Beeinträchtigung seiner Rechte zuvorgekommen, befestigte er zuvörderst alle Verträge, welche sein Vorgänger eingegangen war, beschäftigte sich jedoch bereits mit dem Plane, dem griechischen Kaiserthume durch die Eroberung von Konstantinopel den letzten Todesstoß zu geben. Im April 1453 begann die engere Einschließung der Kaiserstadt zu Wasser und zu Lande, und bereits am 29. Mai erlosch, unter Blutströmen und über der Leiche des letzten Kaisers, der Name des byzantinischen Reiches. Mohammed bestimmte die eroberte Stadt zu seiner Residenz, stellte die zerstörten Festungswerke wieder her, ließ die Schlösser, bekannt unter dem Namen der Dardanellen, erbauen, und ertheilte den Griechen einen Freiheitsbrief, der ihre Personen und Güter unter seiner Herrschaft zu schützen versprach. Im folgenden Jahre unternahm Mohammed einen Zug nach Serbien, eroberte Ostrovitz, belagerte aber vergeblich Semendria, und ging hierauf nach Adrianopel zurück. Ein Korps von zweiunddreißig tausend Mann, welches unter Firusbeg an der Morava zurückblieb, erlitt eine Niederlage und der Sultan schloß Frieden, fiel jedoch im Frühjahre 1455 abermals in Serbien ein, und eroberte dessen Hauptstadt Novoberda. 1456 im Juni erschien Mohammed mit 160,000 Mann und dreihundert Kanonen vor Belgrad, mußte aber die Belagerung am 22. Juli nach großem Verluste aufheben. 1458 unternahm Mohammed einen Feldzug nach Morea, und unterwarf sich die Landschaften Phliasia und Kalabryta, so wie Patras mit den dazu gehörigen Städten und Athen. Ein neuer Feldzug nach dem Süden 1460 hatte die gänzliche Unterwerfung Griechenlands zur Folge; dagegen widerstand

Albanien unter dem tapferen Skanderbeg den türkischen Waffen, und im Frieden von 1461 blieb Letzterem die Oberherrschaft von Albanien und Epirus. In Folge der verweigerten Uebergabe von Galata erklärten die Genueser den Krieg an Mohammed, welcher mit der Einnahme Amaßra's durch den Sultan endete. Noch in demselben Jahre unterwarf sich Mohammed das griechische Kaiserthum der Komnenen in Kleinasien, Trapezunt. 1462 unternahm der Sultan den lesbischen Feldzug. Die Festung Babicsa Ocsak ergab sich nach dreitägiger Belagerung, ebenso die Hauptstadt Jaicza, und bald das ganze Land. Noch in demselben Jahre erklärte Venedig den Krieg an den Sultan. Luigi Coredano befehligte die Flotte, Berthold von Este die Landmacht. Der Peloponnes ward gegen den Sultan aufgewiegelt; Coredano nahm das Schloß Vatica und vereinigte sich mit Este zu Napoli. Nach der Wegnahme von Argos schritten die Venetianer zur Wiederherstellung der Befestigung der Landenge von Korinth. Als aber Mahmud Pascha mit einem Heere nahte, hoben sie die Belagerung von Korinth auf und flüchteten nach Napoli. Mahmud eroberte Argos zurück und sendete Omar mit zwanzigtausend Reitern zur Verheerung ins venetianische Gebirge. Im Frühjahre 1464 landete Coredano's Nachfolger Oreste Giustiniani auf Lesbos, belagerte ohne Erfolg Mitybel und ging nach Negroponte, wo er im Juni starb; eben so wenig bezweckte Sigismund Malatesta, der vergeblich Sparta belagerte und bald nach Italien zurückkehrte. — Jakob Barbarigo übernahm den Oberbefehl der Landmacht, ward von Omarbeg bei Patras, so wie bei Kalamata geschlagen. Die Einnahme der Inseln Imbros, Thasos und Sorcothrasel waren die Erfolge von den Thaten der Flotte, welche am 16. August 1464 nach Rhodus und Morea auslief. Im Jahre 1466 beschloß Mohammed den Feldzug gegen Karaman, das mit Venedig geschlossene Bündniß als Grund zum Friedensbruche nützend. Er selbst brach nach Asien auf und eroberte Kawala und Konia, und beendete durch die Schlacht bei Karaman den Krieg. 166 Jahre hatte die Dynastie Karaman bestanden. In die Zeit, wo Mohammed mit Bosnien, Morea und Karaman in Krieg verwickelt war, fallen die Waffenthaten Skanderberg's, welcher drei türkische Heere vernichtete, und zu den gefährlichsten Feinden des Sultans gehörte. Im Jahre 1476 unternahm Letzterer die Belagerung von Negroponte. Dreihundert Segel führten siebzigtausend Mann zu Wasser, und Mohammed ein gleich starkes Heer zu Lande herbei. Den 12. Juli 1470 fiel die Festung in des Eroberers Hände, welcher, wie überall, seine Grausamkeit an der

übrig gebliebenen Besatzung übte. Kärnten, Krain und Steyermark waren von 1470 bis 1474 beständigen Einfällen ausgesetzt. Dagegen war der Feldzug von 1475 in der Moldau den Türken nicht günstig. Im Jahre 1477 fanden die beiden fruchtlosen Belagerungen von Lepanto und Troja durch Mohammed Statt. Kurz darauf fielen die Türken in Friaul ein, und verwüsteten, nachdem Omar den Venetianer Norello geschlagen, die Ebene zwischen dem Isonzo und Tagliamento. Im Laufe des Jahres 1478 unterwarf sich Mohammed Troja, Scutari, Drivasto und Alessio, schloß den 26. Januar 1479 mit Venedig Frieden, und unternahm noch in demselben Jahre einen Einfall in Ungarn, der mit der Schlacht bei Kenger Mezö endete. Die dreimonatliche vergebliche Belagerung von Rhodus war Mohammed's letztes Unternehmen; er starb am 3. Mai 1481, als er einen neuen Eroberungszug antreten wollte. Mohammed eroberte zwei Kaiserreiche, das byzantinische und trapezuntische, unterwarf sich in Europa die Königreiche Serbien, Bosnien, Albanien, die Moldau und Morea, so wie in Asien Kastemuni und Karaman, machte sich zum Herrscher der Inseln Negroponte, Cephalonia, Lesbos, Lemnos, Tenedos, Imbros und Thasos, und mehr als dreihundert Städte öffneten ihm ihre Thore.

Mit Recht gebührt ihm der Titel eines Eroberers, womit ihn die osmanische Geschichte vor allen anderen Sultanen auszeichnet. Seine Tapferkeit kam seiner Grausamkeit gleich, obwohl manche Züge derselben übertrieben oder erdichtet sind; Wollust und gräuliche Ausschweifungen verdunkelten seine Heldengröße. Zeugnisse des Herrschergenius Mohammed's, der, wie Hammer-Purgstall meldet, nicht nur Vergrößerer des Reiches oder Eroberer, sondern auch Begründer durch Gesetzgebung, nicht nur Entvölkerer, sondern auch Bevölkerer von Städten, nicht nur Zerstörer von Städten und Klöstern, sondern auch Gründer von Moscheen und Schulen, von Spitälern und wohlthätigen Stiftungen, nicht nur Vertilger griechischer Kultur und Kunst, sondern auch wissenschaftlich und bis zum Dichter gebildet war, — sind, nebst seinen Thaten des Krieges, seine Denkmale des Friedens, seine Bauten, seine Stiftungen, seine Einrichtungen des Staates und des Heeres, und die Werke der Gelehrten und Dichter seiner Zeit.

Inhalts-Verzeichniß

des vierten Bandes.

Seite

Addison, Joseph, verdienstvoller engl. Literat 164
Adelung, Joh. Christoph, großer deutscher Sprachforscher 221
Albrecht II., deutscher, und König von Ungarn und Böhmen ꝛc. . . . 235
Albrecht III., Achilles, Markgraf von Brandenburg 26
Alembert, Jean le Rond d', berühmter Philosoph und Naturforscher . 87
Alfieri, Vittorio Graf, Italiens größter tragischer Dichter 98
Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland 206
Bach, Sebastian, Vater der neueren Musik 154
Bauér, Johann, ausgezeichneter Feldherr der Schweden 330
Basedow, Jos. Bernh., Gründer eines Erziehungssystems 66
Bauernfeld, Eduard v., deutscher Lustspieldichter 102
Bayard, Pierre du Terrail, Seigneur de, der Ritter ohne Furcht und Tadel 168
Beauharnais, Eugen, Herzog v. Leuchtenberg ꝛc., französ. Feldherr . . 183
Benningsen, L. A. T. Graf, russischer Feldherr 192
Berryer, Pierre Antoine, Frankreichs größter lebender Redner 296
Berzelius, Jakob v., berühmter schwedischer Chemiker 253
Blake, Robert, englischer Seeheld 125
Bouillon, Gottfried v., Anführer der Kreuzheere, König v. Jerusalem . 78
Bramante, berühmter Baumeister Italiens 215
Burke, Eduard, engl. Staatsmann und Publicist 225
Callot, Jacques, genialer Zeichner 357
Catinat, Nikolaus v., ausgezeichneter franz. Feldherr 171
Chénier, Marie Joseph de, franz. tragischer Dichter 258
Clarendon, E. Hyde Graf v., engl. Staatsmann und Publicist . . . 187
Clemens XIV., römischer Papst 61

Seite

Clementi, Muzio, Schöpfer des neueren Klavierspiels 156
Collin, Heinrich v., deutscher Bühnendichter 210
Collin, Mathias v., verdienstvoller Literat . . , ... 209
Colloredo-Mansfeld, Hieronymus Graf von, berühmter öster. Krieger 275
Constant, Benjamin, franz. Staatsmann und Publicist 319
Crébillon, P. J. de, tragischer Dichter Frankreichs 104
Defoe, Daniel, Verfasser des „Robinson Crusoe" 316
Deinhardstein, J. L., ausgezeichneter deutscher dramat. Dichter . . . 99
Descartes, René, Gründer eines philosoph. Systems 85
Dolce, Carlo, berühmter florentin. Geschichtmaler 54
Dryden, John, engl. Dichter und Kritiker 166
Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland 199
Erskine, Lord Thomas, berühmter engl. Anwalt 50
Fadinger, Stephan, Anführer des Bauernaufstandes in Oberösterreich 263
Ferdinand V. der Katholische, König von Aragonien 107
Fontenelle, Bernard de, Universalgelehrter 292
Franz I., Kaiser von Oesterreich rc. 342
Friedrich I. der Gebissene, Landgraf von Thüringen, Markgraf zu Meissen 35
Friedrich II. der Große, König von Preußen 28
Frundsberg, Georg v., berühmter österr. Feldherr 268
Galilei, Galileo, großer Mathematiker und Astronom 289
Georg von Podiebrad, König von Böhmen 307
Gneisenau, N. Graf v., berühmter preuß. General 189
Gottfried von Bouillon, s. **Bouillon.**
Gottsched, Joh. Christoph, deutscher Kritiker und Literarhistoriker . . . 217
Günther Graf v. Schwarzburg, deutscher König 325
Hagedorn, Friedrich v., deutscher Dichter 117
Halm, Friedrich, s. **Münch-Bellinghausen.**
Herder, J. G., großer deutscher Philosoph, Dichter und Geschichtschreiber 21
Herschel, F. W., berühmter Astronom und Optiker 121
Hunter, John, ausgezeichneter engl. Arzt und Physiolog 229
Jacquin, Joseph Freiherr v., hochverdienter Arzt und Naturforscher . 146
Jacquin, Nikolaus Freiherr v., vorzüglicher Naturforscher 144
Jefferson, Thomas, Washington's Nachfolger 52
Johann Baptist, Erzherzog von Oesterreich rc. 1
Johnson, Samuel, engl. Aesthetiker und Dichter 94
Jones, William, großer Orientalist 341
Joseph I., römisch-deutscher Kaiser rc. 111
Karl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich rc. 5
Keppler, Johann, großer Astronom und Mathematiker 118
Kutusow-Smolensky, M. L. G., Fürst, berühmter russischer General 141

Seite

Laffitte, Jacques, berühmter franz. Staatsmann und Redner 294
Lapérouse, J. F. G. de, franz. Entdeckungsreisender 123
Larrey, D. J., hochverdienter franz. Arzt 231
Lazzari, Donato, s. Bramante.
Leopold VII. der Glorreiche, Herzog von Oesterreich und Steyermark . 240
Lichtenberg, G. Chr., berühmter deutscher Humorist und Gelehrter . . 24
Ligne, K. J. Fürst de, Krieger und Schriftsteller 151
Lorrain, Claude, der größte Landschaftsmaler 173
Macchiavelli, Nicolo, berühmter Staatsmann und Geschichtschreiber . 130
Maison, N. J. Marquis v., Pair und Marschall von Frankreich . . . 245
Mansart, J. H., berühmter franz. Baumeister 212
Malherbe, François de, Vater der französischen Lyrik 107
Mansfield, W. Murray, Graf v., engl. Staatsmann und Redner . . 185
Marlborough, J. Churchill, Herzog v., großer englischer Feldherr . . 81
Mathias Corvinus, König v. Ungarn 299
Maximilian I. Joseph, König von Baiern 351
Mohammed, Gründer des Islams 360
Mohammed II., türkischer Sultan 364
Münch-Bellinghausen, E. F. J. Freih. v., ausgezeichneter dramat. Dichter 45
Niketas, Nikolaus, Mitkämpfer im griech. Unabhängigkeitskriege . . . 323
Oken, Lorenz, berühmter Naturphilosoph 255
Oxenstierna, Axel Graf v., großer schwed. Staatsmann 157
Penn, William, Quäkerapostel und Staatsgründer 223
Pestalozzi, J. H., Stifter eines pädagogischen Systems 68
Peter II. Alexeiwitsch, Kaiser von Rußland 202
Peter III. Feodorowitsch, Kaiser von Rußland 203
Piron, Alexis, franz. Dichter und Satyriker 149
Podiebrad, s. **Georg** von Podiebrad.
Priestley, Joseph, engl. Philosoph und Physiker 336
Pyrker, J. L., v. Felsö-Eör, Patriarch-Erzbischof v. Erlau &c., berühmter Epiker 41
Quarin, Joseph Freiherr v., ausgezeichneter Arzt 194
Rosa, Salvator, gefeierter ital. Maler, Dichter und Musiker 53
Rousseau, Jean Baptiste, bedeutender franz. Lyriker 260
Royer-Collard, P. P., franz. Deputirter und Doctrinair 321
Ruyter, M. A., großer holländischer Seeheld 87
Schwarzburg, s. **Günther** v. Schwarzburg.
Schwarzenberg, Karl Fürst v., berühmter österr. Feldherr 281
Sickingen, Franz v., deutscher Ritter 160
Spinoza, Benedikt, Gründer eines philosophischen Systems 128
Steenbok, Magnus Graf, schwedischer Feldherr 331

Seite
Suwarow, P. A. W., Fürst Italinsky, Rußlands größter Kriegsheld . 186
Swieten, Gerhard van, berühmter Arzt 197
Swift, Jonathan, Englands größter Humorist und Satyriker 96
Tizian Vercelli, größter venetianischer Maler 176
Torstenson, Leonhard, berühmter schwed. Heerführer 15
Tromp, Cornelius, großer holländischer Admiral 59
Valée, S. Ch. Graf, Marschall von Frankreich 248
Vega, Lope de, berühmter span. Theaterdichter 89
Vinci, Leonardo da, Gründer der neueren Malerschule 354
Watt, James, Verbesserer der Dampfmaschinen 184
Weiße, Chr. F., trefflicher deutscher Bühnendichter und Jugendschriftsteller 118
Wellington, A. Wellesley, Herzog v., englischer Feldherr und Staatsmann 76
West, Benjamin, engl. Historienmaler 188
Wilhelm I. der Eroberer, Herzog der Normandie, König v. England . 71
Winckelmann, J. J., großer deutscher Kunstkenner und Archäolog . . 314
Wrangel, K. G. Graf v., ausgezeichneter schwed. General 19
Wrede, K. Ph. Fürst v., berühmter baier. Feldherr 179
Ximenes, G., de Cisneros, span. Priester, Staatsmann und Krieger . 63
Ziethen, H. J. v., berühmter preußischer General 39

